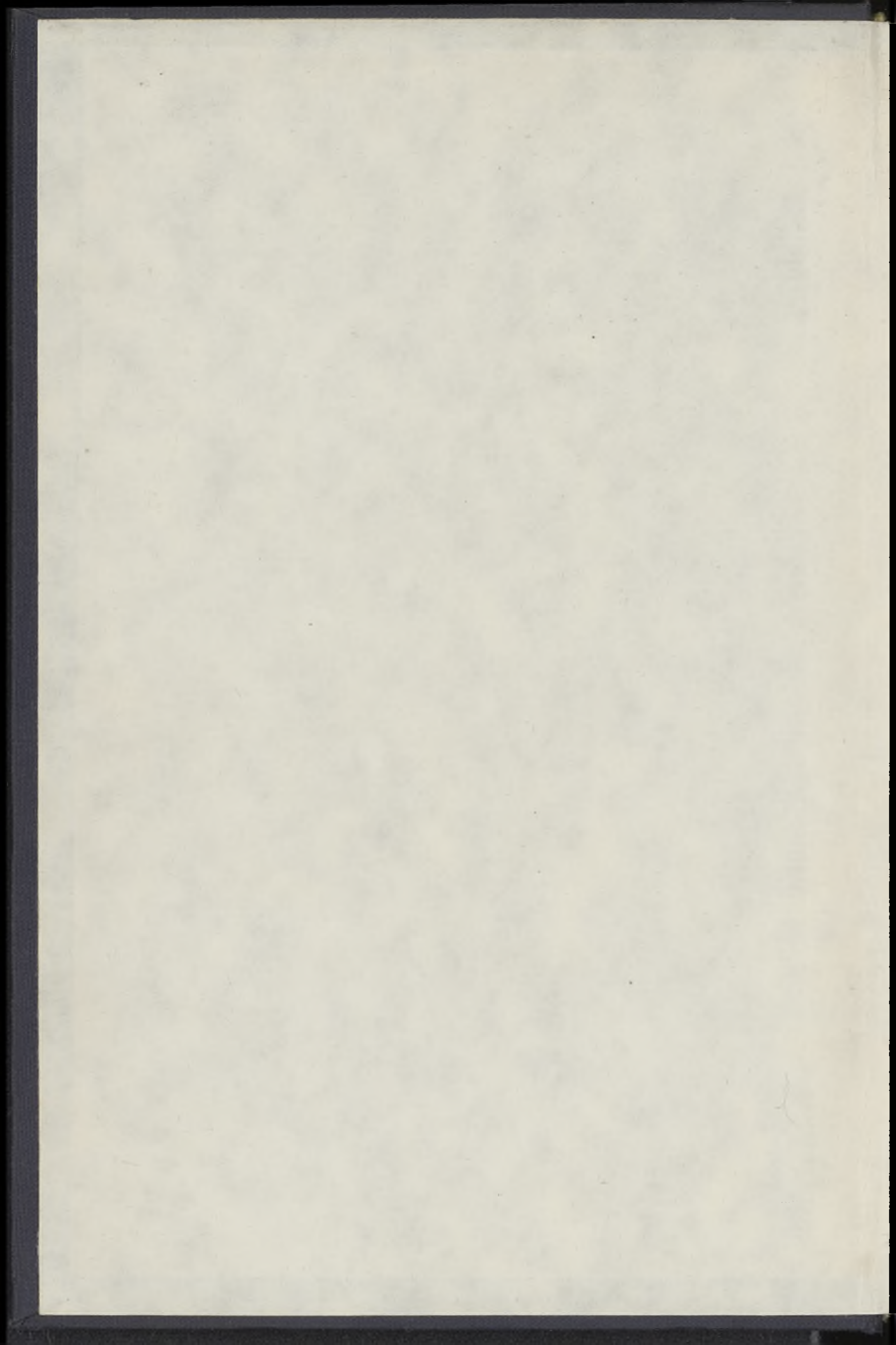
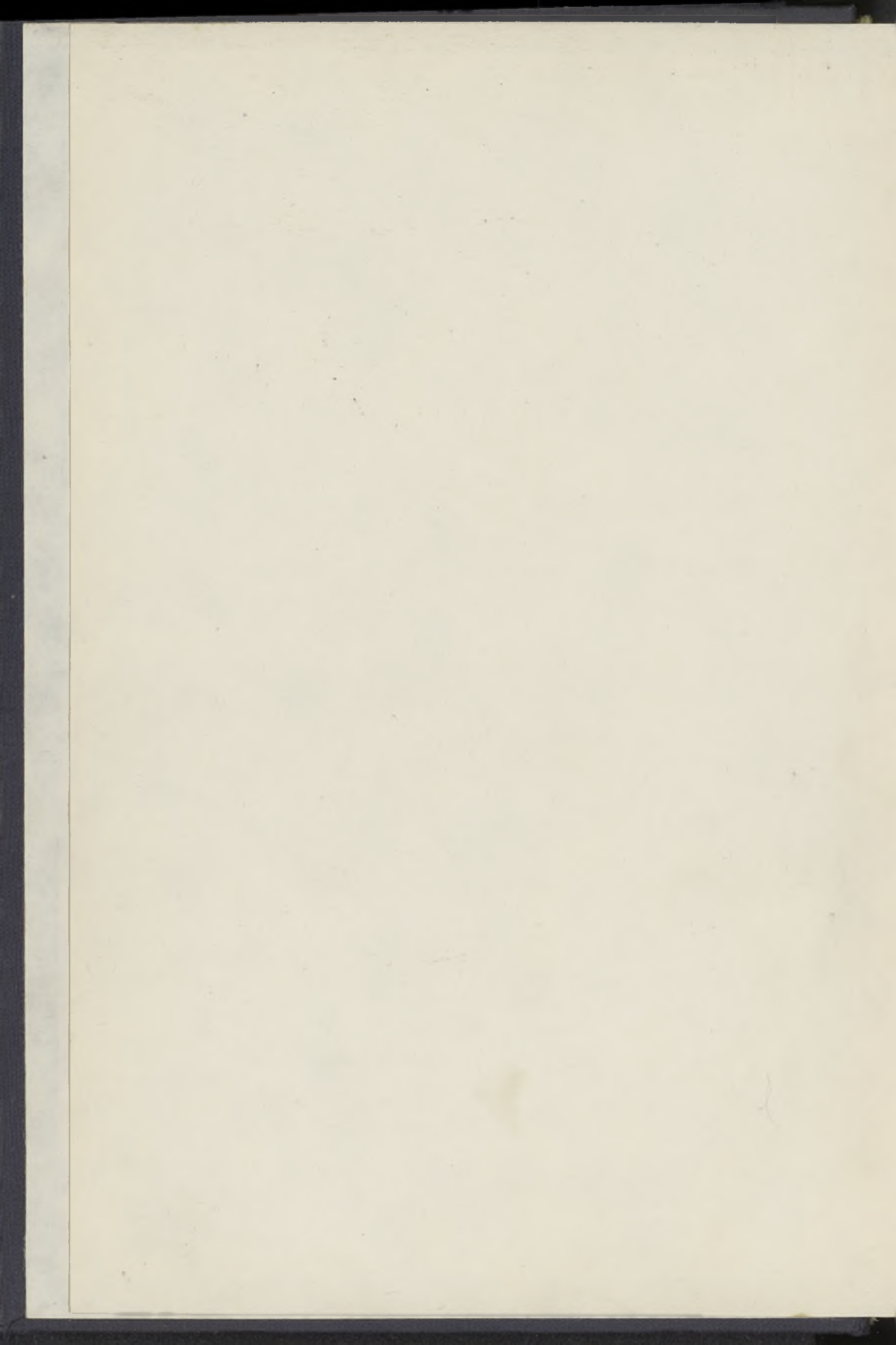
SSWURM

BAROCK





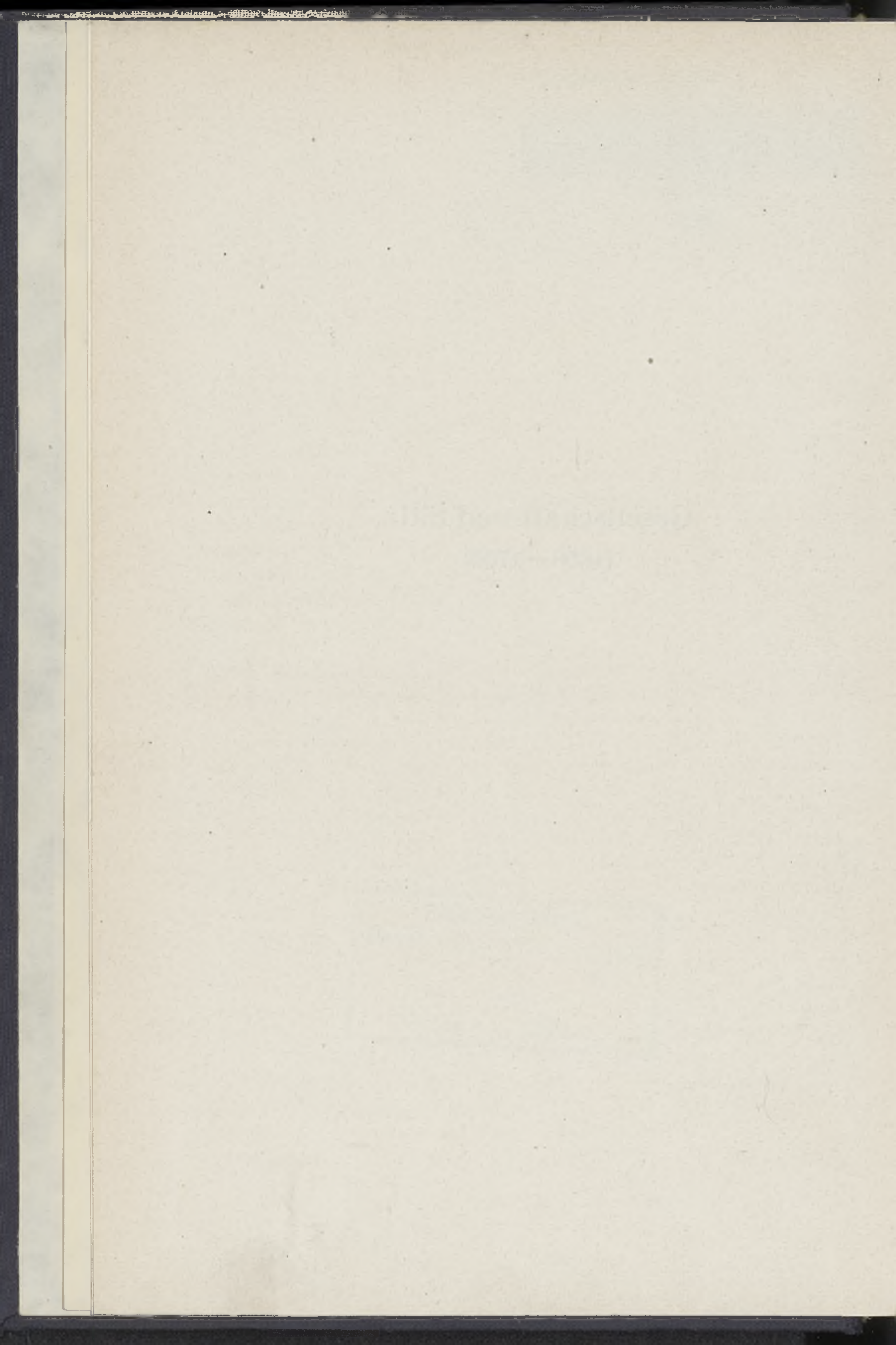
Das Jahrhundert des Barock

GESELLSCHAFT UND SITTE
(1600 — 1700)

Von
ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM



HOFFMANN UND CAMPE VERLAG
HAMBURG · GEGRÜNDET 1781



Gesellschaft und Sitte
(1600—1700)



Vorwort.

Das 17. Jahrhundert gehört zu den wichtigsten Erlebnissen der europäischen Geschichte; in seinem reichbestellten Ackerland wurzelt fast die gesamte moderne Kultur, und seine Erfahrungen beherrschen die Weltanschauung der kommenden Zeiten. Aus seinen Kriegen und Friedensschlüssen ging das heutige Europa hervor, aus seinen Erfindungen und wissenschaftlichen Fortschritten in letzter Konsequenz die Technik der Gegenwart, aus seinen Weltanschauungsfragen jener Komplex von Richtungen, die wir in den Kämpfen unserer Zeit zu überwinden trachten. Vom Standpunkt des Kulturhistorikers war es ein großes Jahrhundert, dessen Entwicklung nicht nur interessant, sondern auch nützlich zu studieren ist.

In der Kulturgeschichte soll das Gegeneinander und Zusammenwirken von Politik und Leben, Kunst und Leben, Wirtschaft und Leben, Religion und Leben gezeichnet werden, so daß ein Weltbild entsteht, in dem jede Figur ihren richtigen Platz einnimmt, weder hervorgehoben noch unterdrückt durch der Parteien Haß und Gunst. Es sollen der Zustand des Daseins, die Gefahr und Sicherheit des Einzellebens, seine geistige Linie und der „standard of life" in klaren Konturen gezeichnet sein. Im ersten Teil dieses Bandes, der das Barockzeitalter behandelt, wird deshalb nach Ländern geordnet ein allgemeiner Überblick geboten, der den Zeitraum von ungefähr 1600 bis 1700 umfaßt; genaue Grenzen lassen sich freilich nicht einhalten. Wo in den Gesichtskreis neue Länder treten, beleuchtet ein Rückblick ihr Wesen. Mehr als sonst erscheinen einzelne Fürsten und hervorragende Politiker im Vordergrund des Geschehens; dies bedingt die Vorherrschaft des Absolutismus, unter dem die Gesamtheit hinter dem Führer zurücktritt.

Die scholastische Philosophie hatte für die verschiedenen Schlußfiguren ihrer Modi, d. h. der verschiedenen Art und Weise des Daseins, sogenannte Memorialwörter aufgestellt, zu denen „baroco" gehört und den Schlußsatz der zweiten Figur bezeichnet.

Diese Merkwörter waren wie die Bezeichnungen der Musiknoten und lassen die Künstlichkeit des Denkprozesses erkennen. Aus der Philosophensprache der Vergangenheit kam das Wortgebilde in das neugeartete Jahrhundert, in Künstlermund, und wurde gebraucht, um etwas scholastisch Bizarres auszudrücken. In dem Abschnitt über Architektur wird das Nähere darüber gesagt. Jedenfalls gab es erst der Kunstrichtung und später dem ganzen Zeitalter den Namen, lange mit spöttischem Nebensinn, heute in Anerkennung der Größe und des Geschmacks einer bedeutungsvollen Epoche.

A. v. Gleichen-Rußwurm.

I.

Pomp und Perücke.

Einheitliche Kultur. — Rückfälle. — Erste Toleranz. — Der Sonnenkönig. — Die zivilisierte Gesellschaft. — Nachahmung. — Geburt der Mode. — Das chinesische Element. — Pomp der Allongeperücke. — Ihr Ursprung. — Feierliche Bejahung der Kulturwerte. — Der letzte große Kunststil. — Dekorierung. — Fiorituren und Floskeln. — Das Arsenal der Höflichkeit.

Der Barock zeigt wie im Märchenspiel und Märchenstil die größten Gegensätze, ja geradezu grotesk gebauschte Gegensätze in der Kultur zwischen Land und Land.

Das Streben der Renaissance nach einheitlicher, universeller Kultur, deren Propheten die Humanisten gewesen, ist gewaltsam zerstört durch den Riß, den die Glaubenskriege, Reformation und Gegenreformation Europa zufügten.

Auf kulturellem Gebiet besteht der Impuls des Fortschritts zwar weiter, jedoch atavistische Rückfälle schlimmster Art stehen ihm entgegen. Die größte Tragik erlebt Deutschland, wo streckenweise prähistorische Barbarei eintritt nach den materiellen und moralischen Verwüstungen des Krieges. Bis zur Menschenfresserei hinab geht der entsetzliche Abstieg. Die Volksseele wird vergiftet durch stärker um sich greifenden Hexenglauben.

Gegen diese Barbarei halte man den kulturellen Hochstand der Niederlande mit ersten Versuchen der Toleranz, auf jedem Gebiet der Wissenschaft und Industrie mit Riesenschritten vorwärtsgekommen. Man vergleiche ferner den musikalisch-arkadischen Zustand Italiens unter milder Prälatenherrschaft und reichen Republiken und die letzte Pracht, dann das Bettlerelend in Spanien, England in Revolution, zwischen Luxus und Puritanismus hin und her gerissen. In Frankreich krasse Gegensätze, die Provinzen vielfach verelendet, in mittelalterlichen Fehdezuständen verharrend, der aufstrebende Hof, das leuchtende Paris in raschem Tempo des Fortschritts. Ähnlich, wie nach den römischen Bürgerkriegen der unterdrückte Adel zur See und zu Land oft räuberisch auftrat, ließ sich auch diesmal der Adel in Frank-

reich nicht niederzwingen ohne solchen Protest nach den langen Bürgerkriegen, und es entstand unter der Fronde ein halb politisches Räuberwesen, dessen sich der Absolutismus nicht ohne Grausamkeit entledigen konnte.



Ludwig XIV.
Nach dem farbigen Wachsporträt von Antoine Benoist (1706). Versailles.

Aus solch dunklem Grunde strahlt endlich mitten aus blutigem Gewölk heraus die Sonne des „Sonnenkönigs". Unter ihren Strahlen entsteht, was im 17. Jahrhundert als Kulturerscheinung am merkwürdigsten, am ausdrucksvollsten, am imponierendsten ist, weil es etwas durchaus Neues für die europäische Welt bedeutet, wenigstens in solch auffallender Vollendung, die „société polie", die höfliche, die zivilisierte Gesellschaft. Reichtum, technische Errungenschaften, Üppigkeit, die Größe der Feldherren, sogar die Größe der Wissenschaft müssen vor dieser Errungen-

schaft, die nichts zum Ausdruck bringt als siegreiche Imponderabilien, bewundernd huldigen, als vor dem Höheren und Höchsten. Der Barbar befleißigt sich der Nachahmung.

Die „société polie“ erzeugt eine Macht, der sie sich selbst beugt und die jene Einmütigkeit, jene Einhelligkeit, welche die Humanisten ersehnten, zwar bis zu einem gewissen Grade parodistisch einführt, doch immerhin wieder ein Band um die Nationen schlingt, die Mode. Die Sehnsucht nach Form aus dem eingerissenen und noch weiter drohenden Chaos geht eigentlich auf Schönheit aus, reicht aber nur bis zur Mode, die befiehlt, was für schön und daher für wünschenswert zu gelten hat.

Obwohl das chinesische Element erst später in das Reich der Mode einbezogen wird, ist es, als habe die chinesische Höflichkeit auf irgendwelchen Wegen Eingang gefunden, ihre Zeremonien, ihre Floskeln gehören zum zwingenden Anstand, und wie der gebildete Höflichkeitsanbeter, der Chinese von einst, nicht ohne Zopf zu denken ist, so erscheint der nach Form strebende Europäer des 17. Jahrhunderts nicht denkbar, nicht vorstellbar ohne Perücke. Die Unbequemlichkeit ihres Tragens schreckt ihn nicht ab; ein feiner Mann muß sich den gebotenen Unbequemlichkeiten fügen.

Pomp ist unentbehrlich für Kirche und Palast, für Ordnung und Autorität, für Anstand und Dekorum, der Pomp der Perücke. Zu ihrer imposanten Künstlichkeit, zu ihrer Majestät, zu ihrer Betonung des Standesbewußtseins rettet sich gleichsam der Kultur erstrebende Europäer. Sie wird pflichtmäßig Symbol für die Zusammengehörigkeit der Gesellschaft. In jeder ihrer Locken steckt tiefer Sinn.

Im Zeitalter der Perücke wird vieles möglich, was bis dahin für unmöglich gegolten.

Wenn auch das Perückentragen nach einer Version seinen Ursprung daher genommen hat, daß infolge der Kriege großer Schmutz und Verelendung eintraten mit wachsender Verbreitung des Ungeziefers und die Herren ihr langes Haar nicht mehr wie früher pflegen konnten, so daß sie es lieber opferten und durch eine künstliche Haartour ersetzten; der daraufhin entstandene Brauch der Allongeperücke läßt sich nicht mehr wegdenken von der Majestät des „großen Jahrhunderts“.

So bedeutende Männer umrahmten ihre bedeutenden Züge mit der seltsamen Lockenfülle, so neue und mächtige Gedanken bewegten manch lockenumrahmte Stirn, daß dieser Stil kein Achselzucken moderner Menschheit verdient. Der Pomp der Perücke

gehörte zu einer neuen feierlichen Bejahung kultureller Werte gegenüber dem Chaos, bezeichnete eine neue Verbrüderung der hochstehenden europäischen Menschheit im Streben nach äußerer Lebensform, nach gültiger Gesittung und Höflichkeit zugeschworener Geselligkeit.

Der Barock ist der letzte große Kunststil, denn die Geschmacksrichtung des Rokoko ist nur sein spielerisch liebenswürdiger Ausläufer, seine Verniedlichung, der Stil Ludwigs XVI. und der Stil des sogenannten „Empire" eine bewußte Rückkehr zur einfachen Form und dann zur römischen Antike. Was man heute Stil nennt, ist nichts als ein technisch beherrschter Ausdruck, ein Stil, der bewußt die naiv sinnliche Schöpferfreude kastriert, deren Spieltrieb entsagt und seine neue Aufgabe rein technisch bewältigt. Mag diese Bewältigung durch titanische Größe imponieren, durch gewaltiges Können freudige Bewunderung erwecken, dem ästhetischen Wohlgefallen verwandt, einen Ersatz dafür bieten; es handelt sich um Ersatz eines Kunststils, nicht mehr um Kunststil als solchem. Nie ist künstlerisch so aus dem Vollen geschöpft worden als im Barock, nie vom Größten ins Kleinste so verschwenderisch und mit stolzer Absicht „dekoriert" worden, nie erschienen Schmuckteile als so notwendig und reicher Zierat als so selbstverständlich. Der Schnörkel ist nicht affektiert, er ist zur zweiten Natur geworden.

Jedem Stoff, der behandelt wird, setzt man Schmuck auf, gleichsam aus Höflichkeit, wie man die eigene Person stilisiert und zierlich aufmacht, wie man in der Musik in Fiorituren und Koloraturen schwelgt, und ebenso im Sprachgebrauch, mündlich wie schriftlich, mit Floskeln, Komplimenten und geblümten Redensarten schmeichelt. Nicht ohne einen gewissen Anklang mit der chinesischen Formenwelt, weil um diese Zeit das Kulturideal unbewußt etwas von dem fernen ostasiatischen Kulturideal aufnimmt, weil es zu einem Kultus der Höflichkeit und einer Anbetung von Zeremonien sowie guten Manieren neigt. Zum Ausdruck kommt damit eine gewaltsame Reaktion gegen das Versinken in Kulturlosigkeit, das die furchtbaren Glaubenskriege und in deren Gefolge das Aufbäumen sozialer Unruhen mit sich brachten. Gegen das „Zeter und Mordio" der Bauernkämpfe, des Stadtpöbels, der Sekten in Frankreich, England und Deutschland, die kommunistische Wirrsal androhen, wehrt sich der Barock, wie Konfutse einst ähnlichen Wirren in China begegnet war mit der Kraft von Imponderabilien, mit Waffen aus dem Arsenal der Höflichkeit.



Der Sonnenkönig in verschiedenen Lebensaltern.

Oben (Mitte): Anna von Österreich als Regentin von Frankreich mit dem jungen, als Mädchen gekleideten Ludwig XIV. Unten (Mitte): Der König im Alter von 68 Jahren nach dem Wachsporträt von Antoine Benoist (siehe Abbildung Seite 10). Alle übrigen Bildnisse nach gleichzeitigen Münzporträts aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. (1643—1715).

Nach Lacroix, Le XVIIe Siècle, Paris 1891.

II.

Aufstieg und Abstieg.

(Deutschland.)

Kulturelle Wirkung des 30jährigen Krieges. — Überblick. — Umschwung der Weltanschauung. — Keplers Elend. — Astrologie. — Das Teleskop. — Naturgesetze. — Hexenverdacht. — Die Geheimnisse des Himmels. — Stachel und Antrieb. — Veränderte Zivilisation. — Das Tabakrauchen. — Das wirtschaftliche Gesetz. — Die barocke Architektur. — Don Juan und Don Quichotte. — Milton. — Le grand siècle. — Musik und Jagd. — A la mode. — Fremde Heere in Deutschland. — Donauwörth. — Die Mitspieler. — Taktik, Strategie und Politik. — Prestige des Führers. — Interessenpolitik. — Unter großem Gesäuf. — Der Deckmantel der Religion. — In Sachsen. — Ein Justizmord. — Kipper und Wipper. — Der deutsche Michel. — Die Hofräte und Reineke Fuchs. — Defenestration. — Kondottieri in Deutschland. — Witz und Spottlied. — „In alle Welt.“ — Der Hof Wallensteins. — Seine Industrie. — Sternglaube. — Zwei Feldherren und zwei Bücher. — Schwedentrunk. — Breitenfelder Schweinehatz. — Leo arcticus. — Altheidnischer Heldengeist. — Tilly. — Schloßflinte und Luntengewehr. — Das böse Ende. — Reichsverfassung und Reichsgericht. — Der gemeine Pfennig. — Friedensexekutions-Hauptrezeß. — Das Bankett und die Allegorie. — Anfänge der Nationalökonomie. — Comenius. — Aneinandergeflickte Lumpen. — Das geöffnete Herz. — Hofzeremoniell. — Der Zopf im Gebet. — Ein Wunder der Kultur. — Das Ende der Glaubenskriege.

Wie sich durch Erdbeben eine Spalte von nicht zu ermessender Tiefe auftut, die Landschaft für immer verändernd, so wurde Europa zu Beginn des Barockzeitalters nach der Renaissance auseinandergerissen, und ein Spalt tat sich auf infolge der schier tellurischen Stöße jener religiös-politischen, dann politisch-religiösen und schließlich sozialen Bewegung, die man „Reformation“ genannt hat, und dem Gegenstoß, den man mit „Gegenreformation“ bezeichnete. Den Kulminationspunkt der furchtbaren Erderschütterung bildet mit Feuerglut und Rauchschwaden der Ausbruch des verheerenden Dreißigjährigen Krieges, der auch der europäisch-christliche Bürgerkrieg genannt wurde (wie man den ersten Weltkrieg des 20. Jahrhunderts den nationalistisch-europäischen Bürgerkrieg nennen könnte).

Sein Schauplatz war Deutschland, dessen reiche gotische Kulturblüte, mit Renaissance gemischt oder über dieselbe bis in den Barock reichend, größtenteils wie mit Lavaströmen begraben wurde. Drei Generationen sind Opfer dieser Katastrophe, verarmen und verrohen. Stellenweise verwildern und vertieren sie.

An wenigen geschützten Punkten überdauert deutsche Kultur, läßt Neues keimen, und einzelne gelehrte Köpfe ragen seltsam bedeutend aus der verrohten, abergläubischen Menge, mit erhabenem Eigensinn irgendeiner großen Aufgabe treu, doch meist verkannt und verfolgt, wie es Kepler geschehen.

Indes der deutsche Streit, dessen erste Ursachen allmählich vergessen sind, der nur noch eine Rauferei ist, gewohnheitsmäßig



Entlassene Soldaten und Invaliden als Bettler und Landstreicher.
Zeichnung von Jacques Callot.

oder um des Kaisers Bart, im 17. Jahrhundert das Reich beschämend verwüstet, ist dieses selbe 17. Jahrhundert für Frankreich „le grand siècle“ und sieht dort eine Vollreife eigenartiger Kultur. Spaniens Barockzeit ist kulturell noch glänzend, trotz mancher Verluste, Italien zeigt sich zwar politisch machtlos, aber kulturmächtig, feiert eine Nachblüte in der bildenden Kunst, wiegt sich in bedeutender Musik, im Glück eines liebenswürdig dilettierenden Lebens. In England brachte der Glaubensstreit die Vernichtung des „old merry England“, das Shakespeare noch am Anfang des Jahrhunderts feierte, denn die Reaktion nach dem teilweise grotesken Tugendeifer der Puritaner war oft ebenso grotesk und wild. Doch aus dem Chaos des Widerstreits ging siegreich ein gesunder Menschenverstand hervor, eine Möglichkeit des Gedankenaustauschs, ohne den Andersmeinenden zu würgen, jene Möglichkeit der Diskussion, der Aufnahme neuer

Begriffe, des Einsehens, des Einsichtigwerdens, das gelehrte Forschung zeitigt und ihr Lebensluft zuführt. Die (1640 gegründete) Royal society of science wagt freie Aussprache, nicht mehr von der Theologie bevormundet, wodurch England einen Vorsprung gewinnt auf dem Gebiet kultureller Möglichkeiten. Doch der Schutz dieser Institution war zeitweise ungenügend, und verschiedene Denker mußten nach Holland flüchten, das damaliger Modernität bereitwilligst Aufnahme gewährte.

Kühnere Schriften wurden im Haag gedruckt, in den Niederlanden wirkten Ärzte, Botaniker, Juristen mit vollkommen neuen Ansichten, und die Philosophie entwand sich dem Begriff „ancilla Theologiae“, die Magd der Theologie zu bleiben. Sie trat selbständig auf den Universitäten und in den Studierstuben der Gelehrten zutage. Von Holland angeregt, beteiligten sich nun auch die nordischen Staaten am Wettbewerb der Wissenschaft. Seinem Hofastronomen Tycho de Brahe schenkte der Dänenkönig Friedrich II. die Insel Sween im Sund und ließ darauf mit großen Kosten eine Sternwarte, die Uranienburg, erbauen. Allein Kepler, der Hofmathematikus und Astrolog dreier deutscher Kaiser, Rudolf II., Matthias und Ferdinand II., wurde von diesen fast nie gezahlt und kam dadurch in großes Elend; die Kaiser wurden auf allen Seiten von Beamten und Günstlingen betrogen. Kepler klagte: „Ich habe nicht mehr die Kraft zu rechnen und wende mich zur Harmonie des Himmels, um Ruhe zu finden. Ich mache Kalender, was etwas besser ist als betteln; wenigstens ist die Ehre des Kaisers gewahrt, daß sein Mathematikus nicht verhungert.“

Ein heute sonderbar anmutendes Gemisch verschiedener Wissenschaften war verwirrend für den Gelehrten der Zeit. Was von ihm verlangt und ihm bezahlt wurde, war nicht Wissen, sondern Hokuspokus, jene Kalendermacherei mit „Praktiken und Prognostiken“, die wenigstens Brot einbrachte. Denn wenn man die „Sterngucker“ duldete und an sich zog, so geschah es in einem Sternglauben, der nunmehr oft die Stelle des Kirchenglaubens einnahm. Das kriegerische Vorgehen beider Kirchen hatte manchen ihrer Anhänger da wie dort irregemacht, und sie trösteten sich mit dem Glauben, daß die Sterne, mit dem Schicksal des Menschen verbunden, für dessen Lebensschiff auf dunkler Flut so wichtig seien, wie die bahnzeigenden Sterne dem Schiffer im Segelschiff auf offenem Meer. Die Astronomen, selbst ein Kopernikus und Tycho de Brahe, hielten solchen Zusammenhang durchaus für gegeben. Tycho behauptete unter anderem, die

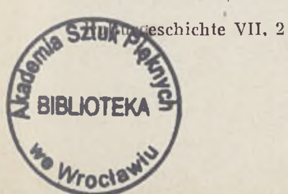
Leber sei als Blutbereiterin dem Jupiter unterworfen, die phlegmatische Niere gehöre in den Einflußkreis der Venus, die Milz dem unangenehmen Fürsten Saturn, die Galle dem aufbrausenden Mars. Die alten mythologischen Begriffe und Symbole waren dem Gebildeten im Barockzeitalter, den Nachläufern des Huma-



Tycho de Brahe.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

nismus, ebenso geläufig, ja oft geläufiger wie christliche Dinge. So scherzte Kepler in seiner Widmung astrologischer Berechnungen an Kaiser Matthias über den Mars: „Einstmals habe Vulkan den Kriegsgott gefangen, nun liege Mars im ehernen Netz der Zahlen.“

Die anthropomorphe Vorstellung, der poetische Gedanke, Gott habe für den Erdenmenschen Sonne, Mond und Sterne als Leuchten entzündet, ihm zu Nutz und Dienst, war um so stärker in den



Gemütern eingenistet, da die Sterngucker bis dahin mit bloßem Auge den Himmel beobachteten, durchaus in Unkenntnis über die Größe der einzelnen Himmelskörper. Noch Kopernikus hatte anfangs mit bloßem Auge beobachtet. Dafür wurden aber Moral und Mathematik vom gleichen Lehrstuhl aus verkündet; man be-



Johannes Kepler.
Nach einem Stich von Th. Lans.

trachtete sie als unzertrennlich und sie blieben es bis zu Kant. Allmählich wurde aus der Beobachtung der Sterne Weisheit gewonnen, während man sich in den kriegsberannten Ländern die Köpfe blutig schlug und immer dümmer wurde.

Im freien Holland entdeckte Jan Lippersheim das Teleskop, wodurch sich die Weltanschauung durchaus verändern mußte. Es kam 1608 aus Holland nach Deutschland und Italien. Bis er das Teleskop kennenlernte, hat Kepler von „animalischen

Geistern" der Gestirne gesprochen. Vorher hatte er den Himmel auf die primitivste Art beobachtet, „er hängte ein rechtwinkliges, hölzernes Dreieck am rechten Winkel auf, ließ einen Faden mit dem Perpendikel herabfallen, teilte die Hypothenuse in kleine Teile und steckte Federchen mit Löchern in die eine Kathete. Dies Instrument ließ er frei gegen den Himmel schweben, bis der erwartete Stern in die Federlöcher eintrat". (Grün, „Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts", Leipzig 1880.) Trotz dieses mangelhaften Instruments gelang es ihm, verschiedene wichtige Naturgesetze zu entdecken.

Er lehrte: „Die Bahn der Planeten um die Sonne ist elliptisch, nicht kreisrund. Jede Ellipse hat zwei Brennpunkte, von denen die Sonne den einen einnimmt. Zieht man vom Sonnenbrennpunkt gerade Linien nach der Planetenbahn, so entstehen auf dieser Ausschnitte. Diese Wegstrecken der Planeten stehen im geraden Verhältnis zu den darauf verwendeten Zeiten. In gleichen Zeiten gleiche Wegstrecken, an den Wegstrecken mißt man die Zeiten" (1609). Im selben Jahre, in dem der Dreißigjährige Krieg ausbrach, berechnete Kepler und stellte mit rührender Freude fest, daß „die Quadrate der Umlaufzeiten der Planeten sich verhalten wie die Würfel ihrer mittleren Entfernung von der Sonne". Ein Gesetz, das den Weg zu Newton weist. Als Kepler sein erstes primitives Fernrohr aus bikonvexem Okular und Objektiv nach der holländischen Anweisung (ebenso wie Galilei) selbst hergestellt hatte, rief er begeistert aus: „Oh vielkundiges Perspicill, kostbarer als jedes Zepter! — oder steht nicht der, welcher dich in der Rechten hält, da wie ein König, ein Herr der Werke Gottes?" (Aus Keplers Vorrede zur „Dioptrik". 1611.)

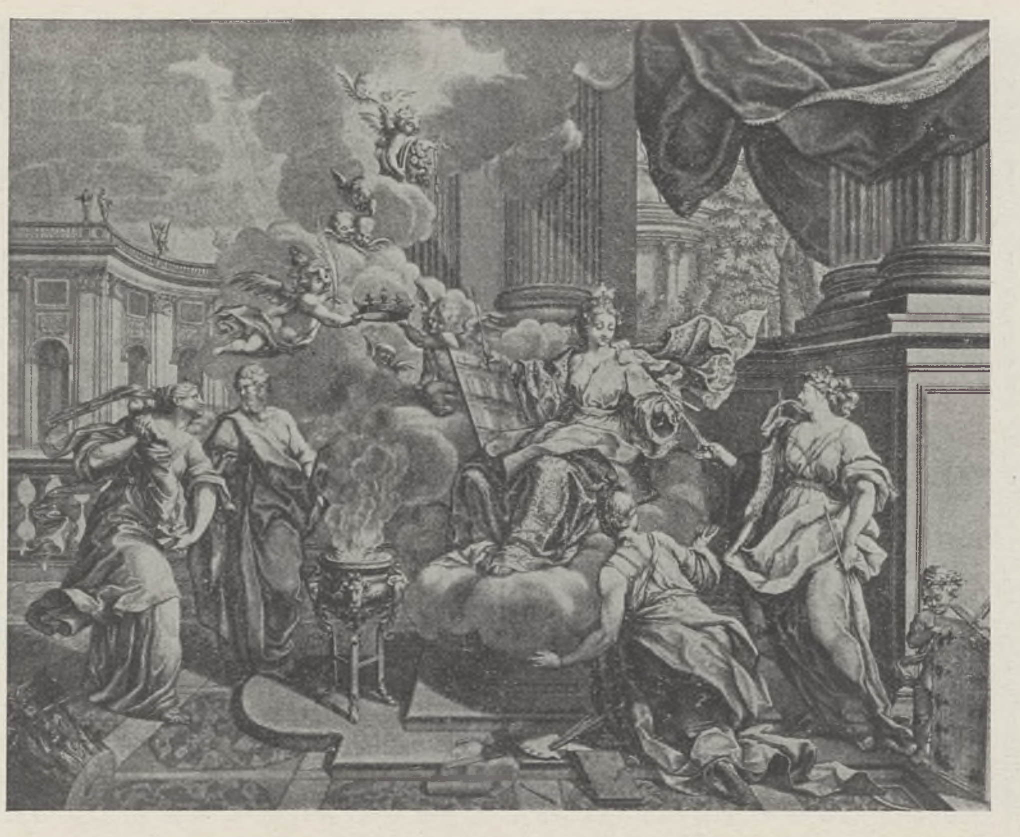
Indes dem Forscher das Herz über seine Entdeckungen hoch schwoll, wurde seine alte Mutter von den Spürnasen einer schlimmen Juristerei als Hexe verdächtigt und sollte verbrannt werden. Mit Mühe gelang es dem Sohn, durch seine Beziehungen zum Kaiser und seinem Gönner Wallenstein die alte Frau vor dem peinlichen Prozeß zu retten. Als Wallensteins astrologischer Berater hatte Kepler noch geschrieben und damit den allgemeinen Glauben seiner Zeit ausgesprochen: „Eine noch viel größere Korrespondenz als zwischen Vater und Mutter herrscht zwischen den verborgensten Kräften der Seele und den himmlischen Configurationibus" (1607). Mit der Benutzung des Teleskops trat jene Wandlung ein, die Galilei in Gefahr brachte, der Inquisition anheimzufallen, denn die Erkenntnis, wie groß, wie fern und offenbar, wie gleichgültig der Erde gegenüber die Gestirne waren,

mußte das Bild, das sich der Mensch von seiner Stellung im Universum gemacht hatte, von Grund aus ändern. Er war nicht mehr der Mittelpunkt, die Erde nicht mehr der einzig wichtige Schöpfungsteil — von Gott bedächtig für den Menschen erschaffen. Gottvater hatte nicht mit dem Finger Sonne, Mond und Sterne an den Himmel geheftet, wie Michelangelos künstlerische Vision erzählte, um die Erde bei Tag und Nacht zu erleuchten.

Im letzten möglichen Augenblick hatte der Renaissancekünstler diese Schöpfungslegende noch nachgeschaffen, ehe denn sie für Herz und Gemüt verlorenging, verlorengehen mußte, als von den neuen Instrumenten die Geheimnisse des Himmels entschleiert wurden.

Kepler trennte bewußt und endgültig die beobachtende Astronomie, die Sternenkunde, von der Sternendeutung, der Astrologie, die mit allem, was man nicht in das Gesichtsfeld der Beobachtung spannen konnte, nach der Auffassung der neuzeitlichen Gelehrten des Wissenschaftlichen entbehrte. „Es ist wohl diese Astrologie ein närrisch Töchterlein“, schrieb Kepler, „aber wo wollte ihre Mutter, die hochwürdige Astronomie, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte.“ Seine Stellung zur Astrologie war aber durchaus nicht so eindeutig, wie man auf Grund dieser bekannten Äußerung allzu leicht angenommen hat; er leugnete keineswegs den Einfluß der Sterne auf alles Körperliche auf Erden „und gestand (1623) den conjunctiones planetarum einen ‚Stachel und Antrieb‘ zu“. (Fr. Boll, „Sternglaube“. Teubner 1918.)

Es ist bemerkenswert, daß der Glaube an das Schicksal, an „Tyche“, die Gunst des Augenblicks, der während der Diadochenkriege mit ihren abenteuernden Heerführern so wichtig gewesen, im 17. Jahrhundert wieder auftauchte, in jener Barockzeit, die auch sonst in manchen Zügen Ähnlichkeiten mit dem hellenistischen Zeitalter aufweist. Wie unter den Diadochen die Kriegselefanten entscheidende Rolle im Verlauf der Schlachten spielten, so taten es nun die neuerfundenen großen „Stuck“, die Bronzekanonen im Wettkampf der Rüstungen. Die Erfindungen, die den Entdeckungen der Renaissance nachfolgten, überstürzten sich, neue Erkenntnisse wuchsen, neue Gebräuche rissen notgedrungen ein, da die alten den Boden verloren. Neue Genüsse lockten und gaben der Zivilisation ein verändertes Gesicht, wie z. B. das Tabakrauchen, das zuerst ebensolchen Widerstand auslöste wie das Kartoffelessen, sich aber im 17. Jahrhundert allgemein einbürgerte. Es wurde populär zur Zeit und infolge der großen Pest-



Titelkupfer zu Paul Decker: Der fürstliche Baumeister.

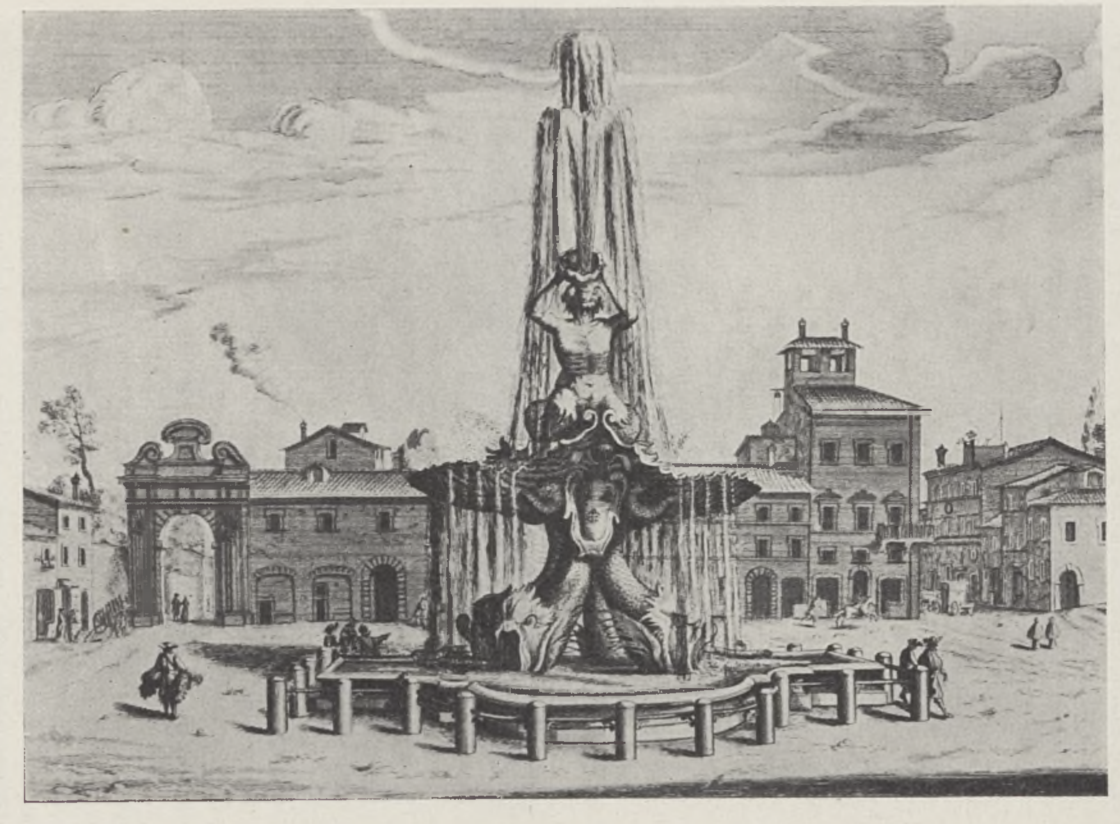
epidemien, da man es als Vorbeugungsmittel betrachtete und sich daran, wenn auch anfangs mit Widerwillen, gewöhnte.

Unendlich viele Denkmale der gotischen Kultur und der Renaissance wurden zerstört, in Krieg und Not vernichtet oder vernachlässigt, aber da, wo die Kriegsfurie gerade nicht tobte oder in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schon ausgeblasen war, unendlich viel gebaut, und zwar mit noch nie dagewesener strotzender Kraft, ja manchmal mit einer gewissen Kraftmeierei. Die absoluten Fürsten und ihre Minister erkannten das wirtschaftliche Gesetz, daß alle Gewerbe beschäftigt sind, wenn Maurer und Zimmermann Arbeit haben, und sahen infolgedessen das einzige Mittel, ihren verarmten Ländern aufzuhelfen, darin, durch große Bauten Geldumsatz und Beschäftigung für viele herbeizuführen. Deshalb hat der Barockstil großen Teilen von Europa auf Jahrhunderte den architektonischen Charakter gegeben.

Der Mann, welcher Rom in unserem Fühlen das bleibende Angesicht verlieh, den Plätzen und Straßen, Ausgrabungen und Palästen, weit mehr als die Renaissance seinen Stempel aufdrückte, war Lorenzo Bernini (1598—1680), der geniale Architekt des Barock, der Schöpfer jener Brunnen, die so lange der ewigen Stadt ein Lied sangen ... Sirenenlied für den verliebten Romwanderer manchen Jahrhunderts. (Siehe Abb. S. 23.) Cavaliere Bernini wagte es, an Großartigkeit, an wuchtiger Majestät mit dem Andenken des kaiserlichen Rom zu ringen. Als er nach Paris reiste, wurde er wie ein Fürst empfangen und gefeiert. Noch nie hatte ein Künstler solche Stellung in der Gesellschaft.

Wie Rom erhält Madrid barocken Charakter; sein Held wird Don Juan in diesem Jahrhundert. Er löst den Ritter Don Quichotte von der traurigen Gestalt ab, ein Ritter trotz lustiger Gestalt, der selbst den Toten eine Sache abnötigen will, dessen seidene Strickleiter sich zu den Verkröpfungen des Barock einstimmt, dessen große Geste den Pomp seines Zeitalters bedingt zur eigenen Entfaltung, dessen Feste in den Barocksaal gehören mit seiner kühnen mythologischen Dekoration an Wand und Decke.

Auf der anderen Seite des Barock erhebt sich ein Milton in England, der in seiner Jugend Shakespeare pries und ihn später verdammte, der als junger Herr seine elegante Kavalierstour durch Europa machte, wie es Brauch für elegante Leute wurde. Er besuchte Galilei in Padua, wurde in Rom vom Kardinal Barberini, dem nachherigen Papst Urban, freundlich empfangen und verliebte sich in die erste Sängerin der Zeit, Leone Baroni.



Tritonbrunnen von Lorenzo Bernini.
Nach Joh. Bapt. Falti. Romanorum fontinalia (Nürnberg 1685).

Aber heimgekehrt, wird er Puritaner unter Puritanern und führt ein so griesgrämiges Haus, daß ihn sein junges Weib verläßt, eine Dame aus Kavalierskreisen, in denen noch Lebensfreude schäumte. Dieser Verlust macht den Dichter um so grimmiger in der Feindlichkeit gegen das Kavaliertum und seine Lebensfreude, gegen die Politik der Antipuritaner, wenn auch die junge Frau reumütig heimkehrte.

Alle Richtungen des Barock vereinigten sich in Frankreich und schufen eine mächtige Architektur, Pomp und Pracht in Stein und Wort. Selten hat die Welt eine solche Reihe hervorragender Köpfe erlebt, so energisch, so klug und so fein, so mannigfach im Typus und jeder Typus wieder bedeutend in sich, wie die Allongeperücke sie umrahmte. Es ist eine Galerie erhabener und interessanter Menschen mit ausgemeißelten, viel verkündenden Zügen, besonnt von der Barocksonne des Sonnenkönigs, der nach Art und Wesen recht gut ein König aus der Zeit des Hellenismus hätte sein können mit dem strengen Stil des Hofstaats und der künstlerischen Kraft der zu ihm gestimmten Bauweise, den für seine Majestät bezeichnenden, gewaltigen Stilgärten und Fontänen. Eine Renaissance — nicht der klassischen Zeit des Altertums, sondern der hellenistischen Jahrhunderte. Sie sicherte dem französischen Wesen, der französischen Sprache und Mode die Vormacht in der Kulturwelt, wie sie der Hellenismus allem Griechischen gesichert hatte.

Nicht nur von Italien und Spanien, auch von Frankreich erhielt Wien seinen Barockstil und wurde eine der bezeichnendsten Barockstädte trotz des gotischen Stefansdoms. Mitten in den Kriegswirren bekannte sich Wien dermaßen zur Musik, daß der „Zeiten großer Jammer" der Stadt erst bewußt wurde, als es am Hof nicht mehr reichte, die Kapelle zu bezahlen, und das Schweigen der Instrumente als schlimmste Kriegskalamität im Volk empfunden wurde.

Musik und Jagd, die große, elegante Parforcejagd mit reichster Aufmachung, die nötigen Geräte erlesene Kunstwerke, Prachtstücke zuhöchst ausgebildeten Handwerks — eingelegte Büchsen, damaszierte Hirschfänger, das Pulverhorn in geschnitztem Elfenbein, das Hifthorn, die Armbrust wundervoll und kostbar ausgearbeitet, passend zum prächtigen Jagdkostüm, das alles gehörte unbedingt, wie naturnotwendig, zum Hof . . . und so ließ der Generalissimus vom Felde aus bestellen, er werde es schon machen, der Kaiser möge sich nur mit Musik und Jagd die Zeit des Wartens verkürzen.

Von Italien nahm Wien den Schäferton in Musik und Dichtung auf, der sich seltsam abhob von den Nachklängen, von den Nachschauern des langen Krieges. Österreich ließ seine Schmerzen einwiegen vom Zauber Monteverdes und Cavallis, ehe Metastasio im kommenden Jahrhundert die Herzen gewinnt und Wien zu jener glücklichen Phäakenstadt wird, deren noch die Klassiker in zärtlich hänselndem Ton gedenken.



Zeitgenössische Karikatur auf die Perückenmode.

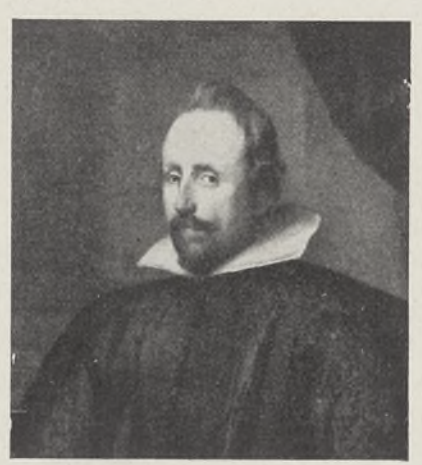
Wenn in Deutschland dem ausländischen Barockgeschmack teils in plumper „à la mode“-Manier gehuldigt wurde, so war doch ein Streben zur Form bemerkbar nach der furchtbaren Anarchie, die eingerissen war, ein Wunsch nach dem Frieden eines gültigen Stils, nach feiner Sitte, wenn man die Sittenlosigkeit der Kriegszeit überwinden wollte und alles Rohe im geselligen Leben abzuschütteln bedacht war. Für Deutschland war diese teilweise groteske Anbiederung an fremde Vorbilder weniger beschämend als das vorhergehende Suchen nach Bündnissen und Abschließen solcher mit ausländischen Kriegsherren, deren Heere das Reich brandschatzten. Der Volksmund hat diese Handlungsweise seiner absoluten Fürsten mit Recht also abgefertigt: „Daß die Ausländischen von Anfang her die Deutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegten.“ Beide Parteien, Katholiken und Protestanten, benahmen sich darin gleich und arbeiteten gleich verhängnisvoll,

beide riefen um die Wette und mit Eifer fremde Truppen ins Land. Spanier, Panduren und Wallonen fochten auf katholischer Seite. Dieser Zustand hing damit zusammen, daß die kaiserliche Hausmacht über Länder außerhalb der Reichsbindung gebot und hatte seinen Ursprung in der Zeit genommen, in der die Fuggersche Geldmacht die Krone an den spanisch-niederländischen Karl V. verhandelte. Protestantische Fürsten riefen zuerst die Franzosen herbei. Das war, als im Erbstreit um Kleve „der Renegat Heinrich IV. demütigst um Einmarsch gebeten wurde". Tatsächlich bestand damals zum zweitenmal für einen französischen König die Möglichkeit, sich zum nominalen Herrn des Deutschen Reiches zu machen. Heinrich war gewillt, der Einladung zu folgen und, wie er sich ausdrückte, „nach Kleve zu reiten". Zu diesem Ritt, der die Geschichte und vor allem vielleicht die Kulturgeschichte Europas hätte ändern können, ließ sich der König die besten Pferde vorführen, um seine Wahl zu treffen. Doch es war ihm nicht bestimmt, nach Kleve zu reiten; Ravaillac kam zuvor mit seinem Dolch.

Da mußten die Protestanten ihre Augen nach Norden richten auf den Schwedenkönig. Lange — fast ein Jahrhundert lang — glühte es vor dem großen Brand. Man hatte, um die Jahrhundertfeier der Reformation zu begehen, allerlei Aufreizendes wider die Katholiken gedruckt und unternommen, unter anderem ein höhnisches Spektakelstück „Tetzelocrania" aufgeführt. Im Bayerischen, wo an manchen Orten Reformation und Gegenreformation blutig gegeneinander stritten, fanden Geplänkel statt. In der Stadt Donauwörth wurden Prozessionen der Katholischen gehindert, aber trotz des Gejohles durchgeführt; die Parteien gingen mit Beschwerden bis zum Kaiser, aber herrschend war jedoch abwechselnd, wer größere Übermacht besaß, und ähnlich stand es an vielen Orten des Reichs. In Böhmen wurde schließlich die neuerbaute protestantische Kirche zu Klostergrab geschlossen und die Bewohner zum katholischen Kultus gezwungen; in Braunau geschah ähnliches. Die Kirche zu Klostergrab wurde 1617 gewaltsam niedergerissen; in Braunau verhinderten die Bewohner dasselbe Schicksal. Dies waren Sturmzeichen für Europa.

Kaiser Matthias vergnügte sich lieber mit seinem Hofnarren Nelli, als in den Streit einzugreifen, und beriet — wie sein Bruder Rudolf II. — mit Astrologen, was zu geschehen habe; aber schließlich zwang man ihn doch, Partei zu nehmen. Entschlossener tat dies sein Nachfolger Ferdinand, der bei seiner Krönung in Preß-

burg die Nachricht vom Ausbruch der Prager Revolution (1618) erfuhr. Er ging nach Prag und hielt es für „seine Christenpflicht", einzuschreiten. Dort hielt er in der Burg kaltblütig aus trotz des Anpralls seiner Feinde als der einzige zäh Konsequente und Folgerichtige, der trotz oder vielleicht wegen seines geringen Verstandes an dem einmal angenommenen Standpunkt unbeirrt festhielt. Die übrigen großen und kleinen Mitspieler des furchtbaren



Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg,
der Gegner des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg im Jülich-Kleveschen Erbfolgestreit.

Kriegsspiels setzten die Renaissancetechnik fort, wonach der Feldzug ein Spekulieren und Ziehen auf dem politischen Schachbrett war, bei dem ein Mann, um seine Macht in der Hand zu behalten, die verschiedensten Möglichkeiten, überraschende Wendungen und Abschlüsse, Rückzüge, unerwartete Angriffe und Anschlüsse in petto haben mußte. Diese Art Taktik oder manchmal auch Strategie, unlösbar mit der Politik verknüpft, mit Finten, Überrumpelungen und oft geistreichen Schachzügen lebte zum erstenmal wieder vollständig auf seit dem Hellenismus, und zum erstenmal seit den Heereszügen eines Pyrrhus oder Demetrios lief Söldnervolk in Massen zusammen, wo es etwa Streit gab, je nach der Person, dem Prestige des Führers und dessen Zahlungsmöglichkeit. Die Sache, um die es ging, das Land, um das es sich handelte, focht wenig an.

In einem Lager wie im anderen galt, was ein naives Aktenstück der Zeit offiziell vorschrieb: „Es nicht an heilsam endlicher Betrügerei fehlen zu lassen." Denn man müsse die weit auseinander-

strebenden Interessenten und Interessen für sich zu gewinnen suchen und dem Feinde feindlich machen. Die Streitenden hatten mit dem Papst und dem Türken, dem Spanier, dem Schweden, dem katholischen Franzosen und dem puritanischen Engländer zu paktieren. Man verhandelte mit Polen und Ungarn. Hinter diesen schon an Hinterland ohne zeitgemäße Kultur grenzenden Ländern erhob sich problematisch das riesenhaft ausgedehnte Reich der Moskowiter, das anfing, durch Gesandtschaften mit dem Westen in offizielle Verbindung zu treten außerhalb des längst angebahnten Handelsverkehrs. Es brüstete sich, auch christlich zu sein, und beanspruchte die Anerkennung seiner Zugehörigkeit zu Europa. Zwei Jahre, nachdem in Schweden Gustav II. Adolf, der schicksaltragende letzte Wasa[1], den schwedischen Thron bestieg, wurde nach dem Aussterben des Hauses Rurik und den Kämpfen des falschen Demetrius (1613) das Haus Romanow mit Zar Michael auf den Thron gehoben.

Einige Momente des großen Krieges und seiner Vorgeschichte, die für die Kulturgeschichte des Barockzeitalters bezeichnend sind, seien hier in Erinnerung gebracht. Am 13. Juni 1608 gründete Maximilian I., Kurfürst von Bayern, „unter großem Gesäuf“ die katholische Liga „zur Aufrechterhaltung der Reichsgesetze und zum Schutz der alleinseligmachenden Religion“. Sie bestand aus dem Kurfürsten, den Bischöfen von Salzburg, Würzburg, Regensburg, Augsburg und Passau, denen sich die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein anschlossen (vgl. Kap. 9). Im Jahre 1611 trat noch der sächsische Kurfürst Christian II. bei, ein gewaltiger Säufer. Nach einem Besuch in Prag am Hofe Rudolfs II. hatte er sich mit den Worten bedankt: „Er habe ihn so wohl gehalten, daß er fast keine Stunde nüchtern gewesen.“ Das waren die Herren, die über Politik und Religion zu entscheiden hatten, deren Teilnahme für und wider Sakrament, Rechtfertigung durch den Glauben und andere theologische Fragen den Ausschlag gab. Der Sachse, der sich zur Liga schlug, war übrigens lutherisch, weshalb für ihn die scheinbar wichtigste Klausel der Liga, den Schutz der alleinseligmachenden Kirche betreffend, in Wegfall kam — wie denn ein brutaler Eigennutz, der zum Schwert greifen ließ, unter dem Deckmantel der Religion sich häßlich und bloß bald überall zeigte.

Welche von den verschiedenen protestantischen Lehren die

[1] Der direkten Linie. Seiner Tochter Christine folgte sein Neffe Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken. Vgl. Abschnitt 8.

„allein richtige“ sei, wurde bald grimmig umstritten, besonders in Sachsen und je nach der Person des zumeist schwer versoffenen Landesfürsten einmal den toleranteren Philippisten (so nach dem milden Melanchthon benannt), ein andermal den strengeren Flacianern zuerkannt. Sie nannten sich nach dem Istrier Matthäus



Kurfürst Maximilian I. von Bayern.
Das Haupt der katholischen Liga.

Flacius, bildeten sich in Jena zur Sekte, beeinflußten die bigotte Kurfürstin Anna und machten der „Sakramentiererei“ — d. i. jedem Paktieren mit Philippisten und Reformierten — ein schreckliches Ende. Einem der unglaublichsten Justizmorde verfiel infolge dieses Streites innerhalb der protestantischen Parteien der tolerante sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Crell. Die ganze Perfidie politischer Feme wurde gegen den friedliebenden Mann gebraucht, seine Friedensliebe zu strafen; gefälschte Briefe belasteten ihn, gekaufte Zeugen sagten gegen ihn aus, seine verzweifelte Gemahlin wandte sich umsonst von einem pompös idiotischen Perückengericht zum anderen und an den Kaiser selbst mit Bitte um Gerechtigkeit. Sie wurde überall verraten,

mit Hohn abgewiesen. Das Gericht, „besonders die Hofräte“, mästeten sich an der Sache mit 118000 Gulden Kosten. Crell wurde nach zehnjähriger Haft auf dem Königstein ins „Gerichtsstüblein“ nach Dresden gebracht und nach langen Qualen enthauptet.



Der Geldteufel.
Satirisches Flugblatt aus dem 17. Jahrhundert.

Auf dem Richtschwert stand „Cave Calviniane!“, da man ihn des Kalvinismus bezichtigte — ein ebenso töricht blutiges Urteil, wie seinerzeit gegen Michel Servies und andere erlassen. So rasten die Sektierer gegeneinander.

Wie in den ersten Jahrhunderten des Christentums herrschte der tollste Sektengeist; jedes Gericht wurde zum Ketzergericht, und die Realisten, die schmunzelnd das Ergebnis der religiösen Konkurrenz einsäckelten, die „Kipper und Wipper“, häuften Gewinn genau wie bei eigensinnig prozessierenden Bauern, wo

schließlich ein Dritter, der den Streit schürt, Vorteil zieht und zum Schlusse lacht. Um diese Zeit kam die Redensart vom „deutschen Michel“ auf. Die heutzutage nicht nur in Deutschland, sondern auch in der ganzen Welt bekannte Redensart „deutscher Michel“ soll bekanntlich eine schläfrige Gleichgültigkeit oder eine träge Laschheit ausdrücken. Ursprünglich lag aber den beiden Worten, die heute oft verächtlich gebraucht werden, eine ganz andere Auslegung zugrunde. Sie wurden erstmalig von den Kriegsvölkern während des Dreißigjährigen Krieges gebraucht und bildeten den Ehrentitel für einen tapferen und umsichtigen deutschen General mit Namen Michael Obertraut. Dieser Heerführer, der in den Diensten der Schweden stand, war ein kühner Stratege, der es verstand, tollkühne Ausfälle oder Überrumpelungen erfolgreich auszuführen. Die Feinde Obertrauts hatten vor dem kühnen General großen Respekt, und seine Unternehmungen flößten ihnen Furcht ein. Gar bald hieß es bei ihnen: „Seht, das hat euch der deutsche Michel getan!“ —

Der Volksmund neigt häufig dazu, ein Wortspiel oder eine Bezeichnung nach Gutdünken anzuwenden.

So erklärt es sich, daß dem „deutschen Michel“ im Laufe der Jahre alles Forsche genommen und ihm die Zipfelmütze zuerkannt wurde.

Wie in der alten Fabel von Reineke Fuchs, die solche Zustände allzu getreu widerspiegelt, war in dieser Zeit der Kläger Richter, der Richter Kläger, die Gerichtskomödie eine Schamlosigkeit, die durch Perücken und Mäntel, Zeremonien und lateinische Brocken nur desto widerlicher wirkte. Die Rolle der überlegenen Tiere, der Füchse, die Beute machen und, wenn noch so schuldig, stets der verdienten Strafe entgehen, spielen die berüchtigten „Hofräte“ der verschiedenen Gerichtshöfe und Fürstenhöfe.

Bestenfalls ließen sich diese Beamten kaufen, aber sehr oft blieb den unschuldig Verfolgten, mochte es um Ketzerei oder Hexerei gehen, nicht einmal dieser Ausweg, denn die Hofräte genossen gern irgendeine Rache, eine Genugtuung, einen eitlen Triumph, den Dank des Parteioberhauptes, des Drahtziehers der Kabale.

Diese Drahtzieher waren die intelligentesten Leute und die Heere der Törichten ihnen rettungslos ausgeliefert. Ihr Gift ließ langsam die schwere Krankheit des Krieges ausbrechen, dessen grotesk schauerlicher Anstoß der bekannte Fenstersturz in Prag gewesen, früh um 9 Uhr am 23. Mai 1618, die „Defenestration“, wie sich das latinisierende Kauderwelsch der Zeit ausdrückte.

Wie erwähnt, empfing Ferdinand die Nachricht nach seiner Krönung, bei einem Bankett, das der Erzbischof von Gran dem Monarchen gab, und diesen dünkte, daß im Festsaal ein Totenkopf erschienen sei.

Titel und Würden verliehen die Aufständischen einander, dekretierten Heerführer und Armeen, aber als sie ihre Taschen



Kipper und Wipper.
Zeitgenössische Karikatur auf die Münzverschlechterung und -Verfälschung.

umstülpten, fand sich kein Geld. Krieg und Revolution begannen mit Bankerott, der üblichen Begleiterscheinung solcher Ereignisse. Doch die Kaiserlichen hatten ebensowenig Geld. Ihre 9600 Mann Fußtruppen, 3200 Reiter, 1100 Husaren und 300 Heiducken konnten ihren Sold nicht regelmäßig erhalten. Es war also gegeben, daß Kondottieri in großem Stil, deren buchstäblich zusammengetrommelte Heere hauptsächlich auf die zu erobernde Beute angewiesen waren, sich meldeten und ihre Dienste den ohnmächtig wütenden Parteien anboten. Durch Prestige und Reklame gewannen und fesselten starke Führer die Truppe. Der erste solcher Kondottieri war der Bastard Graf Mansfeld, der im Dienst der protestantischen Union das grundsätzliche Sengen und Brennen begann. Außer von diesem Schinden der friedlichen Be-

völkerung, das die kaiserlichen Heerführer dem Mansfeld bald nachmachten, wurde der Ruin noch nachdrücklicher ins Land getragen durch schwindelhafte Finanzoperationen, nicht unähnlich der Inflation des 20. Jahrhunderts, durch Falschmünzerei und jenes „Schieben", was damals Kippen und Wippen hieß.

Über den steten Geldmangel des Kaisers Ferdinand sagte der Volkswitz, mit jenem Galgenhumor, den die Wiener bei Katastrophen immer bereit haben, der Kaiser habe drei große Berge



Schloß Friedland in seiner jetzigen Gestalt.

(Eggenberg, Questenberg, Werdenberg, seine Räte), drei große Steine (Liechtenstein, Dietrichstein, Wallenstein, die Feldherren) und Sieben Bürgen, aber kein Geld. Man verfaßte Spottlieder gegen die drei Pfaffen, die den Krieg schürten, den Jesuiten Buslidius, den Ratgeber Maximilians von Bayern, den orthodoxen Lutheraner Hoe von Hornegg, Günstling Christians II. von Sachsen, und den Kalvinisten Scultetus, der Friedrich V. von der Pfalz, den böhmischen Winterkönig, beriet. Die Witzigen veränderten seinen Namen in Stultetus, von Stultus, dem Dummen, und man sang das Lied von den drei stolzen Pfaffen. Den Winterkönig selbst traf beißender Spott, denn er verlor die rasch gewonnene Krone, während er friedlich tafelte.

„O lieber Fritz, mein Gutgesell,
laß fahren diese Kron',
bereitet ist dir schon die Höll'
zu einem gewissen Lohn."

Protestanten und Kaiserliche wetteiferten in grimmen Witzen. Im Mansfeldischen Krieg vernichtet der Kondottiere das Stift Paderborn und schmilzt die zwölf silbernen Apostelstatuen ein,

sie auszumünzen. Er spottete, der Herr habe den Aposteln befohlen, in alle Welt zu gehen, und mißachtete den Kunstwert der berühmten Standbilder. Solche und schlimmere Scherze waren beliebt; sie machten die Führer populär.

Sie mußten zu ihrer Reklame sich bald fromm geben wie Gustav Adolf, der trotz seines zur Schau getragenen protestantischen Eifers und des offiziellen Lagergebetes, wenn es ihm vorteilhaft schien, mit den Katholischen heimlich verhandelte, oder mußten, wie Wallenstein, mitten im Elend durch fabelhaften Aufwand glänzend Hof halten, dem Heer und dem Bürger zu imponieren. Es machte sich gut, wenn täglich für die herzogliche Tafel eingefordert wurden — wie ein Verzeichnis von Wallensteins Mundkoch berichtet: $^{3}/_{4}$ Zentner Rindfleisch, 2 Lämmer, 4 Schöpsen, 24 Hühner, 8 Pfund Schweinefleisch, 6 Pfund Bratwurst, 4 Schock Krebse, allerlei Wildbret, Gänse, Enten, Obst, holländischer Käse, 2 Kübel Butter usw.; an Fasttagen 60 große Karpfen, 20 große Hechte, 21 Heringe, 12 geräucherte Karpfen, 12 Forellen, Dürrobst und vieles andere. Es machte sich gut, wenn der zum Herzog von Friedland erhobene Albrecht von Waldstein einen Palast in Prag baute und einen in Gitschin, wenn er größeren Hofstaat als der Kaiser führte, mit unzähligen samtgekleideten Pagen und livrierten Trabanten den Palast bevölkerte. Es machte sich gut, wenn er als Administrator seines Landes glänzte.

Sein Ehrgeiz scheint gewesen zu sein, nicht nur die großen französischen Feldherren zu erreichen, sondern auch wie Colbert das Land zu industrialisieren, Interesse für Kulturgüter zu zeigen. Er läßt in sein friedländisches Herzogtum geschickte fremde Handwerker kommen, legt nicht nur Eisenhämmer und Waffenfabriken an, sondern fördert Anlagen des Maulbeerbaums zur Seidenweberei sowie jeden gewinnversprechenden Handel. Die seit der Hussitenzeit verschütteten Bergwerke öffnen wieder ihre Stollen, Schmelzhütten werden in der Nähe angelegt. Er war Großindustrieller und führender Kapitalist seiner Zeit.

Man könnte sich fragen, ob Wallensteins Sternglaube ganz aufrichtig war oder ob seine fortwährenden Konsultationen Keplers und anderer Astrologen manchmal zur Reklame dienen mußten. War es nicht schön, die Sterne als Bundesgenossen anzuführen, und der Glaube, daß der Feldherr in deren besonderem Schutz stehe, recht nützlich, ebenso wie solche Annahme großen Generalen des Hellenismus und der römischen Bürgerkriege

nützlich gewesen, wenn sie behaupteten, durch besonderen Bund mit einem Schutzgott unbezwingbar zu sein?

Die Sache, um die es ursprünglich ging, war längst in den Hintergrund gedrängt, und die Persönlichkeiten, die überlebensgroß erscheinenden Heerführer, erregten das Hauptaugenmerk. Dramatisch gestaltete sich der Kampf, als er dadurch übersichtlich und heroisch wurde, daß sich zwei in ihrer Art gewaltige Heerführer einander entgegenstellten, Wallenstein und Gustav Adolf. Beide, wie Alexanders Epigonen mit weittragenden Plänen, mit dem Ideal, auch die fernsten Völker, besonders die Türken, zu besiegen und Europa unter die eigene Hegemonie zu bringen, Wallenstein mit Macchiavellis Schrift über den Fürsten in der Tasche, Gustav Adolf mit dem Werk des Hugo Grotius über das Völkerrecht, da er bis zu einem gewissen Grad Idealist „in politicis" war.

Der König zeigte sich ehrlich entrüstet über die deutschen Zuläufer, welche die strenge Disziplin seines Heeres störten und die von ihm verlangte Anständigkeit beeinträchtigten. Ehe sie den Fuß nach Deutschland setzten, wußten seine Schweden nichts vom Hexenwahn und lernten diesen Unfug erst bei ihren Verbündeten kennen. Doch wälzte sich im Heer Gustav Adolfs auch manches gefährliche Gesindel von Finnen und Lappen über das Land, wilde Völkerschaften, die mit den nunmehr zur Wildheit atavistisch zurückkehrenden Deutschen zusammen alle Scheußlichkeiten, auch jene des schrecklichen „Schwedentrunks", in Szene setzten, um sich der letzten Habe der Kriegsopfer zu bemächtigen. Einerlei, welcher Konfession die Heere angehörten, die Menschlichkeit war abgetan, mochte das Feldgeschrei auch noch so fromm sein, „Jesus Maria!" bei den Kaiserlichen, „Gott mit uns!" bei den Protestanten lauten. Es war im Jahre 1631, daß eine Schlacht stattfand zwischen dem Feldmarschall Grafen Tilly und Gustav Adolf bei Breitenfeld. Sie wurde mit dem groben Humor der Zeit „Breitenfelder Schweinehatz" genannt; aber im pomphaft mythologisch-biblischen Stil des Kanzleibarock hieß es: „Der Jüngling aus Mitternacht (leo arcticus) habe nach der Babylonischen gehascht, sie zu verbrennen." (Die babylonische Hure nach der Apokalypse.) Der „leo arcticus" trug ein gelbes Lederkoller, einen Schulterkragen, einen breitrandigen Schlapphut mit Federn, Schärpe und Schwert. „Als nordischer Wotan blies er schrecklich Feuer aus seinem Horn, dem Giellathorn, welches in den letzten Zeiten ertönt."

Dieser Verkörperung des altheidnisch nordischen Heldengeistes

konnten die Kaiserlichen, da sich der Generalissimus ewig schwankend und Horoskope berechnen lassend abseits hielt, nur den greisen Tilly bei Breitenfeld entgegenstellen. „Tilly zählte 70 Jahre. Er saß auf seinem kleinen Schimmel in grünseidenem Schlafrock, das Barett mit bunten Federn besteckt. Sein Heer war schwerfällig, altmodisch gegliedert nach niederländischer Art, indes der 36jährige erprobte Taktiker Gustav Adolf das seinige durchaus modernisiert hatte, die verschiedenen Waffengattungen zu leichter gegenseitiger Unterstützung disponiert." Gleich Alexander siegte er mit neuartiger Taktik. Die Kriegsführung gewann andere Mittel, die Waffen wurden handlicher, in der langen Kriegszeit modernisierte sich die Kriegskunst. Gustav Adolfs Infanterie war durch leichter zu bedienende Gewehre beweglicher. „Die Schloßflinte ersetzte das Luntengewehr der Musketiere, die Gabel zum Anschlag fiel weg. Der König erfand die Patronen, das heißt, ein fertiges Pulver, das sich nicht mehr entmischte. Die Dragoner waren berittene Infanterie ohne Stiefel und Sporn. Das schwere Geschütz war umgeschmolzen, und es gab leichte Feldkanonen für ein Pferd oder für zwei bis drei Mann. Die kupfernen Rohre bekamen Eisenringe und wurden mit Tauen umwickelt; darüber spannte man einen bemalten oder vergoldeten Lederüberzug." Das Volkslied ließ den Schweden die Kaiserlichen apostrophieren:

„Die Stücke führst du mit Roß und Wagen,
die unsern kann man über die Achsel tragen,
von starkem Leder wohlgemacht,
und schießt draus, daß der Boden kracht."

Der Dreißigjährige Krieg endete nicht etwa, weil es den friedliebenden, vernünftig Denkenden gelang, die Kriegshetzer zu bekehren, oder diese von selbst ein Einsehen hatten. Er mußte erlöschen in dem Sinn, den Corneille vom Ausgang eines erbitterten Kampfes in den berühmten Vers faßte: „Le combat finit faute de combattants." Die großen Führer hatten sich dem gewaltigen Totentanz gesellt, und was wohl den Ausschlag gab, in dem ausgeplünderten Deutschland war wenig mehr zu holen. Seine Fürsten hatten es aus zäher Streitlust gründlich ausgesogen, so daß die Hoffnung auf Beute nicht mehr locken konnte. Stellenweise gab es selbst für die Aasgeier nichts mehr zu holen, da die unglücklichen Überlebenden Leichenfraß übten. Die Wölfe lebten in den Dörfern, die Bauern waren in die Wälder geflüchtet.

Beispielsweise war Nürnberg, die feine Stadt, deren Renais-



Die Belagerung Magdeburgs durch Tilly im Jahre 1631.

sancekultur mit den italienischen Städten gewetteifert hatte, so herabgekommen und entvölkert, daß der Kreistag des fränkischen Kreises nach den Kriegsläuften und der Pest (1632) jedem Mann erlaubte, zwei Weiber zu nehmen. In Wiesbaden wuchsen Dornen auf dem Rathausplatz, wildes Gestrüpp und wilde Tiere bemächtigten sich der von ihren Bewohnern verlassenen Häuser. Überall



Bettler und Invaliden im 17. Jahrhundert.

hörte der Weinbau auf, die Tuch- und Leinenfabrikation war eingestellt, statt Obstbau betrieb man Galgenbau und pflückte die Gehängten, um sie zu verspeisen. Zu Worms wurden die Toten ausgegraben (1635). „Man male sich das Bild aus: ein totes Pferd liegt da, ein Weib nimmt sich Fleisch ins Fürtuch und ißt davon, etliche Hunde nagen an der Mitte des Kadavers, auf dem Kopfe sitzen Raben." (Zeitgenössisches Flugblatt.)

Das war der Zustand in einzelnen, einst blühenden Teilen des Deutschen Reiches. Sie reizten keinen Beutelustigen mehr, sie galten nicht mehr als Einsatz für habgierige Fürsten und Generale; als wertlos überließ man sie endlich einem traurigen Frieden.

In bezug auf die Reichsverfassung, über die in Münster verhandelt wurde, stimmten die wirklichen Zustände mit den Wün-

schen der Stände und der französischen Regierung überein. Nicht mehr der Kaiser herrschte fortan, sondern das Reich. Ohne den Reichstag konnte der Kaiser nichts mehr bestimmen. „In religiosis“ galt sogar nicht mehr die Mehrheit, sondern der Vergleich, ein „compromissum“ von Fall zu Fall. Der Gerechtigkeit gemäß sollten Reichsdeputationen und Kommissionen, sowie das Reichskammergericht, halb aus Protestanten, halb aus Katholiken bestehen, was man in Frankreich „chambres mi-parties“ nannte. Doch setzte der Kaiser beim Kammergericht 26 Katholiken gegen 24 Protestanten durch.

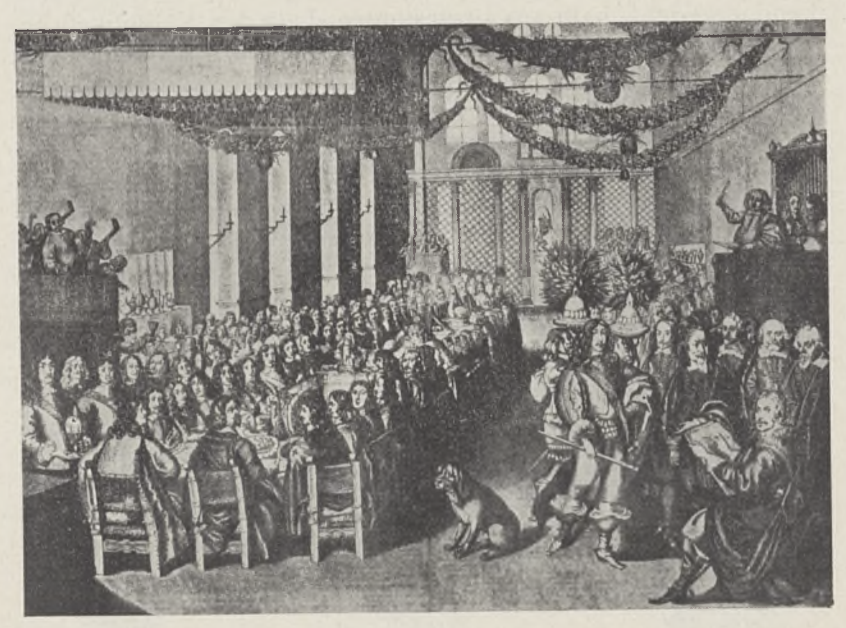
Weil die Stände alles für sich nahmen, verlor der Kaiser die Reichszölle; „der gemeine Pfennig“, wie die alte Reichssteuer hieß, war längst nicht mehr einzuheben, denn keiner wollte ihn geben. Die reichsfreie Ritterschaft setzte ihre eigenen Gerichte ein, die Kaiserlichen Landgerichte gingen in die Gewalt der Landesherren über, nur das Reichskammergericht blieb weiter in Pedanterie erstarrend; alle Sporteln verschwanden aus der kaiserlichen Kasse.

Sofern es nicht gegen Kaiser und Reich ging, erhielten die Einzelstaaten das Recht, Bündnisse mit auswärtigen Regierungen zu schließen, wodurch die Territorialhoheit der Stände, wenn auch unausgesprochen, eingetreten und zu einer Machtfrage ge-



Pariser Bettler und Bettlerinnen
aus der Zeit Ludwigs XIII.

worden war. 8 Kurfürsten, 7 Erzbischöfe, 47 Bischöfe und Äbte, 24 weltliche Fürsten, 208 Grafen, 84 Reichsstädte und die reichsunmittelbaren Ritterschaftskantone bildeten „das Reich“ (nach Grün). Es war nach dem Wort des schwedischen Kanzlers Oxenstjerna eine „Confusio divinitus conservata“, ein Wirrwarr, den Gott allein zusammenhalten kann. Grafen und Herren, ebenso



Festmahl in Nürnberg am 25. September 1649 zur Feier des Friedensschlusses. Stich nach einem Gemälde von J. v. Sandrart.

unabhängig wie Kurfürsten und Fürsten, ahmten nun diese in Sitten und Neigungen nach, genau wie Kurfürsten und Fürsten den „roi soleil“ nachzuahmen versuchten. In den Friedensstipulationen zeigt sich deutlich eine aristokratische Tendenz. Am 16. Juni 1650 wurde zu Nürnberg der „Friedensexekutions-Hauptrezeß“ ausgefertigt. Im Rathaussaal bankettierten Schweden und Kaiserliche nach Geburt des sprachlichen Monstrums. Es wurden Gänge von 150 Speisen aufgetragen. Zum Schluß hob man das oberste Blatt der Tafel auf und sah lauter Konfekt und Marzipan vor sich. Die Allegorien der Renaissance zeigten sich ins Barocke umgestellt, die Gerechtigkeit erschien im weißen Hemd, der Friede war in grüne Seide gewickelt, als hoffe er auf bessere Zeiten. Mars in Soldatenkleidung wurde verjagt.

Und ein Pegnitzschäfer, Birken, wagte (1650) zur Feier des Westfälischen Friedens in pastoral affektiertem Ton eine Allegorie mit dem Titel „Die friederfreute Teutonia“. Die Schäferei war Zuflucht der kriegsmüden Gemüter, und überall blühten, in Nachahmung der arkadischen Reiche des 16. Jahrhunderts in



Illustration aus der Ausgabe des „Simplizissimus“ von 1684.

Italien, Schäferorden auf mit seltsamen Statuten und gezierten Narreteien, doch immerhin war in ihnen ein Streben nach preziöser Kultur.

Daß sich das Deutschtum, vielerorts auf das Niveau des prähistorischen Menschen herabgesunken und ethisch niedergedrückt, an die unterdessen aufgeblühten Nachbarkulturen klammerte, ihnen kindlich abguckte, „wie man sich räuspert und wie man spuckt“, und daß dieser verzweifelt inbrünstige Kulturdrang

etwas aufweist von dem lächerlich naiven Kulturdrang wilder Völker, daß im à-la-mode-Wesen eine groteske Verkleidung steckt, ist mit Unrecht den Deutschen verübelt worden. Sie konnten gar nicht anders, wollten sie je wieder der europäischen Kultur teilhaft werden. Nur dank der Anlehnung, der Anempfindung wurde verhältnismäßig schnell die äußerste Verwilderung überwunden.

Was aber niemals, auch nicht auf dem Wege der Nachahmung, zu den Deutschen gelangte, war der eigentlich politische Sinn, die Einsicht, Politik sei nichts anderes als eine Kunst des Möglichen, das Einordnen von Wahrscheinlichkeiten, das Einfügen sich widersprechender Dinge in die Wirklichkeit.

Diese Einsicht bildete den großen Fortschritt des Kulturgedankens in anderen Ländern. Sie zeitigte die großen Staatsmänner des Barockzeitalters, denkende Köpfe, die sich um diese Kunst bemühten und zum erstenmal seit dem Altertum sich derselben bewußt näherten, die Wirtschaftsfragen, die Anfänge der Nationalökonomie in das Bereich ihrer Betrachtung und Erwägung zogen.

Am nächsten dem politischen Gedanken kam zu Anfang des Jahrhunderts der Deutschböhme Comenius, der große Pädagog mit seinen Welterziehungsplänen, wie überhaupt die Erziehungsfrage durchaus in den Vordergrund rückte. Seine Wiedergeburt als unlösbarer Teil des Staatsgedankens ist als Nachlese des Humanismus, als Ausläufer letzter Entdeckungen aus dem Altertum zu betrachten. Die schöpferischen Pläne des Comenius sind deshalb kulturgeschichtlich so interessant, weil sie einen originellen Beitrag zur deutschen Entwicklung bilden, die sonst durchaus nach fremden Mustern verlief.

Man hatte sich geblümte Orden und Musik aus Italien, literarische Anregung aus Spanien — Grimmelshausens Simplizius Simplizissimus hat spanisches Vorbild — genommen, man baute und pflanzte Gärten, man kleidete sich und tanzte, man komplimentierte und parlierte nach französischem Muster, man bildete das Theater nach dem Beispiel der englischen Komödianten.

Auch in der verelendeten, zerrissenen Sprache spiegelte sich der unaussprechliche Jammer des Landes. Wie mit aneinandergeflickten Lumpen war sie mit fremden Brocken „aus aller Herren Länder“ durchsetzt. Die schöne Sprache, die zur Zeit der Minnesänger Vornehmheit und feinen Schliff besessen, im freien Umgang mit anderen benachbarten Sprachen ausgebildet und bereichert, die zur Zeit Luthers zwar die elegante Weltgewandtheit der höfischen Ausdrucksweise einbüßte, aber durch die Dichter-

kraft des Reformators heimatlichen Erdgeruch und stolze Selbständigkeit gewann, diese schöne Sprache war nun durchaus bettelhaft und lakaienmäßig trotz aller „fruchtbringender Gesellschaften“, „Palmenorden“ und „Pegnitzschäfer“. In den „Gesichten Philanders von Sittenwald“ verspottete Hans Michael Moscherosch nicht nur die Pedantensprache der Juristen und Ärzte, sondern auch den Mischmasch der Sprache, die „olla podrida“ von Latein, Italienisch, Spanisch, Französisch und



Titelkupfer der vom Pegnesischen Blumenorden herausgegebenen Schrift „Pegnesisches Schäfergedicht“, Nürnberg 1644.

Deutsch. „Wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnete“, schrieb er, „so fände man $^5/_8$ französisch, $^1/_8$ spanisch, $^1/_8$ italienisch und kaum $^1/_8$ deutsch.“ Aber die „deutschgesinnten Genossenschaften“, die am stärksten gegen die eingedrungene Überfremdung reagierten, waren nicht viel besser und schossen weit übers Ziel. Da sollte der Vulkan „Glutfang“, die Nase „Löschhorn“, die Pistole „Reiterpuffer“ heißen. Auf allen Gebieten setzte solche Reaktion von Sprach- und Modereinigern, das durchgeführte Anderswollen, mit naiver Geschmacklosigkeit ein und hinderte den notwendigen Kulturaufstieg, statt ihn zu fördern. Man stürzte wuchtig, manchmal auch schier possierlich, von einem Extrem ins andere.

„Außer der Sprachmengerei und Modewut grassierte im

17. Jahrhundert die Titelsucht, eine Modekrankheit der Auszeichnung, wobei an die Stelle des Kostüms der Prunkname tritt. Auch hier litt die Sprache bittere Not. Je inhaltloser das Bewußtsein einer Zeit, desto stärker klappern die hohlen Titel." . . . „Wohlgeboren hatte damals hohen Wert, zwischen 1625 und 1690 wurde dieser Titel aus Gnaden an fürstliche Häuser verliehen. Durchlaucht nannte sich der Kurfürst von Sachsen seit 1625, der trinktüchtige Herr fühlte sich von hoher Weisheit durchleuchtet" (Grün).

Es war gewiß dem göttlichen Herrscher gegenüber nicht ehrerbietig gewesen, seinen Namen im Feldgeschrei zu mißbrauchen. Dies wurde nun wettgemacht, indem man statt des flehenden Anrufs eine kompliziert zeremonielle, dem Hofzeremoniell und der höfischen Titulatur entsprechende Gebetform wählte, von deren naivem Schwulst eine Probe gegeben sei. Auf einer protestantischen Kirchentafel stand die Widmung: „Dem allmächtigst-allheiligsten und unüberwindlichsten Herrn, Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekröntem Kaiser der himmlischen Heerscharen, erwähltem unsterblichen König des Erdbodens, des Heiligen Römischen Reiches einzigem Hohenpriester, Erzbischof der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, Herzog von Bethlehem und Landesfürst von Galiläa, gefürstetem Grafen von Jerusalem und Freiherrn von und zu Nazareth, Ritter der höllischen Pforte ... usw." Man sieht den ganzen Zopf des Titelwesens in diesem Gebet, genau wie in der Widmung, die ein katholischer Professor der Ingolstädter Universität einem Folianten voranstellt: Hippolytus Guarinonius, „Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts". Er widmet seine Schrift als „der allerheiligsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Jungfrauen Maria, gekrönten Kaiserin des himmlischen Reiches, Großherrscherin der neun englischen Heerscharen, geborenen Königin zu Israel, Kurfürstin des gelobten Heiligen Landes, Fürstin von Juda, Ew. Jungfräulichen, Kaiserlich, Königlichen Majestät alleruntertänigstes, allerdemütigstes und allerverworfenstes Knechtle". Ein Beispiel des Kurialstils, wie er bei Gesuchen gebräuchlich wurde.

Der Gedanke, daß es selbstverständlich sei, religiöse Überzeugung als Privatsache dem Privatempfinden zu überlassen, kam gegen Ende des Jahrhunderts da und dort erst sehr allmählich auf. Man verbrannte nicht mehr jemand, der versäumte, in der Karwoche zu fasten, und hatte nicht mehr das Bedürfnis, Andersgläubige aufzuspießen. Man stellte sich die Gottheit als hoch-

stehenden, gebildeten Monarchen vor, dem solches Tun doch nicht wohlgefällig sein konnte. Darum war es ein wichtiger kultureller Fortschritt, wenn höfisch feines Zeremoniell in frommen Äußerungen des Barockzeitalters zu sprachlichem Ausdruck kam.



Friedrich Spee.
Nach dem in der Bibliothek des Marzellengymnasiums zu Köln befindlichen Ölgemälde.

Die finstere Gottheit des Alten Testaments, verschmolzen mit nordischer Mythologie, die noch in den Köpfen spukte, verblaßte, verlangte kein Menschenopfer mehr, der Teufelsglauben starb allmählich aus; ein edler Jesuit, Friedrich Spee von Langenbach (gestorben 1635), bekämpfte mutig den Hexenglauben, der dreihundert Jahre lang die Kultur vergiftet hatte, und sein Eifer war bezeichnend für den allgemeinen Wunsch, den Geist der Verfolgung aus dem religiösen Bewußtsein zu entfernen und eine

versöhnende Vorstellung der waltenden Gottheit einzupflanzen, den Glauben an einen Friedensfürsten und Beschützer der Schönheit, der Ordnung, der vernünftigen Hierarchie.

Dieses Streben, das ein leidenschaftlich-feuriges Streben war nach Rettung aus Finsternis, nach neuer, in hellen Räumen vereinigter Kulturgemeinschaft, brachte das Wunder des großen Barockstils zur Welt. Wo eben noch Trümmer geraucht, wo eben noch ein Galgen gestanden und ein Hexenstoß aufgeflammt, erhoben sich wuchtend majestätische, aber hell und festlich errichtete Barockkirchen. Ihr Pomp erinnert freilich an den Pomp des höfischen Zeremoniells. Steingewordener Hofstaat sind die Statuen der Heiligen, Festsälen gleichen die Kirchenschiffe. Hier ist freiwillige Unterordnung unter heilige Majestät. Hier tobt kein Haß, hier wird nicht mehr auf schreckliche Bündnisse die Hostie genommen, und festlich empfängt mit Versöhnungschören und dem Willkommgruß des breiten Orgeltons die neue Musik in der neuen großen Architektur. Ein Wunder der Kultur — trotz Greuel und Vertierung, die Jahrzehnte beherrschten, kam im Barock die europäische Musik auf. Die eben noch kriegführenden Reiche sandten Künstler aus statt Feldherren, die Länder zu erobern. Das gedemütigte Deutschland erhebt sich in Händel, dem großen Meister, es bereitet sich vor, in Johann Sebastian Bach das religiös zerrissene, unversöhnliche Land durch die Bewunderung seiner Schöpfung zu versöhnen. Der protestantische Meister dichtet wunderbare Messen, und die Liebespoesie der Bibel klingt beiden Konfessionen, die so lange nur Haß aus dem Buch der Bücher gelesen — das ist das Ende der Glaubenskriege.

III.

Englands Revolutionszeitalter.

Begierungswechsel. — Die Pulververschwörung. — Die Thronrede des absoluten Monarchen. — Die Justiz eine Gassendirne. — Redefreiheit. — Der weiße König. — Der Malerdiplomat. — Die Waschweiberrevolte. — Das Schiffsgeld. — Für Eigentum und Besitz. — Ungesetzlichkeiten schlimmer als Gewalt. — Straffords Tod. — Empfang der Literaten. — Rundkopf und Kavalier. — Die ausgeflogenen Vögel. — Anna Stag. — Demonstrationen. — Oliver Cromwell. — Der Luther zu Pferd. — Die Bibel in der Finanzdebatte. — Fromme Strapazen. — Tausend Freudenmädchen. — Närrischer Schwindel. — Geistiger Vorbehalt. — Kulturelle Gegensätze. — Die dramatische Kunst ein Werk des Teufels. — Die Liebeslocke. — Kostüme der Hauptspieler. — Ist Tyrannenmord erlaubt? — Kommunistenvisionen. — König Cromwell. — Die veränderte Tracht. — Finanzierung. — Armee und Flotte. — Mazarins Meinung. — Die Staatsraison. — Der Königsmantel. — Die Restauration. — Der Protektor am Galgen. — Von den Zünften. — König und Dichter. — Die größere Perücke. — Leben in Whitehall. — Salbungsvolle Heuchelei. — Tories und Whigs. — Politische Heirat. — Einfuhrverbote. — Im Namen der Staatsraison. — Duellwut. — Montrose. — Die abgehauenen Ohren. — Der blinde Dichter.

Als mit dem Tod der Königin Elisabeth die englische Renaissance ein Ende nahm und der gewaltige Trauerzug der jungfräulichen Königin an einem milden Frühlingsabend des April 1603 den krongeschmückten Sarg nach Westminster führte, schloß die Zeit eines glücklichen, kulturfrohen Abschnitts der englischen Geschichte. Die Weisheit einer Frau und ihrer Ratgeber hatte vermieden, die Frage nach den Grenzen der Kron- und Parlamentsrechte in langer Regierung aufzuwerfen. Das Volk, das im Juli darauf dem Einzug Jakobs I., des schottischen Königs und Sohnes der enthaupteten Maria Stuart, zujubelte, ahnte nicht, daß dieser scheue und gelehrte Pedant den rücksichtlosesten Absolutismus einzuführen gedachte und freute sich nur der Machtentfaltung, die zum erstenmal die drei Kronen von England, Schottland und Irland umschloß. Rasch verkehrte sich der Jubel in allgemeine Unzufriedenheit; Elisabeths gewissenhafte und sparsame Verwaltung hatte verwöhnt, ihre Günstlinge nichts gekostet, sondern meist Schätze aus den Kolonien und reiche Geschenke gebracht; nun füllte sich der Palast mit schottischen, sehr anspruchsvollen Günstlingen und Stellenjägern, „die das ganze Königreich wie Raupen verzehrten“. So sagte der Volksmund, und kurze Zeit nach Jakobs Regierungsantritt fand

die allgemeine Unzufriedenheit in der Pulververschwörung — dem ersten Sturmzeichen der Revolution — warnenden Ausdruck. Nur ein anonymer Brief rettete vor der Explosion, die am Eröffnungstage des Parlaments (1605) das ganze offizielle England, das königliche Haus und alle Minister in die Luft sprengen wollte.

„Ein zugleich üppiges und gemeines Leben am Hof", sagt Ludwig Häusser in seiner Geschichte des Zeitalters, „leichtfertige



Jakob I.

Finanzwirtschaft, dreistes Günstlingswesen und schwere Zerwürfnisse mit den Parteien kamen schon am Anfang der neuen Regierung zusammen. Ein solches Regiment war nicht befugt, von den göttlichen Rechten des Königtums den Mund voll zu nehmen." Aber in der denkwürdigen und später immer wieder von der Gegenpartei aufgegriffenen Thronrede des Jahres 1609 faßte Jakob das Gesamtwesen des Absolutismus in die Worte: „Gott hat Gewalt, zu schaffen und zu vernichten, Leben und Tod zu geben. Ihm gehorchen Seele und Leib. Dieselbe Macht haben die Könige; sie schaffen und vernichten ihre Untertanen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Dingen, sind niemanden verantwortlich als Gott allein. Sie können mit ihren Untertanen umgehen wie mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze er-

höhen oder erniedrigen.“ So sprach der König, der ein bloßes Schwert ohne Zittern nicht sehen konnte.

Um Geld zu machen, verkaufte Jakob I. Adelsdiplome, übersteigerte das Monopolwesen und ließ Gerichtsurteile verkaufen, so daß man in den Tavernen ganz öffentlich die Justiz eine Gassendirne nannte. Die Beamten überboten noch persönlich die Regierung, und der Lordkanzler Francis Bacon selbst, der in Europa berühmteste Denker, wandte sich, als die Sache allzu ruchbar wurde, mit einer Denkschrift an das Parlament (1620), in der er sich bekannte, daß er der Bestechung schuldig sei, auf jede Verteidigung verzichte „und eueren Lordschaften mich auf Gnade und Ungnade übergebe“. Dann zählte er 23 Fälle, in denen er „wider Eid und Pflicht“ von Parteien für Monopole bis zu 400 Pfund genommen. Der Handel des obersten Beamten war ein Symptom für das ganze System, das Parlament trat gegen den König auf und kritisierte außer den inneren Zuständen auch die auswärtige Politik. Darauf verbat sich Jakob in einem Brief an den Sprecher „die Einmischung in Dinge, die über sein Bereich und Fassungsvermögen hinausgingen“. Aber das Haus bestand auf seiner Redefreiheit, hervorgegangen aus der Magna Charta, die nun seit 400 Jahren gelte. Der erste Zusammenstoß zwischen der konstitutionellen und der absoluten Monarchie war geschehen zu einer Zeit, wo unumschränkte Fürstengewalt in Paris und Wien, in Italien und den nordischen Staaten triumphierte. „Der Streit, der sich 1621 in England erhob, war gegenüber dem allgemeinen Zug der Zeit an sich eine Anomalie, der Protest des Parlaments die Ankündigung eines Geistes, der allen Anzeichen der damaligen Lage schroff zuwiderlief“ (Häusser). Als Jakob seine Politik kaum geändert und die Hochzeit des Thronfolgers mit der französischen Prinzessin Henriette allgemeine Zustimmung gefunden hatte, starb Jakob I., und die Regierung des unglücklichen weißen Königs begann (1625).

Karl Stuart hatte ein längliches Gesicht mit großen, feuchten Augen, trug langes, gescheiteltes Haar — die Allongeperücke war auf den Inseln noch nicht eingeführt — und konnte für einen verführerisch schönen Kavalier gelten. Die langen Haare der englischen Kavaliere wurden bald von seiten der Puritaner „in die Hölle verdammt“ und der kurze Schnitt der protestantisch Frommen in den Himmel erhoben. Der König, der wie sein Vater, aber noch energischer und folgerichtiger, das Parlament und die Puritaner haßte, liebte die Kunst. Er begünstigte die Dichter und las Shakespeare; die Gemäldegalerie, die er persönlich sammelte,

bewies Geschmack und Verständnis. Er lud Anton van Dyck, den elegantesten Maler, an seinen Hof und empfing Rubens, „den Fürsten der Maler“ und Gentleman, als Diplomaten im Dienst Philipps IV. von Spanien. Dem Künstler gelang, indem er beiden



König Karl I. von England.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Anton van Dyck.
Louvre, Paris.

Monarchen zum Nachgeben riet, den Frieden am 15. Novembe 1630 zustande zu bringen. Bemerkenswert ist, daß dem scharf sehenden Malerauge trotz glänzender Feste und gesellschaft lichem Hochbetrieb nicht entging, „daß die Puritaner sich i gewissem Sinn schon im Aufstand gegen den König befinden un den größten Teil der Nation bilden“, wie er nach Madrid be richtete. In Whitehall gingen bunte, herrliche „Masks“ über da Parkett; man spielte mit Leidenschaft Theater und gab mi leichten Händen das Geld aus, das Monopole und nicht genehmigt

Steuern erpreßten, nachdem die schwere Hand des Parlaments den Beutel zugezogen und weder für Krieg noch für Glanz Geld bewilligte.

Für das, was der Hof, der kunstliebende König und die elegante Königin brauchten, frischte man die ältesten Monopole auf und belegte die notwendigsten Dinge mit „Akzisen". Als die Seife monopolisiert wurde, entstand die „Waschweiberrevolte", die



Die Führer der Pulververschwörung.
Kupferstich des Crispin van de Passe in der National Porträt-Galerie zu London.

grotesk und grausam die Zustände Englands vor der lachenden Welt zur Schau stellte. Gegen starke Bezahlung übertrug der König die Herstellung der Seife einigen Edelleuten aus seinem Freundeskreis. Man kann sich die Entrüstung der in ihrem Gewerbe geschädigten Seifensieder vorstellen, und der Widerspruch wurde bald allgemein, als es sich ergab, daß die „Hofseife" die Wäsche verdarb und die Hände der Wäscherinnen angriff. Karl I. ordnete an, die Wäscherin der königlichen Leibwäsche solle entscheiden, welche Seife die bessere sei, die Bürger- oder die Monopolseife. Im Gefühl, als beamtet zum Hofe zu gehören, erklärte sich die Frau natürlich für die Monopolseife. Aber die Gegner beruhigten sich nicht mit diesem Urteil, besonders als sie herausbrachten, daß die „unparteiische" Richterin selbst zu ihrer Arbeit die Bürgerseife benutzte. Da ordnete die Stadt im Guildhall zwei große Waschtage an, die beiden Seifen in der Öffentlichkeit auszuprobieren. Aus allen Stadtteilen kamen die Frauen in Scharen und erfüllten das Haus mit solchem Lärm, daß die hohe Obrig-

keit die Flucht ergreifen mußte. Wie immer, wenn er in Streit mit der Stadt oder dem Parlament geriet, begehrte der König heftig auf, erhob Vorwurf, daß einer Meuterei Vorschub geleistet werde, und gab schließlich nach. Man erzählte sich in London die Königin habe ihren Gemahl so laut als Feigling beschimpft daß es eine Abordnung im Vorzimmer hörte, wo sie auf Audienz wartete.

Das Monopolunwesen nahm zu, Wein, Bier, Tabak, Likör Karten, Würfel wurden besteuert. Als dies nicht genügte, kamen Kohle und Eisen daran, dann Heringe, Därme, Leinwand, Lampen Knöpfe und Brillen, schließlich Leder und Federn, das vielumkämpfte Salz, Salpeter und Pulver. Dem Faß den Boden schlug aber die Forderung des sogenannten „Schiffsgeldes" aus. Im Jahre 1634 forderte der König „von den Vasallen und getreuen Korporationen" bemannte Kriegsschiffe, verlangte aber nicht, wie es Brauch unter Elisabeth gewesen, Schiff und Mannschaft, sondern das Geld, von dem, wie es allgemein hieß, natürlich keine Schiffe gebaut werden sollten. Es handelte sich um 218 500 Pfund Sterling. Mit wahrer Leidenschaft verteidigte Strafford, des Königs Minister und Günstling, diese Erhöhung des Budgets. Als die Steuer eingehoben wurde, machten sich Erbitterung und Widerstand geltend.

Den Gutsbesitzer John Hampden, einen ruhigen Mann von angeborener Würde, traf eine Quote von 20 Schilling, die er zu zahlen sich weigerte. Er wurde vor Gericht geladen, die berüchtigte Sternkammer. „Die Schiffssteuer, von keinem Parlament anerkannt, von der Regierung zwangsweise eingetrieben, von feilen und faulen Richtern unter harter Bestrafung der Verweigerer sanktioniert, das war ein echt konstitutioneller Fall, eine klassische Kontroverse über das Verhältnis der drei Gewalten zueinander" (Grün). Man hatte es mit keinem Fanatiker zu tun der im Übergefühl persönlicher Freiheit den Richter an sich verachtete und Prophetenstellen anrief, wie es die Puritaner beliebten. Ein wohlangesehener Gentleman mit weltmännischen Formen stand vor Gericht, der nicht für die Bagatelle von 20 Schilling kämpfte, sondern für Eigentum und Besitz aller Staatsbürger eintrat. Er ging gegen die Willkür als Ruin des Staates vor und verteidigte das Recht als Fundament der Gesellschaft. Nach 13tägiger Verhandlung wurde John Hampden verurteilt, aber das Urteil traf die Gegner. Lord Clarendon, der zeitgenössische Historiker der englischen Revolution und spätere Lordkanzler, schrieb in seinem Geschichtswerk, der Urteilsspruch gegen Hamp-

den habe alles spätere Übel angestiftet, denn wie Thukydides sage, „Ungesetzlichkeiten seien schlimmer als Gewalt“.

Erst in Schottland, dann in England züngelte der Aufruhr, die herrlichen Feste in Whitehall setzten aus, Strafford riet noch, „diese Leute mit Peitschenhieben zu Verstand zu bringen“, aber Karl I. war zu schwach und mittellos, er wich dem allgemeinen Drängen und berief nach 11jähriger absoluter Regierung ein Par-



Hinrichtung des Grafen von Strafford am 12. Mai 1641.
Zeitgenössischer Stich.

lament nach Westminster, „die langohrige, kurzhaarige Rotte“, wie man sich am Hof ausdrückte. Jeder Abgeordnete hatte die Taschen voll Beschwerden, Pym rief pathetisch aus, England sei der Willkür preisgegeben, Freiheit und Eigentum, die Geburtsrechte des Bürgers, seien in schwerer Not. Noch wahrte man die Form und räumte ein, der König sei fromm und gut, der Minister habe alles verschuldet. Die Wut wandte sich gegen Strafford, Karl I. gab seinen Günstling preis, am 12. Mai 1641 bestieg der allzu energische Staatsmann das Schafott. „Sein Tod war groß wie sein Leben, er selbst gab dem Henker das Zeichen zum Todesstreich“, schrieb Clarendon. Die Gefängnisse wurden geöffnet, die Opfer der Sternkammer befreit, Steuerprozesse revidiert, die verurteilten Libellisten, die auf den Inseln im Kanal gefangen saßen, zurückgerufen. Die populär gewordenen Literaten, die für Englands Freiheit Geist und Feder in Bewegung gesetzt, Prynne, Leighton, Burton, landeten unter Jubel, zogen im Triumph nach

London, meilenweit von Tausenden eingeholt. John Hampden nahm einen Sitz im Parlament ein.

Wieder begannen politische Verhaftungen, Hochverratsprozesse kamen an die Tagesordnung, wie in allen Staaten, wo die Wurzeln des Regierungsbaumes faul sind, die Truppen wurden verringert. Vor dem Palast in Whitehall schlug sich das Volk mit entlassenen Offizieren herum. Damals kamen die Bezeichnungen „Rundköpfe“ und „Kavaliere“ auf. Die Kavaliere waren des Königs Leute; sie gingen nach der höfischen Mode, ihr Haar ringelte sich auf den Schultern. Die Puritaner, die Rundköpfe, trugen das kurze Haar in zahlreiche Büschel geteilt. Das blieb lange bestehen; die puritanische Armee traute keinem, der anders frisiert war.

Als der König gegen fünf Abgeordnete wegen Hochverrats, „Verleumdung seiner Majestät und Erregung von Tumulten“ Haftbefehl erhob, schützte das Parlament seine Mitglieder. Gefolgt von Hellebardieren, drang Karl I. in Westminster ein, sah sich um und rief: „Ich sehe wohl, die Vögel sind ausgeflogen; aber Sie, Herr Sprecher, werden sie schicken, sobald sie kommen.“ Doch die „Vögel“ saßen in der City bewaffnet und sicher, der Absolutismus erlitt eine gewaltige Niederlage. Zwei Tage später zogen die Angeklagten, begleitet von Miliz, ungeheuer vielem Volk und Themsematrosen wieder zum Parlament, der Zug ging an den Fenstern von Whitehall vorüber, und bleicher Schrecken befiel König und Königin, senkte sich auf Hofleute und Damen, deren Sänften hinter den geschlossenen Toren harrten. „Auch die Wasserratten verlassen mich!“ rief König Karl. Man beschloß, von London abzureisen; der Hof ging nach Hamptoncourt. Akt für Akt begann die große Tragödie abzurollen. Waffengänge mit wechselndem Erfolg, Parlamentsreden, blutige und tragische Episoden, das Land in Aufruhr, die Meinungen nach allen vier Winden getragen. Die politischen Fragen wurden, wie es in unruhigen Zeiten stets geschieht, sozial. Hunderte von Frauen kamen vor das Parlament, das man nun für allmächtig hielt, stellten Forderungen und ließen sich nicht abweisen. Anna Stagg, die Frau eines reichen Bierbrauers, machte sich zur Sprecherin und fand die damalige — die erste — Formel der Frauenemanzipation. Sie erklärte unter kreischendem Beifall: „Christus hat uns ebenso teuer erkauft wie die Männer!“ Pym trat heraus, die Aufgeregten in langer Rede zu begütigen; der Auflauf ging auseinander, die Frauen hatten zu tun.

Dann verlangten 15 000 Lastträger Ruhe im Land und Wieder-

beleben des Geschäfts; viele tausend armer Leute schlossen sich ihnen an. Niemand verdiente, niemand bekam Almosen, seit Hof und Adel die Hauptstadt verlassen, seit kein Lord mehr baute und die Festmusik verklungen war. „Von Religionsstreit und politischen Wirren wird niemand satt.“ Einer unter den Literaten prägte das Wort; es verbreitete sich unter den Unzufriedenen.



Oliver Cromwell.

Eine mächtige Gestalt hob sich plötzlich ab vom grauen Hintergrund, ein energischer, vierschrötiger Rundkopf trat auf; er forderte ein Milizheer, um Ordnung zu schaffen. Er hieß Oliver Cromwell und saß seit 1640 für Cambridge im Parlament, ein Gutsbesitzer, durch seine Mutter Elisabeth Stuart entfernt mit dem königlichen Hause verwandt. Er studierte Rechtsgelehrsamkeit und war, wie alle Studenten in Cambridge, wohl bewandert in körperlichen Übungen, ein guter Reiter und Fechter. Nach der englischen Sitte des Landadels schon mit 21 Jahren verheiratet,

führte er einen soliden Haushalt auf dem Gute seiner Frau, Elisabeth Bourchier, und es wird wohl richtig sein, wenn zeitgenössische Biographen behaupteten, zum „husbandman“ und „father of family“ habe ihm anfangs der rechte „priest“ gefehlt. Doch um 1624 wurde er durch den Verkehr mit einem puritanischen Wanderprediger sehr ernst und neigte zu selbstgrüblerischen Melancholien.

„Die Frage nach seiner Bestimmung auf Erden und jenseits pochte an seine Rippen. Bist du auserwählt oder verdammt? Lebst du wie die Blume des Feldes oder wie das Gras, das Heu wird, eine kurze Frist, um dann zu verdorren und in den Ofen geworfen zu werden? Oder hast du teil an dem Dauernden im Wechsel, hast du ein Recht, dich mit dem Ewigen eins zu fühlen, hast du Anwartschaft darauf, ein Kind Gottes zu sein?“ Diese Frage, die sich jede Generation in der Sprache ihres Jahrhunderts stellt, beantwortete Oliver Cromwell im Geiste reinen Puritanertums, und er sah sich berufen, mystisch berufen, in den Kampf einzugreifen und England zu retten. Als er, zum Kampf entschlossen, sich gegen den König stellte, prägte er das Wort: „Wer das Schwert gegen den König zieht, muß die Scheide ins Feuer werfen.“

Cromwell ist ein Luther zu Pferd genannt worden. Dadurch, daß er sich an der Spitze seiner Milizen zu Pferd setzte und ein sehr tüchtiger Feldherr wurde, komplizierte sich sein Geschick, wandelte sich sein Prophetentum ins Soldatische, wenn auch das Militärische mit biblischem Prophetentum verquickt blieb. Rätselhaft steht die mächtige Erscheinung vor dem rein geschichtlichen Betrachter wie vor dem Kulturhistoriker.

Am leichtesten erklärt sich der von vielen Historikern hochgepriesene, von anderen als größter Heuchler gebrandmarkte Mann, der historische Tartüff, wenn man bedenkt, daß er von Jugend an ähnlich wie Mohammed Hysteriker und Visionär gewesen, ein Medium, und vermöge dieser medialen Veranlagung, die, gläubig verwertet, hinreißende Kraft auf die Menge ausübte, tatsächlich sein andres Ich im Engel des Herrn erschaute und durch diese mystisch-mediale Erscheinungsform sich selbst und andere gläubig fanatisierte. Blieb die Erscheinung aus, so wird er — wie alle Medien — gefabelt haben und meinte wohl selbst, dies diene dem höheren göttlichen Zweck.

Nicht nur die Jesuiten, alle führenden Geister des 17. Jahrhunderts huldigten ausgesprochen dem Prinzip, ein guter Zweck heilige die Mittel, da sie ja wirklich an so große Zwecke glaubten

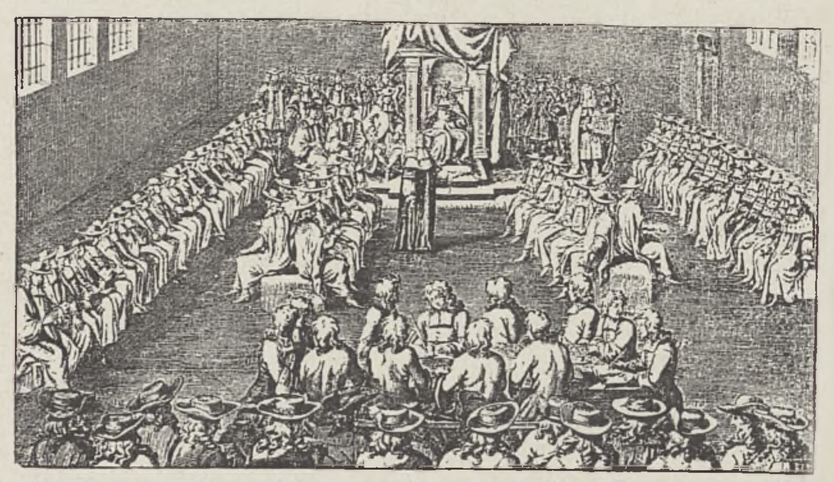
und die Anschauung vertraten, der Mensch sei wichtig als Gottes Werkzeug und müsse dem göttlichen Werk dienstbar sein. Auch wenn es galt, eine Finanzdebatte zu leiten oder ein recht prosaisches Defizit darzustellen, mischte der sonderbare Heilige die Bibel in das Geschäft, unterbrach die Aufstellung der Bilanz durch hochtrabende Ekstase und rollte die Augen in mystischer Verzückung.

An Geduld religiösen Fragen gegenüber mangelte es nicht, ja man hielt im Lager der Frommen unglaublich viel aus und unterwarf sich frommen Strapazen, die uns Nachfahren schlimmer anmuten als die kriegerischen Strapazen der Zeit. Ein Zeitgenosse berichtete in einem Brief über das Lagerleben: „Wir brachten die Zeit von morgens 9 Uhr bis nachmittags 5 Uhr gottesdienstlich zu. Dr. Twisse begann mit kurzem Gebet; Herr Marshall predigte zwei Stunden, wundervoll pathetisch, und klug behandelte er die Sünden der Versammlung. Herr Arrowsmith predigte eine Stunde lang. Dann wurde ein Psalm gesungen. Herr Vines betete fast zwei Stunden; Herr Palmer predigte eine Stunde, Herr Seeman zwei Stunden. Hierauf wieder ein Psalm. Herr Henderson hielt eine liebreiche Konferenz über die in der Versammlung bezeigte Heftigkeit, über die Schicklichkeit, gegen andere Sekten zu predigen. Dr. Twisse schloß mit kurzem Gebet und Segen. Gott war augenscheinlich mit dieser ganzen Übung.“

Höchst widerlich erscheint es, wie der große Mann in seinen kriegerischen Parlamentsreden intim verkehrt mit seinem Gott. Merkwürdigerweise hatte ein anderer bedeutender Staatsmann, übrigens auch Hysteriker und Visionär, vor Cromwell in fernöstlichem Land, unter einen ganz anderen Kriegsgott gebeugt, in seinen Berichten und Kriegsreden genau dieselbe religiöse Ruhmredigkeit gebraucht wie der Puritanerführer. Es war Iwan III., der Grausame, von Rußland, Zeitgenosse der Königin Elisabeth, ein schlau erfolgreicher Tyrann, der seine Bluttaten auf göttlichen Befehl zurückführte, auf des Herrn Eingebung und mit Hilfe von dessen Engel, der die Gottlosen zu strafen und auszurotten habe. Möglicherweise war Cromwell ebenso überzeugt wie Zar Iwan, aus Pflicht zu handeln, als er das unglückliche Irland in Blut ertränkte und sich das Recht anmaßte, tausend katholische Jungfrauen nach Westindien als Freudenmädchen zu schicken, unter anderen Grausamkeiten eine der unerhörtesten gegen die „Papisten“.

Noch nie ist die Rolle des religiös Wahnsinnigen im Kulturleben der Menschheit voll erfaßt worden, weil die Kenntnis von

Geisteskrankheiten in ihren Abstufungen noch durchaus im Anfangsstadium steckengeblieben ist. Auf diesem Gebiet spielen der Scharlatan und die wunderdurstige Menge einander in die Hand. Die schlimmsten Kulturrückschritte sind meist von religiösen (manchmal auch von politischen) Narren ausgegangen, die als solche, unerkannt als Heilige (oder Patrioten) verehrt, ihr furchtbares Wesen trieben. Allerdings sind sie unbewußt anderseits am Kulturfortschritt beteiligt, weil sie die träge Masse



Sitzung des englischen Parlaments unter Karl I.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

aufrütteln und weil sich der Verstand oppositionell dann regt, empört gegen den närrischen Schwindel und Halbschwindel.

Wie dies in England zur Revolutionszeit ersichtlich, unterzogen sich einige auserwählte Männer der Arbeit des Denkens, stemmten sich gegen den epidemischen Affekt und das nur gefühlsmäßige Entscheiden. So oft er niedergeworfen wird im Kampf mit dem Unsinn, schließlich erstarkt der Verstand doch in langen Zeitläuften. Zunächst hatte Cromwell leichtes Spiel, denn die Stuarts, chronisch vom Unglück verfolgt, die Astrologen der Zeit erwähnten stets ihre schlechten Aspekte, benahmen sich absolutistisch hilflos und konstitutionell unvermögend. Sie kamen abwechselnd mit den Engländern oder mit den Schotten nicht aus und versagten dem Gebot der Stunde gegenüber. Karls Unzulänglichkeit tritt überall zutage, seine Unzuverlässigkeit ist nichts weniger als schlau und wirkt nicht, wo sie berechnet ist. Er huldigt nur — wie seine ganze Zeit — der Idee, Politik habe

nichts mit Treu und Glauben zu schaffen, sondern müsse sich durchaus darauf einstellen, den Gegner zu überlisten. Jede Versicherung, die dem Gegner gegeben wird, ist mit geistigem Vorbehalt, mit der „reservatio mentalis", gegeben, die Gott gegenüber aufrichtig, dem Menschen gegenüber verlogen ist. Das ist das politisch-philosophische Kompromiß zwischen Seelenheil und weltlicher List. Man ist überzeugt, daß der Gegner ebenso handelt, und will gegen leichtbeschwingte List nicht mit den schwerfälligen Waffen der Wahrheit kämpfen.

Karls I. sogenannte Verräterei wird letzten Endes wohl ein Ausdruck der Panik gewesen sein, als er selbst von allen Seiten verraten und umstellt war. Ursprünglich gründete sich seine Treulosigkeit auf die ungeheure Verachtung „diesen Kerlen" — den Parlamentariern — gegenüber, diesen ordinären „fellows", mit denen ernstlich und aufrichtig zu verhandeln ihm unmöglich schien, erscheinen mußte seiner Auffassung entsprechend. Ebenso wie Prospero in Shakespeares „Sturm" mit Kaliban nicht wie mit seinesgleichen unterhandeln konnte. Die Unmöglichkeit der Verständigung war wirklich vorhanden, wenn man die kulturellen Gegensätze beider Parteien ins Auge faßte.

Man erinnere sich nur des vornehm lässigen Königs mit dem blasierten Ausdruck im überfeinen Antlitz, wie es van Dyck auf dem berühmten Porträt festgehalten, der hochmütig feinen Hände, die fast frauenhaft nach dem Federhut greifen — und halte Cromwells Wort entgegen, der seinem Maler rauh gebot, er möge keinen Firlefanz auf die Leinwand bringen, sondern ihn malen, wie er sei, mit allen seinen Warzen. In der Tat hatte Cromwell deren einige und eine rote Nase. Er begeisterte sich an den Psalmen, die von den Puritanern mißverstanden wurden, indes der König mit humanistischem Verständnis Virgil zu Rate zog, er rief Anathema über alle Schauspieler, die er „als Schurken und Landstreicher" ins Gefängnis warf und einfach „rogues" (Gauner) nannte, verdammte die dramatische Kunst als „Werk des Teufels", indes der König die wenige Energie, die ihm blieb, damit verbrauchte, die Schauspieler zu schützen, und sich für Shakespeare einsetzte. Die Komödianten flohen in sein Heer, schlugen sich tapfer, und mancher wurde zum Ritter geschlagen.

Unversöhnliche Gegensätze drückten sich in der Kleidung aus. Wie Cromwell das lange Haar und das Spitzbärtchen mit fanatischem Haß ablehnte, die „Liebeslocke" verachtete, so lehnte er die Zier der Spitzen ab, stülpte den kahlen Wetterhut auf, und sein verwittertes Gesicht sah sturmbewehrt darunter hervor. Das

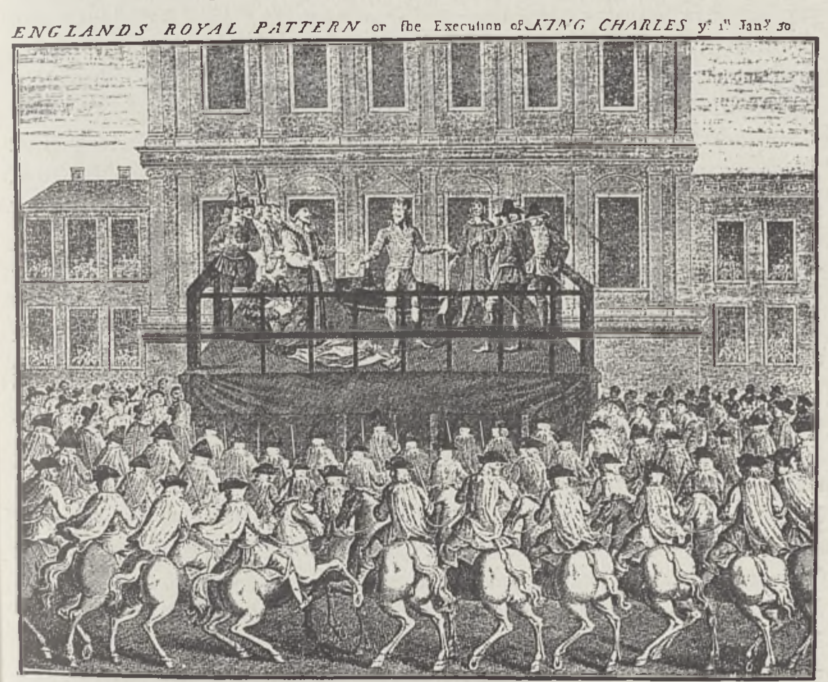
Kostüm spielt in Cromwells Laufbahn eine bezeichnende Rolle. Seine Kleidung ist überhaupt wichtig für die Geschichte der Tracht. Um sich populär zu machen, trat er zuerst in soldatischem, möglichst rauhem und einfachem Gewand auf, wie es die Bauern und kleinen Gutsbesitzer trugen. Solche Tracht pries er als allein Gott wohlgefällig und pflegte eben deshalb, wie einst gewisse Mönche, seine Person möglichst wenig oder gar nicht. So stürmte er in das Parlament, mit dem er ebensowenig anzufangen wußte wie sein Gegner König Karl. So stand er vor den Abgeordneten, als er eigenmächtig die hohe Versammlung auflöste, so stand er, wie ein Räuberhauptmann den Schlapphut in die Stirn gedrückt, den schweren Mantel um die Schultern, in dröhnenden hohen Stiefeln vor seinen Truppen — keine Spitzen fielen aus den Stulpen wie bei König Karl, kein Gold glänzte an den überstarken Sporen.

Das war die Phase vor der Verurteilung des Königs, als Cromwell, der Sieger, dem Hüter des gefangenen Monarchen auf der Insel Wight schrieb: „Ist ‚salus populi suprema lex‘ ein gesunder Satz? Werden wir auf dem Weg der Unterhandlungen nicht um die Früchte der Revolution betrogen? Ist die Armee nicht eine Macht, haben die Heiligen nicht alles getan?“ Indem er die Notwendigkeit der Hinrichtung nicht nur aus der Bibel mit der Emphase des Propheten bewies und sich auf Marianas Buch vom Königtum und auf die Rechtsphilosophie Buchanans berief, vermischte er das religiöse Phantasieren mit dem logischen Gedankenapparat seines Jahrhunderts. Das Werk des gelehrten spanischen Geschichtschreibers Padre Juan de Mariana aus dem Jesuitenorden, „De rege et regis institutione“ (Toledo 1599), ein Gegenstück zu Macchiavellis Fürsten, lehrte, „daß Tyrannenmord erlaubt sei“, und wurde in den Händen der englischen Puritaner zu einer gewaltigen Waffe im Prozeß Karls I. Buchanan, der als junger Dichter Maria Stuarts Hochzeit besungen und dann als Philosoph der englischen Renaissance ein Werk, „De jure regni“, schrieb, wurde jetzt zum offiziellen Philosophen der Republik gestempelt, da er mutig die Volksrechte in seinen Schriften verteidigt hatte. Milton bekannte sich zur selben Ansicht wie Padre Mariano. Sie war zeitbedingt.

Kurz nachdem das Haupt des Königs gefallen war, änderten sich Cromwells Wesen und Art. Noch stand er im Audienzsaal, als Revolutionär und Soldatenführer angetan, als zwei neue Propheten vor ihn traten, Everard und Winstanley. Sie behielten vor ihm die Hüte auf dem Kopf, „weil er doch auch nur ein Mit-

geschöpf sei". Beide waren Führer einer Kommunistensekte, die bei Cobham Land sich angeeignet hatten und als Gemeinschaftsbetrieb bestellten. Auch sie hatten Visionen und überboten in ihrer visionären Frömmigkeit den puritanischen Machthaber. „Bald werde die Zeit kommen", riefen sie, „wo alle Menschen ihre Ländereien und Güter aufgeben, um sich der Gemeinsamkeit jedes Besitzes zu unterwerfen. Das Eigentum ist die Grundursache der Sünden. Jetzt, da der Tyrann von uns genommen ist, sollte es wirklich wieder dem Wohle des Volkes dienen."

Cromwell musterte die Männer mit dem Hut auf dem Kopf. Sie mißfielen ihm, und er sah keinen Erfolg für eine zweite, unfertige und aussichtslose Revolution. Ihm lag daran, den Bürger zum Ansehen zu bringen, und er ließ die Schwärmer von Cobham mit Gewalt aus ihrer gewaltsam annektierten Siedlung vertreiben. Bald erschien ein Pamphlet, das konfisziert wurde: „Der Charakter des Königs Cromwell." Die Literatur regte sich wieder. Doch Kriege brachen aus, die inneren Kämpfe traten zurück, als Oberbefehlshaber nannte sich Cromwell Lordlieutenant. Die zweite Phase begann.



Hinrichtung Karls I.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

Als er siegreich (von Irland 1650) nach London zurückkehrte, standen im Hydepark Musikbanden und die Vertreter der City, und von da nach Whitehall begleiteten ihn Artilleriesalven und Jubelrufe. „Welche Menge drängt sich, Euer Lordschaft Triumph zu sehen", meinte ein Schmeichler im Gefolge. „Würden sie mich am Galgen sehen, wären ihrer noch viel mehr", antwortete trocken der Sieger.

Als er auf dieser Stufe der Macht angelangt war, besann sich Cromwell, daß der Träger höchster Gewalt doch seiner Persönlichkeit einen dekorativen Ausdruck geben müsse. Seine Würde verlangte dies, und nach einiger Beratung mit dem Vorstand der Londoner Schneiderinnung legte er ein Kostüm aus schwarzem Sammet an und wählte einen guten schwarzen Hut mit goldenem Band. Das geziemte sich besonders für ihn, da die Universität Oxford „den gelehrten Theologen und Militär" zu ihrem Kanzler ernannt hatte.

Wie gelang es dem Protektor, die junge Republik zu finanzieren und aus dem herabgekommenen, durch Bürgerkriege ausgesaugten Land einen mächtigen Staat mit Heer und starker Marine zu schaffen? Die normannische Eroberung des 11. Jahrhunderts bot das Beispiel; sie war eine große Konfiskation des englischen Grund und Bodens gewesen, „eine Expropriation im großen und ein Monument des Krieges, der stets, wenn auch oft nur indirekt oder versteckt, auf Eroberung und Plünderung ausgeht" (Grün). Außer der starken Handels- und Zollpolitik, die in „Navigationsakten" zum Ausdruck kam und gegen den holländischen Welthandel gerichtet war, hatten wieder Konfiskationen der „Andersdenkenden" herhalten müssen, und wie in Irland durch eine „neue Bodenteilung" 800 000 Acres Landes ihren rechtmäßigen Besitzern genommen wurden, so geschah es auch in England und Schottland mit den großen Gütern der Gegner.

Aus der Korrespondenz, die Cromwell aus den zahlreichen Feldzügen nach London richtete, geht hervor, „daß die Reiterei Helme trug, die Töpfe hießen, daß die Kürassiere in Brust- und Rückenharnisch steckten und daß ‚Schnapphähne' deutsche Feuerschlösser waren, wo Stahl auf Flintstein schlug, daß aber diese Vorrichtung zu teuer war, um die Luntenschlösser zu verdrängen. Auf 2030 Musketen kamen erst dreißig Schnapphähne" (Grün). Nur langsam machte Cromwell aus der ihm anvertrauten Armee und Flotte das siegreiche Instrument, mit dem er England in die Reihe der wichtigsten Mächte Europas stellte. Die Regierung

Mazarins, die Generalstaaten, Spanien sahen sich gezwungen, mit dem neuerwachten republikanischen England zu rechnen, wenn sie auch politisch-moralische Bedenken gegen den Staat der Königsmörder trugen und die französischen Diplomaten verächtlich „ces gens-ci“ sagten. Aber trotzdem mußte ein Bericht über „ces gens-ci“ einräumen: „Sie leben ohne Prunk und Ruhmredigkeit, sparen im Privatleben und verschwenden für die öffentlichen Angelegenheiten, an denen jeder wie an seinen eigenen arbeitet. Sie haben sehr viel Geld, das sie gut verwalten, halten strenge Zucht, belohnen gut und strafen hart.“ Im Jahre 1651 berichtete Kardinal Mazarin an den Staatsrat: „Nach Ehre und Gerechtigkeit dürfte man die englische Republik nicht anerkennen, weil der König den Ruf der Monarchie durch nichts so schädigen könnte, als durch Aufgeben des legitimen Rechtes seiner nahen Verwandten in England und durch das Anerkennen von Usurpatoren, die ihre Hände mit dem Blut ihres Souveräns besudelt haben — ein gefährliches Experiment in allen Monarchien.“ Aber die politische Erfindung des 17. Jahrhunderts, die bis heute das kulturelle Staatsleben beherrscht, die „ratio status“ — die Staatsräson — bewegte den Kardinal, mit dem neuen England in Verbindung zu treten, denn es sei Herrin zur See. „Ehre und Gerechtigkeit dürfen niemals gebieten, etwas gegen die Klugheit zu tun.“

So war England, nachdem es seine Gegner besiegt, von außen in seiner politischen Entwicklung ungestört, und Cromwell konnte, wie es der König getan, dem absolutistischen Zug der Zeit folgend, das Parlament auflösen und sich zum Lordprotektor der drei unterworfenen Inseln vom Heer ausrufen lassen (1653). Die Militärdiktatur war eingeführt. Die Krone, die ihm angeboten wurde, schlug Cromwell aus — auch Cäsar hatte die Krone ausgeschlagen — und meinte, dieser Kopfschmuck sei nicht mehr wert als eine Feder auf dem Hut; die Macht besitze er ohnedies. In der Familie soll man aber schon eine Krone bereitgehalten haben, den Protektor bei guter Gelegenheit zu überraschen. Wie dem auch sei, historisch verhält es sich so, daß Cromwell, der die Krone nicht tragen wollte, sich einen prächtigen Königsmantel um die Schultern schlug, sehr im Gegensatz zu seinen demütigen, frommen Beteuerungen, einen so wuchtig schleppenden Mantel, daß ihn bei feierlichem Aufzug drei Generale tragen mußten. So stimmte sich auch der Lordprotektor ein in das prächtige Staatsgemälde des Barock. Als der große Mann starb, wurde er in diesem Mantel begraben.

So gewaltsam die Revolution eingesetzt, so still und friedlich kehrte die „Restauration“ im Lande ein; die streitenden und auf einander eifersüchtigen Unterführer riefen nach dem König, und Karl II., der Sohn des Enthaupteten, landete froh begrüßt, nachdem er eine Amnestie versprochen. Er brach sein Versprechen und ließ dem im französischen Exil wohlgenährten Haß gegen Königsmörder und Königsspieler freien Lauf. Die Zeit war dramatisch eingestellt. Voll Wut grub man den Leichnam des Protektors aus und hing den toten Cromwell ohne Mantel und Gewand an den Galgen. Er hatte recht gehabt mit seinem skeptischen Wort; ungeheuer viel Volk lief zu diesem Schauwerk zusammen. Nun wurde ihm das hanfene Seil um den Hals gelegt, das ihm Karl I. zugedacht an Stelle des seidenen Hosenbandordens, mit dem er ihn zu ködern meinte.

Die allgemeine Abkehr von dem Protektor und der Republik war vom Handwerkerstand und den Zünften ausgegangen. Aus dem 17. Jahrhundert stammt die Erblichkeit des Handwerks, und



Die Kinder Karls I.
Nach dem Gemälde von Anton van Dyck (Turin).

das Koteriewesen nahm überhand. Der Meister mußte verheiratet, der Geselle unverheiratet sein, und das Familienmonopol wurde zur Macht in der Zunft. Zwischen den vorher Freien und Gleichen kamen Unterschiede auf; man trennte „livery“, die reichen Meister, „householders“, die anderen, und Arbeiter, „freemen, yeoman“. Ein Ausschuß aus der „livery“ herrschte unumschränkt; den Vorstehern mußte Gehorsam geschworen werden wie einem Souverän. Im heftigsten Revolutionsjahr (1649) demonstrierten die Genossen der Tuchmacherzunft ohne Erfolg dagegen. Wie oft erregten die Lehrlinge in geschlossenen Gruppen Aufruhr! Sie wollten leichter Meister werden; die eigentliche Politik war ihnen nur Interessenfrage. So wollten sie Schutz gegen die eingewanderten Fremden, die jede Aussicht auf selbständige Niederlassung verdarben. Die Lehrlinge traten — wie die Gesellen auf dem Festland — in geschlossenen Bruderschaften zusammen, äußerten korporativ ihre Meinung über Tagesfragen, und als ihnen die Meister den „Spieltag“ nehmen wollten, wurde von der Regierung jeder zweite Dienstag festgesetzt, und das Parlament befahl, an diesem Tag die Läden zu schließen. Dies war vielleicht der erste politische Jugenderfolg. Mit solchen Dingen erzog sich das englische Volk zur Politik.

Die Gesellen kämpften gleichzeitig gegen Meister und Lehrling; sie verlangten während des ganzen Jahrhunderts mit steigendem Nachdruck, daß die Lehrzeit sieben Jahre dauern solle, daß kein Meister einen Arbeiter beschäftigen dürfe, der nicht zur Zunft gehöre, daß es verboten sei, Lehrlinge auch bei steigender Nachfrage gegenseitig auszuleihen, weil sie dann dem zünftigen Gesellen das Brot wegnehmen, und daß kein Meister mehr als zwei Lehrlinge einstelle. Diese Forderungen machten sich von England aus auf dem Kontinent geltend, wie überhaupt englische Ideen seit dem 17. Jahrhundert überall Eingang fanden. Die Zünfte machten einen Zersetzungsprozeß durch. In den Spalt, der ihr Gefüge zerriß, drang das Großkapital ein; die reichen Meister verwandelten sich in Großproduzenten, Gesellen und Lehrlinge in Lohnarbeiter. Noch begünstigte aber die englische Regierung das Zunftwesen, denn die Zünfte waren reich und konnten ausgebeutet werden.

Kulturbedürfnisse stellten sich wieder ein, das Theater nahm sein Recht auf, sobald die Restauration eingezogen war.

Der letzte aus Shakespeares dramatischer Nachhut, von der einige Dichter gleich jenen des zeitgenössischen Spanien von ungeheurer Fruchtbarkeit waren, ist J. Shirley. Er starb (1666) an

einem Nervenschock, den er bei Londons großem Brand erlitt. Diese Nachhut ist mit berechtigtem Stolz „a great race“ genannt worden. Abenteuerliches Schicksal traf die „cavalier poets“, die vom Sturm der Revolution kläglich entfedert wurden; einige, wie der witzige Edmond Waller, wußten ihren Federhut nach dem



König Karl II. von England.
Nach dem Kupferstich von Robert Williams.

Wind zu drehen. Waller besang Cromwell, was ihn aber nicht hinderte, den König Karl II. mit festlichen Versen zu empfangen. Der König bemerkt, daß die Huldigung für den Lordprotektor an dichterischer Qualität überlegen sei. Schlagfertig erwiderte der Witzbold: „Majestät, dem Dichter gelingt Dichtung besser als Wahrheit.“

Dank der königlichen Amnestie war es Milton vergönnt, sein großes Werk ungehindert zu vollenden. Im „Verlorenen Paradies“ spiegelt sich Englands Bürgerkrieg, wie ihn der Dichter erlebte, auf mystisch-phantastische Art. Hier ist die Erhabenheit des

Schauspiels gegenwärtig. Aber vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Diesen Schritt — oder man könnte sagen, diesen Sprung — tat Samuel Butler, indem er das ganze Puritanertum (technisch Don Quichotte als Vorbild genommen) in der Satire „Hudibras“ der Lächerlichkeit preisgab. Der große Satiriker, der das Leben so gut zu belachen wußte, wurde vom Leben ausgelacht. Dem notleidenden Dichter versprach des Königs Günstling, der Herzog von Buckingham, seine Unterstützung und befahl ihn zur Audienz. Aber der Herzog sah zwei Damen vorübergehen, eilte ihnen nach und ließ den Dichter stehen. Er vergaß den Schützling, und die Audienz kam nicht zustande. Butler starb so arm, daß ein Freund für sein Begräbnis aufkommen mußte. Seine Satire war politisch sehr wirksam und eröffnete eine Reihe politisch-satirischer Schriften, wie sie von nun an zum Rüstzeug der Parteien gehörten.

Die Komödie der Restauration ist berüchtigt für ihren leichten Ton; sie spiegelte den leichten Ton von Hof und Gesellschaft, den Trotz, den neue tolle Lebenslust dem finsteren Puritanertum bot, das sogar dem Plumpudding und aller Weihnachtsfröhlichkeit Kampf angesagt und das Läuten der Glocken verboten hatte.

Am Hofe ging es fröhlicher und ausgelassener zu als in der Glanzzeit des weißen Königs. Französischer Einfluß und Geschmacksrichtung waren bedingt durch den langen Aufenthalt Karls II. in der französischen Verbannung. Maria Mancini, die Nichte Mazarins und Jugendgeliebte Ludwigs XIV., die nunmehr in London einen Salon hielt und den Kavalieren die feine Lebensart des Kontinents vermittelte, tat das ihre, der Versailler Note stärkeren Ton zu geben. Man überbot die Franzosen noch in Größe der Allongeperücken, und Karl II. zeichnete sich aus mit solchen von ungeheurer Dimension. Man freute sich mehr als je an Theatervorstellungen, zum Entsetzen der Puritaner traten Frauen auf, und die erste italienische Oper entzückte den Hof. In Whitehall herrschte das tollste Leben, wie Sir John Revesby in seinen Aufzeichnungen schrieb; der König nähme nichts von dem ernst, was an politischen Kämpfen aufschäume und bis in die Gemächer seines Palastes dringe, „er empfinde solche Dinge nicht als Gegenstand des Nachdenkens, sondern nur als widerwärtige Störung, in der ihn das Geplauder seiner Mätressen trösten müsse“. Frau und Tochter, erklärte Sir John, lasse er nicht an den Hof, da „Whitehall kein Aufenthalt für anständige Damen sei“. Der französische Einfluß und das leicht-

lebige Wesen beschränkten sich auf den Hof Karls II. und einige Lords, die Bürgerschaft hielt sich abseits und neigte eher zum Puritanertum; der englische „cant“ trat nach außen in Erscheinung, was soviel bedeutet wie „salbungsvolle Heuchelei“.

Im politischen Leben, über das der König mit seiner lustigen Umgebung nicht nachdenken mochte, kristallisierten sich zwei Parteien, die sich die Spottnamen „Tories“ und „Whigs“ an den Kopf warfen, Worte, die aus Cromwells Revolutionskämpfen stammten. Jede der Verspotteten nahm die Bezeichnung auf, und so wurde der „Tory“ zum Konservativen, der „Whig“ zum Liberalen, und der Kampf zwischen beiden bestimmte Englands politische Entwicklung auf Jahrhunderte. Die beiden Gegner erkannten stillschweigend eine irdische Allmacht an, deren Kult der Politik des ganzen 17. Jahrhunderts das charakteristische Gepräge gab — die Staatsräson. Ihr zuliebe verleugnete man Freunde und ließ sie das Schafott besteigen, ihr zuliebe vermählte man Prinzessinnen und Königskinder im zartesten Alter mit komischem Prunk, und wie sich um ihretwillen der puritanische Lordprotektor mit dem Kardinal Mazarin vertragen hatte, einigte man sich jetzt mit dem holländischen Feind, und Sir William Temple, Englands erster großer Diplomat im modernen Sinn, faßte die Heirat der Nichte des Königs, Maria (Enkelin Karls I.), mit dem Statthalter der Niederlande ins Auge. So kamen „aus Staatsräson“, nachdem die Stuarts abgewirtschaftet hatten, die niederländischen Oranier auf Englands Thron.

Im Kampf der Parteien errangen die Whigs, deren Politik sich gegen Frankreich richtete, außer der Heirat im Königshaus einen Sieg, der dem englischen Handel zugute kam. Der elegante Hof und die ihm nacheifernden Lords bezogen unendlich viel französische Waren, Wein, Früchte, Papier, Seidenstoffe und alles, was zur Mode gehörte, Perücken, Spitzen und Bänder, während Frankreichs Schutzzollsystem jede englische Ware ausschloß. Nun verbot (1678) ein Gesetz auf drei Jahre jede französische Einfuhr. Widerwillig gab der König seine Zustimmung; seine persönliche Vorliebe für den „absoluten“ König in Versailles mußte er opfern.

Es vollzog sich im Namen der Staatsräson ein äußerst spannendes Hasardspiel, bei dem die Falschspieler nicht fehlten; ja das falsche Spiel wurde eine geduldete Kunst, ein „obligo“ der selbstverständlichen Klugheit. Hier wirkt ein kurzer Rückblick höchst belehrend. Wie war diese Anschauung entstanden, und wie kam es, daß sie sich bewährte? Sie steht in direktem Zusammenhang

mit der neuen Technik des Waffenhandwerks, mit dem Erledigen des Rittertums und aller Begriffe der Ritterlichkeit im öffentlichen Leben, jener Ritterlichkeit, die Hinterhalt und Verrat dem Standesgenossen gegenüber mit Ächtung geahndet hatte. Der Ritter kämpfte nicht mehr gegen Ebenbürtige und wird nicht mehr von Ebenbürtigen gerichtet. Der „Schnapphahn“ ist die moderne Waffe; sie kennt keine Schwertweihe und hat nichts



James Graham,
Graf und Herzog von Montrose (1612—1650).

mehr mit dem Ehrenkodex zu tun. Wer schneller schießt und sicherer trifft, gewinnt, überlegene Technik wird wichtigster Teil der Strategie; man kämpft aus Religionshaß oder um Geld, meistens um Geld. Es kommt nicht mehr vor, daß Ritter, die auf das äußerste miteinander gerungen, ihre Stärke gegenseitig froh anerkennen und sich umarmen. Wenn sich jetzt Fürsten und Feldherren nach einem Friedensschluß umarmen, geschieht es mit Judasküssen; jede List ist gerechtfertigt, jede Hinterlist und jeder Hintergedanke erlaubt.

„Gott will es“, sagen die Frommen; im Grunde ist der Gott, der es will, die Staatsräson.

Doch sehr große Dinge, die von neuen Errungenschaften aus die neue Weltanschauung vorbereiten oder herbeiführen, Umwertung der Werte bringen, entstehen, und andere, die als wertlos verschwinden und sterben müssen, geistern daneben noch lange fort als unselige oder auch alberne Gespenster. Die Ritterlichkeit erhält einen grotesken Ausläufer in der Duellwut, die im 17. Jahrhundert in England, Frankreich und Deutschland so

überhand nimmt und sich mit zähem Standesbewußtsein verquickt, daß es da wie dort als ein Akt der Tyrannei erscheinen mußte, sollte das Duell ausgerottet werden. Ein Ausläufer dieses Ausläufers rettete sich auf die Universitäten mit besonderen Bräuchen.

Mit Don Quichotte verdämmerte der Rittertraum, doch einzeln trat Don Quichotte noch immer im Leben auf, ein seltsam veralteter romantischer Typus inmitten der neuen Prosa des Kampfes. Solch ein letzter Ritter war James Graham, Marquis von Montrose, der sich den Stuarts, namentlich der Königin Henriette, der romantischen Witwe Karls I., in Treue zugeschworen. Er warb in Deutschland und Frankreich ein kleines Heer, landete in England, geriet durch Verrat in die Hände der Rundköpfe. Der Leib des Gehängten wurde gevierteilt und an den verschiedenen Toren Londons auf den Spieß gesteckt (1650). Als ihm das Urteil verkündet wurde, rief er aus: „Hätte ich tausend Glieder, die zerstückt aufgespießt werden könnten, um in jeder Stadt meine Treue zu künden!" Wie seltsam, ja wie absonderlich klingt dieser schwärmerische Ton im Vergleich zu dem praktischen Geist so mancher, die wie Monk zuerst als Puritaner auftraten, dann königlich wurden und die Fahne immer nach dem Wind drehten. So handelte z. B. Prynne, dessen Schicksal ein starkes Licht auf die Zeit wirft.

Sein Verbrechen war, noch unter Karl I. ein groteskes Buch gegen die Schauspieler verfaßt zu haben mit Aufgebot von viel Gelehrtenhaß. Während der Glaubenskriege war der Brauch aufgekommen, im Gelehrtenstreit den Widersacher „Langohr" zu nennen und somit den Esel als Schimpfwort literaturfähig zu machen. So hatte Luther den Papst einen Esel genannt und manches saftige Wort daran geknüpft. So nannten die Feinde den Puritaner, die Puritaner den Papisten einen Esel. Das Wort war die Bezeichnung für Andersdenkende. Auch Prynne wurde für sein Buch „Langohr" genannt. Als seine Gegner aber wieder zur Macht kamen, gebot ein grausamer Barockscherz, Prynne an zwei Schandpfählen auszustellen und an dem ersten ihm ein Ohr, am andern das zweite abzuhauen. Seine Gattin heilte ihm die Ohren wieder an. Nach einiger Zeit rührte sich Prynnes Kunsthaß von neuem. Sein Fanatismus warf ihn wieder ins Gefängnis, und da ihm die Ohren gut angewachsen waren, befahl das Gericht, ihm selbige nochmals abzuschneiden. Dieses Martyrium und die lange Haft hinderten ihn nicht, sich zum Royalismus zu bekehren, womit er vielen ein Beispiel gab. Dichter und Philosophen waren

ihrem Wesen nach dem Puritanertum zumeist feind; aber alle Literatenfeindschaft wurde wettgemacht, als Milton sich begeistert für dessen Sache entschied. Gegen den großen Dichter zeigte die Restauration verständige Milde. Nach Abfassung seiner gewaltigsten polemischen Schrift, in der weniger die Person des Königs als das Königtum an sich verurteilt wurde, war Miltons Augenlicht für immer erloschen. Man verbarg ihn, als Karl II. gelandet war und seine „Verteidigung des englischen Volkes" offiziell den Flammen übergeben wurde. Aber der König entschied sich persönlich gegen jede Verfolgung und meinte, als ein Freund fragte, ob Milton unter die Amnestierten falle: „Gewiß; in seiner Blindheit liegt hinreichende Buße."

IV.

In den Niederlanden.

Republik und Absolutismus. — Die Generalstaaten. — Historischer Ursprung. — Untertanenverstand und Persönlichkeit. — Der holländische Kredit. — Juden in Holland. — Die Föderation. — Unter den Oraniern. — Jan de Witt. — Quellen des Reichtums. — Die Insel Java. — Der spekulative Geist. — Cap Hoorn. — Die holländische Flotte. — Die „Treckschuyt". — Die erste Girobank. — Entstehung des Massenkapitals. — Eigentum und Arbeit. — Völkerrecht. — Staatisch und staatlich. — Der „auserwählte" Gerichtshof. — Siege der Wissenschaft. — Freiheit für die Fleißigen. — Das Recht sinnlicher Schönheit. — Rubens. — Reste der Gotik. — Das große neue Bürgerhaus. — Rembrandt. — Rubens' „Jüngstes Gericht".

Während sich im 17. Jahrhundert der Absolutismus am absolutesten festsetzte, blühten in Europa zwei Republiken auf, die den Absolutismus zu überdauern bestimmt waren (wenn die eine auch später eine monarchische Spitze bekam), die Niederlande und die Schweiz. Die dritte Republik der Zeit, jene Cromwells, hatte nur kurze Dauer. Nachdem sie sich Österreichs und Burgunds erwehrt, blieb es der Schweiz vergönnt, bei den großen Kriegen abseits zu stehen; Holland mußte nach langjährigem Kampf um seine Freiheit noch gegen Frankreich, gegen England und gegen beide zugleich sich verteidigen. Trotz solch ungeheurer Anstrengung gelang es dieser Republik, den sogenannten Generalstaaten, Seemacht, diplomatische Macht, Industrie- und Handelsmacht zu erhalten und zu gewinnen, geistige Bedeutung, Kulturschätze wichtigster Art aufzuweisen, dieser Republik, die ihren engumschlossenen Boden auch noch unablässig gegen das Meer verteidigen mußte.

Wie gelang eine so zähe Verteidigung, wie war trotz allem der große Kultursieg möglich? Waren es so ausgezeichnete Institutionen, besaßen die Niederlande ein so überlegenes Regierungsinstrument? Die Institutionen waren nicht unfehlbar, das Instrument blieb schwerfällig. Aber der Geist, mit dem es gehandhabt wurde, die Gesinnung, der Charakter, die politische Nüchternheit



Admiral de Ruyter.
Nach dem Kupferstich von A. Blotelingh.

und Ruhe derer, die es handhabten, ermöglichten schließlich doch den seltenen Triumph. Die Generalstaaten schlossen sich enger zusammen als die Schweizer Kantone, hingen jedoch weniger fest zusammen als ursprünglich die Staaten der nordamerikanischen Union. Sie bildeten eine Föderation, deren Ähnlichkeit mit den altgriechischen Städteföderationen noch nicht beleuchtet ist, aber sehr interessant zu beleuchten wäre. Sie hatten keine eigentliche zentralisierte Regierung, denn der „Stadthouder“

wurde von jedem einzelnen Staat einzeln bestimmt, zuweilen ernannte jeder einzelne Staat einen solchen oder wählte kein besonderes Oberhaupt.

Mit ihren Beschlüssen hingen die Generalstaaten von den Städten ab und vom Adel der sieben Provinzen, aus denen sie zusammengestellt waren, also von einer Elite der Bevölkerung, die mit Recht „die Hochmögenden" genannt wurde. Der Rat von 56 Städten und die hervorragenden Geschlechter der sieben Provinzen teilten sich in die Herrschermacht. Die Männer, die sie in Händen hielten, waren politisch geschulte Köpfe, die meist mit Gelassenheit den Leidenschaften der Menge gegenüberstanden oder wenigstens bald wieder in Ordnung brachten, was diese Affekte verwirrten. Sie finden immer wieder das Gleichgewicht, sie verlieren die praktischen Notwendigkeiten nicht aus dem Auge. Sie sind keine Idealisten, aber auch keine Ideologen.

Die politische Autonomie der einzelnen Staaten machte die Gesamtlage beständig übersichtlich, der Haushalt war zu übersehen. Ihre „Freiheiten und Rechte" waren nicht improvisiert, sondern organisch gewachsen und entstanden je nach den besonderen Bedürfnissen, je nach der eigentümlichen Physiognomie der einzelnen Provinzen. Sie sahen auf eine lange Tradition zurück, festgerammt und logisch gebaut wie die Dämme gegen das Meer, wohlerprobt und vorsichtgemäß.

In genauem Gegensatz zu den dilettantischen Experimenten der Cortes in Spanien zeigen die Beschlüsse der Generalstaaten einen sachlichen, ruhig festen Charakter. Zum erstenmal wurden sie entboten zur burgundischen Zeit unter Philipp dem Guten (1465). Unter Maria von Burgund errangen sie (1477) eine Magna Charta unter dem Namen „hat groot privilegie". Seit ihrem Beginn bis zum Jahre 1634 wurde diese konstitutionell beratende Versammlung achtzigmal einberufen. Nachdem die Niederlande das Band der Personalunion, die sie durch Erbgang von Burgund auf Habsburg mit Spanien verband, zerrissen, wollten sie jene alten Freiheiten und Rechte einfach weitergenießen. Sie beriefen sich auf historischen Ursprung, behauptend, dieselben seien ihnen von Karl dem Großen zugebilligt.

Einer Nation bietet es großen Vorteil, auf solch traditionelle tatsächliche Freiheitsübung zurückzublicken und dieselbe mit politisch geschultem Gemüt weiterzubilden. Wo solche Tradition fehlt und eine künstliche Konstruktion nötig wird, kommen die Versuche teuer zu stehen, die entweder *einem* sinnierenden Kopf entspringen oder einer Versammlung. Es fehlt das Selbst-

verständliche, das Organische, das Sachgemäße. Bezeichnend ist, daß die niederländische Regierung durchaus Zivilgewalt war, im Rat durften überhaupt keine Soldaten sitzen. In seiner holländischen Reise schrieb Larochefoucauld: „Chaque ville consulte ses intérêts particuliers, élève dans ce sentiment les citoyens et leur donne dès leur enfance un caractère de politique étudié qu'ils



Die Hinrichtung Oldenbarnevelds.

emploient en suite dans leurs négociations avec les ministres étrangers.“ (Jede Stadt vertritt ihre eigenen Interessen, erzieht in diesem Sinne die Bürger und gibt ihnen von Kindheit an den Charakter des gelernten Politikers, den sie dann bei ihren Verhandlungen mit fremden Gesandten anwenden.)

Der Absolutismus verlangt von seinen Untertanen nur den „Untertanenverstand“, die gedankenlose, aber für Gedankenlosigkeit bequeme Botmäßigkeit. Das konstitutionelle Prinzip verlangt von der Nation nur, daß sie sich von Zeit zu Zeit bei Gelegenheit von Wahlen zu politischer Tätigkeit aufraffe oder wenigstens dergleichen tue. Eine sinnvolle Republik, wie jene der Niederlande in den Jahren ihres Glanzes, ruft nicht alle, aber doch einen wichtigen Teil der Nation, verschieden geartete, erprobt würdige Männer zu tätiger fortwährender Mitarbeit am Staatswohl, daher das reife, politische Vermögen, die verständige Vorsicht jener Bürger, die von den Außenstehenden neidvoll bewundert wurde.

Der Bürger einer kleinen holländischen Stadt kannte durchaus die Lage in Europa, die Bestrebungen der mächtigen Kabinette und sprach bewandert über die Fragen der Steuer, des Friedens und Krieges, der Bündnisse, Religionen, der allgemeinen Administration. Alles mußte er übersehen und in Erwägung ziehen, um verantwortliche Beschlüsse zu fassen. Die Föderation der Generalstaaten hatte den Vorzug, umsichtige Männer heranzubilden, Persönlichkeiten zu entwickeln und damit dem Erringen von Kulturschätzen und Bewahren derselben Vorschub zu leisten. In der Tat kann der Kulturphilosoph den Wert einer Regierungsform danach bemessen, ob innerhalb derselben der höchste Wert, die Persönlichkeit, gedeiht.

Vom Rat ausgeschlossen war der Soldat von Beruf, der Geistliche übte keinen Einfluß; das Gebet, mit dem die Tagung eröffnet wurde, sprach ein Laie. Die Holländer waren die ersten, die zwar ein geheimes Kabinett beibehielten, um eilige Arbeit eilig zu besorgen, aber dennoch die öffentliche Meinung sozusagen zu Rat zogen und sich auf dieselbe stützten, indem sie offiziell einen Nachrichtendienst eröffneten. Es gab einen „Drucker der Hochmögenden“, und dieser Beamtete bezog die reichste Bezahlung der Republik, etwa 30 000 fl. im Jahr. Die außerordentlichen Auslagen, die Holland durch den Krieg auferlegt wurden, waren sehr schwer zu finanzieren. Man bemühte sich jedoch mit Erfolg und Klugheit, die Produktion so zu steigern, den Fleiß so zu lohnen, daß dieses kleine Land Lasten ohne Murren und ohne ernsten Schaden trug, die einen weniger klug regierten Staat ausgesogen und erdrückt hätten.

Ein bis ins kleinste gehender Ordnungssinn machte die heroische Anstrengung möglich, ein strenges Aufstellen gültiger Bilanzen half Übersicht zu gewinnen. Man verschloß die Augen nicht vor peinlichen Wirklichkeiten und zahlte fällige Zinsen so pünktlich, daß — nach Aussage eines Zeitgenossen — „holländische Gläubiger weinten, wenn ihnen die kreditierten Gelder zurückkamen“ (Temple).

Zu dem beispiellosen Aufschwung der Niederlande hat ohne Zweifel viel beigetragen, daß sie Glück mit den Juden hatten. Diese bildeten den Sauerteig, um den einigermaßen trägen Teig des autochthonen Holländertums zu heben. Im Jahre 1495 aus Spanien, etwas später aus Portugal vertrieben, wurden die Juden in den Niederlanden, wenn auch mit einigen Beschränkungen, gastfreundlich aufgenommen und verholländerten, wenngleich

sie noch lange spanisch und portugiesisch untereinander redeten und in diesen Sprachen beteten. Denn diese Juden rühmten sich, wohl mit Recht, von den erlesensten Stämmen Israels abzustammen, gaben sich königlich und würdevoll als Herrenvolk unter den Juden, Erwählte unter den Auserwählten. Jedenfalls



Amsterdamer Juden.
Zeichnung von Rembrandt.

retteten sie bei ihrem iberischen Exodus unerschöpfliche Kulturwerte, ihren Reichtum bildeten nicht nur Goldstücke und Edelsteine, die auf phantastischen Wegen herausgeschmuggelt waren, sondern überlegenes Können und Kennen. Ihr Finanzwissen gab dem holländischen Handel Flügel, indes anderer Handel noch mühsam kroch mit Schneckenlangsamkeit. Wahrscheinlich waren sie auch in Erinnerung an arabische Gärten nicht unbeteiligt am Glanz der holländischen Blumenzucht und des Blumenhandels, Anreger der berühmten Tulpenliebhaberei. Unter

anderem machte ihre Kenntnis der Edelsteine Amsterdam zum Edelsteinmarkt der Welt in einem Augenblick, da die große Schmuckmode ausschlaggebend war.

Aber die Juden kannten auch so manchen Edelstein okkulten Wissens. Sie wußten nicht nur Diamanten zu schleifen, sie verstanden ebenso rohe Gedanken zu schleifen wie rohe Steine, so daß, was eben noch ein grober Kiesel gewesen, nun märchenhaft strahlte aus glänzenden Facetten. So könnte man einen Baruch Spinoza einen Diamantenschleifer des Geistes nennen. Was nur plump gedacht war, schliff er auf Hochglanz.

Weniger erfreulich als die vornehmen spanischen und portugiesischen Juden war die Invasion von Israeliten aus Deutschland, deren Bildung und Rasse die Überlegenheit ihrer südlichen Glaubensgenossen nicht erreichte. Diesem Nachschub gegenüber verhielt sich die jüdische Aristokratie gütig und wohltätig, aber exklusiv. Sie hatten verschiedene Synagogen; die Vornehmen nannten sich Sephardim. Die ersten Synagogen Europas sind in Amsterdam gebaut worden — und in deren Umkreis hat Rembrandt seine herrlichen Judentypen erschaut. Als den Juden im Gegensatz zu den Katholiken (1598) offiziell freie Religionsübung zuerkannt wurde, bauten sie eine Synagoge; eine größere und prächtigere entstand im Jahre 1675 nicht weit von jener Stelle an der Amstel, wo die verfolgten Juden dies gelobte Land zuerst als Zuflucht begrüßen konnten. Auf holländische Anregung wird es zurückzuführen sein, daß Cromwells staatsmännisches Genie sich der verbannten Juden annahm und sie durch Toleranzversprechen nach England lockte. Er sicherte seiner Heimat dadurch einen wertvollen Bestand vornehmer Judenfamilien, die als Kulturträger wichtig blieben selbst im heimlichen Kampf gegen jene Juden, die, zu geringeren Stämmen gehörig, eher zerstörend als aufbauend wirken mußten, eher kulturfeindlich als fördernd waren und daher mit der Elite ihres Volks in tragischen Konflikt gerieten. Dieser Umstand ist einer der allerunbekanntesten auf historischem Gebiet und doch sehr bemerkenswert für die europäische Kulturgeschichte.

Eine Republik, die von einer Zentralgewalt aus regiert wird, erhält den Charakter des Absolutismus, nur daß der absolute Wille nicht von einem Monarchen, sondern von einer Versammlung ausgeht. Die Originalität der Generalstaaten war eine Verfassung, die nichts Absolutistisches an sich hatte, weil sie eine Föderation von Provinzen umschloß, deren jede wieder eine Föderation von Städten und adeligen Gütern war. Der Stadt-



Wilhelm von Oranien.
Nach einem Kupferstich von Mierevelt.

houder besaß prinzipiell keine Allgewalt, wiewohl er General in der Armee oder Admiral in der Marine sein mochte. Ihn umgab nicht die Schmeichelei eines Hofes, er hatte sich als Mann zu bewähren und tat es auch.

Besonderer Glücksfall wollte, daß bedeutende Prinzen das Amt des Stadthouders einnahmen, die Oranier. Für das hohe Kulturniveau der Oranier im Vergleich zu anderen Fürsten spricht, daß z. B. Wilhelm II. bewandert war in der Geschichte, in der Poesie und in der Mathematik. Nach seinem Tod (1650) blieb sein Amt unbesetzt, bis Wilhelm III. nach dem Mord der Brüder de Witt als Stadthouder ausgerufen wurde in einem Augenblick großer Gefahr, denn die Truppen Ludwigs XIV. standen vor Amsterdam (1672). Wieder blieb der Posten frei nach dem Tode Wilhelms III., der zugleich König von England war (1689—1702), ein Beweis, daß für die Republik ein Stadthouder nicht lebensnotwendig war.

Dagegen war der „Raadspensionarius" unentbehrlich und spielte eine ähnliche Rolle wie die Führer der antiken Polis, etwa ein Perikles. Der berühmteste war der bedeutende Staatsmann Jan de Witt (1653—72). Größten Vorzug der Niederlande bildete die Überlegenheit der Justiz, deren gerechte Verwaltung und vernünftige Sachlichkeit von der phantastisch verderbten, politisch oder religiös voreingenommenen Juristerei anderer Länder vorteilhaft absticht und sittlich förderte, während in Deutschland und Frankreich die Art des Verfahrens sittlich herabzog. Die Edelleute, die Ambachtsherren, hatten die Gerichtsbarkeit auf den Dörfern; die Städte übten die ihre als kostbar gehaltenes Privileg aus.

Bei wichtigen Beschlüssen, z. B. wenn eine neue Steuer auferlegt werden sollte, rief ursprünglich die Glocke alle Bürger zusammen, und sie hatten ihr Wort mitzusprechen. Wer nicht kam, zahlte Strafe. Als diese Pflicht den meisten lästig wurde, weil sie die Geschäfte störte, übertrugen sie Recht und Pflicht auf einen gewählten Rat und schufen dadurch eine eingesessene, mächtige und kundige Oligarchie. Die Städte, deren jede in der Administration ihre Eigentümlichkeit behielt, regierten mit erstaunlichem Erfolg den Staat. Da Adel und Landbevölkerung nicht zugunsten der Städte bedrückt wurden, blühte die Landwirtschaft, der Bauer war frei und stolz. Ein großer Bauer bot dem Stadthouder seine Tochter an mit reicher Mitgift. Ebenso solid war der Fischfang als Quelle des Reichtums. Die Handelsgeschäfte entwickelten sich dermaßen, daß man nicht mehr nach Goldstücken, sondern

nach Tonnen Goldes rechnete. Die Dividende der Indischen Compagnie betrug bis zu 67 Prozent (1616).

Holland faßte Fuß in Nord- und Südamerika, es gewann Brasilien, in Afrika das Kapland, in Asien Ceylon, Malabar, und dem Besitztum in vier Erdteilen gesellte sich die Entdeckung des fünften, Neuholland oder Australien.

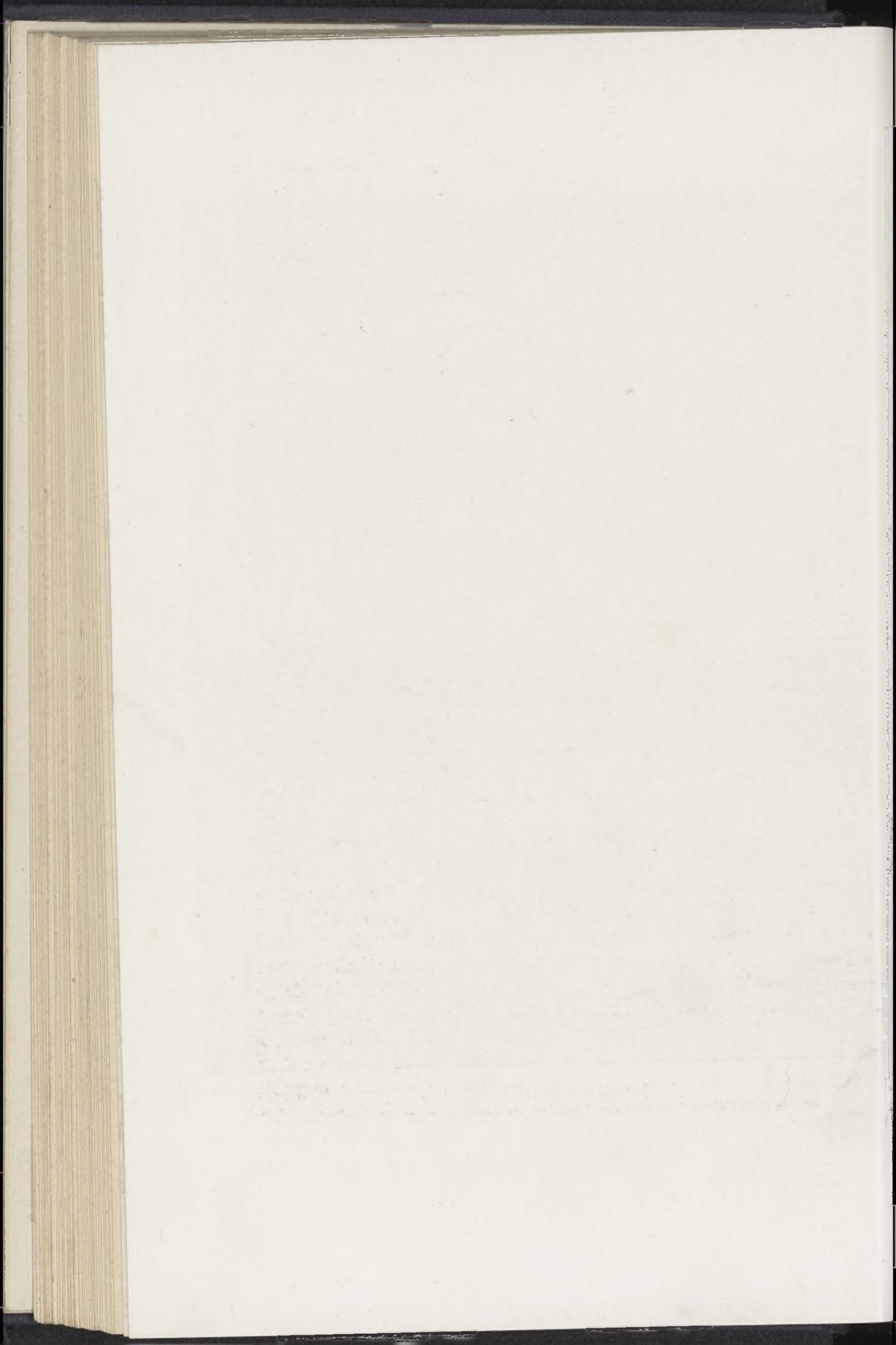
Wirklich vollendet war der Abfall der Niederlande von Spanien erst im Jahre 1648 nach mannigfachen Kämpfen zu Wasser und zu Land; die stolze Unabhängigkeit war erreicht. Wirtschaftlich blieb es jedoch schwer für die junge Republik, sich von Spanien zu lösen (vgl. Band Renaissance), und die Notwendigkeit freien Handels spornte immer mächtiger zum Erwerb neuer Kolonien. Ohne die im Jahre 1596 begonnene Besitznahme der Insel Java wäre die faktische Unabhängigkeit Hollands nie gereift, sie bildete deren Voraussetzung. „In diesem Garten des Archipels besaßen die Holländer ihren fünften Erdteil, noch ehe Australien entdeckt war. 1601 entstand die Ostindische Compagnie, und die Ausbeutung der Sundainseln wurde bald nach der unbarmherzigen Schablone des Monopols getrieben. Man beschränkte die Produktion gewisser Gewürze auf bestimmte Orte, die Gewürznelken auf Amboina, die Muskatnuß auf die Bandainseln, um teurer zu verkaufen. Der Grundsatz, daß die Produktion um des Reinertrags willen betrieben wird, der sich in der eigentlichen Industrieperiode als Würgengel furchtbar machen sollte, herrschte in bezug auf die Kolonien schon damals in vollster Ausdehnung“ (Karl Grün, Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1880).

Leider zeigten sich die kalvinistischen Mynheers den Eingeborenen gegenüber nicht gerade menschenfreundlich. Sie gingen vor wie die katholischen Spanier, und der weiße Mann wurde, was immer für ein christliches Bekenntnis er vertrat, den armen Farbigen der fernen Länder zur Geißel und zum Schrecken. Überall erwies sich der spekulative Geist als naiv rücksichtslos. Die Spekulation ging so weit, daß auf allen Meeren Seeräuberei entstand zwischen den europäischen Schiffen, von den Regierungen unterstützt im Namen der „ratio status“. Sie ging noch weiter, denn zur Beseitigung der Konkurrenz waren holländische Schiffe dem Mikado von Japan behilflich beim Niedermetzeln fremder Katholiken. Damals fand das Martyrium des Jesuitenmissionars Franz Xaver statt.

Als sich die Holländer der Straße von Malakka bemächtigten, waren sie Herren der Verbindung zwischen dem Bengalischen



Rembrandt und seine Frau Saskia.
Nach dem Originalgemälde des Künstlers im Reichsmuseum zu Amsterdam.



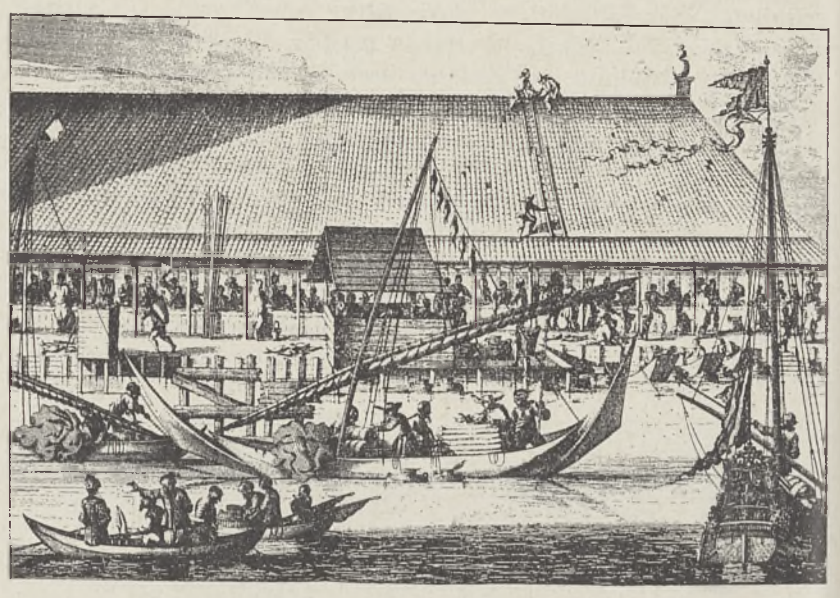
Meerbusen und dem Chinesischen Meer. Sie brachten den Tee nach Europa (vgl. Kulturalphabet Bd. 18. Jahrh.). Um ihre östliche Laufbahn bis ans Ziel zu verfolgen, nahmen sie (1657) Ceylon den Portugiesen und eroberten das Kapland, dessen Spitze nach der Vaterstadt des Entdeckers Schouten den Namen „Cap Hoorn“ trägt. In den nordamerikanischen Oststaaten faßten sie Fuß und gründeten Neu-Amsterdam, das spätere New York. „Die Ostsee war diesen Nachfolgern der Hansa zinsbar, sie verfrachteten die Waren aus Rußland und den nordischen Königreichen, das polnische Weichselgebiet lieferte Getreide. Der Hering brachte noch immer jährlich große Summen. Bei seinem Fang trafen sie in der Nordsee auf das emporstrebende England und mußten den entscheidenden Kampf mit ihm ausfechten. Kaffee und Tabak kamen lange ausschließlich über Holland nach Deutschland. Im Jahre 1634 bestand die Handelsflotte aus 34 850 Schiffen mit 2 Millionen Tonnen; Colbert meinte (in seinem Exposé über den französischen Schiffbau), die Holländer allein besäßen vier Fünftel der europäischen Marinen. Im Land verarbeiteten sie Rohprodukte



Ansicht eines holländischen Hafens.
Nach dem Gemälde von Ludolf Bakhuyzen.

zu fertiger Ware: Tabak, Zucker, Getreide, Schafwolle, Flachs.... Ihre gebrannten Wasser wurden berühmt, wie es die holländischen Liköre noch heute sind.

Das Gesamtgebiet durchzogen Kanäle, niedrig gelegene Städte hatten ihre Grachten, wie Venedig seine Kanäle. Die einfache ‚Treckschuyt', das Zugschiff, versah die Stelle der heutigen



Markt in Batavia.
Nach dem Stich von J. Nieuhof, Amsterdam 1682.

Dampfer und Motorboote, aus dem Kanalschlamm entstanden die Klinks oder Ziegelsteine zum Häuserbau; das Delfter Steingut wurde in jedem Haushalt unentbehrlich. Auch auf das Kriegswesen fanden Industrie und Technik Anwendung. Geschützfabrikation und Ingenieurkunst erreichten einen hohen Grad von Vollkommenheit; Minengraben und Bombenflug wurden methodisch gelehrt. Im Festungsbau besaß Holland die erste Autorität an Coehorn, ehe Vauban in Frankreich auftrat. Auch die Seefahrt wurde wissenschaftlich begründet; Huyghens nahm den führenden Platz unter den Nautikern ein. Vortreffliche Seekarten und Beschreibungen waren an Bord der Schiffe. Der Erwerbstrieb erzeugte und spornte den Entdeckungstrieb, der vor keiner Gefahr zurückwich. Holland war an Stelle des elisabethanischen England getreten; die Drake, Davy und Forbisher hießen jetzt Heemskerk,

Linschot, Barends; sie versuchten sich an der nördlichen Durchfahrt und gelangten nach Spitzbergen sowie nach Nowaja Semlja“ (Grün).

Das wachsende Handels- und damit Rechnungswesen verlangte eine veränderte Form des Geldverkehrs. Im Jahre 1609 entstand in Amsterdam die erste Girobank nördlich der Alpen (die älteste war seit 1587 der Banco di Rialto in Venedig), ein Institut, das sich von allen Kreditgeschäften fernhielt und seine Tätigkeit darauf beschränkte, auf Grund von Einlagen in gemünztem oder ungemünztem Metall die Zahlungen seiner Kunden untereinander durch Zu- und Abschreibung auf deren Konten durchzuführen. Durch diese Einrichtung sparte man an einem großen Handelsplatz viel Arbeit und Kosten, indem sie das öftere Zahlen und Versenden des Bargelds überflüssig machte und damit auch dessen Abnutzung verminderte. Auch um der stetigen, durch betrügerische Staaten verursachten Münzverschlechterung zu entgehen, deponierten Kaufherren und Fabrikanten ihr gutes Geld in der Bank und ließen ihre Wechsel in Bankpapier zahlen.

Auf der Börse bildeten die Anteilscheine der Indischen Compagnien ein Spekulationsobjekt; sie wurden ein Gegenstand von Zeitkäufen mit Differenzen. Waren jeder Art, auch die mit besonderer Vorliebe gepflegten Tulpen, anfangs in teuren und seltenen Arten, dann in immer phantastischeren Züchtungsexemplaren, wurden an der Börse kotiert und führten zu den tollsten Spekulationen. Der ausgedehnte, in seinen Wirkungen auf die Börse übertragene Handel war Ursache der Entstehung des Massenkapitals, das durch das internationale Geldsystem und Bankwesen zur wirtschaftlichen Großmacht sich entfaltete.

„Die Großindustrie begann glänzende Siege zu feiern, und auch der Ackerbau wurde durch das Pachtwesen der neuen Großmacht allmählich untertan. Börsen und Staatsschulden bildeten Reservoir und Pegel der vorhandenen Kapitalmasse, deren Besitzer Orgien im Spekulationsspiel feierten“ (Grün).

Im 17. Jahrhundert legte der veränderte Weltverkehr die Fundamente der neuen Volkswirtschaft. Die Fragen, ob Monopol, ob Freiheit der Banken, ob überhaupt freie Konkurrenz oder Schutz erworbener Positionen, ob fester Zins oder freie Gewinnbeteiligung am Platze seien, verdrängten die frühere Frage, ob Glaubenszwang oder Gewissensfreiheit herrschen solle, und beschäftigten mehr als ein Jahrhundert vor Gründung der Nationalökonomie als Wissenschaft das finanziell und kaufmännisch interessierte holländische Publikum. Damals wurde schon der

Satz unter den holländischen Philosophen aufgeworfen: „Der Rechtsgrund des Eigentums ist die Arbeit“ (F. v. Mieris an Hugo Grotius).

Die holländische Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts ist sprichwörtlich geworden. Die Philologie, die in Deutschland und England stark durch die Bürgerkriege litt, gedieh unter den Nachkommen der Humanisten. Die großen Rechtsfragen über das Verhältnis von Staat und Kirche, das Völkerrecht in Krieg und Frieden, auf humanitärer Basis von Hugo Grotius begründet, fanden gelehrte Bearbeitung. Graswinkel und Salmasius vertraten das göttliche Recht, Grotius strebte von der biblischen Politik zur rationellen und humanen. Allein Spinoza wendete sich dem Studium des Menschenrechts sub specie aeternitatis zu, und seinem Sinnen geht die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit der Gewissensfreiheit auf, wofür er bittere Verfolgung erfährt.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte der holländische Individualismus seine typischen Vertreter an den Lenkern der Einzelstaaten. „Da waren der gewaltige Oldenbarneveldt, der alte de Witt mit seinen Söhnen Jan und Cornelius. Harte Gegensätze bildeten sich zwischen diesen Persönlichkeiten und den nach einheitlicher Macht strebenden Oraniern, Gegensätze, die man als Kampf zwischen Staatischen und Staatlichen bezeichnen kann. Staatisch weist auf die Einzelstaaten oder Provinzen, staatlich auf die Einheit und die damit verbundene Gewalt.“ Unter dieser Beleuchtung bekommen die dogmatischen Streitigkeiten innerhalb des Kalvinismus Bedeutung. Die Staatischen waren frühe des Krieges mit Spanien müde und für den Waffenstillstand von 1609, die Staatlichen fügten sich nur ungern in die Waffenruhe, weil dadurch Flotte und Armee in den Hintergrund gerieten. Kaum war der Waffenstillstand geschlossen, als der theologische Krieg ausbrach. Der Leydener Professor Arminius opponierte der strengen Prädestinationslehre, hielt sich an Luther und Zwingli und sprach sich für eine engere Verbindung von Staat und Kirche aus. Sein Gegner, Professor Gomarus, verteidigte die strenge Gnadenwahl und eine demokratische Richtung der Kirche. Für Arminius nahmen Oldenbarneveldt, Hugo Grotius und später Spinoza Partei, die Mehrheit des Volkes hielt zu Gomarus. Eine Generalsynode, zur Schlichtung des Streites nach Dordrecht (1618) berufen, war daran, den Arminianismus zu verurteilen, als der Stadthouder, Moritz von Oranien, unter dem Vorwand, er allein habe die militärischen Wachen zum Schutz der Synode zu stellen, was Oldenbarneveldt wider alles



Bauernfest vor der Schenke (1649).
Nach dem Gemälde von Adriaen von Ostade. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.

Recht sich angemaßt habe, diesen und dessen Freund Hugo Grotius verhaften ließ, die städtischen Wachen entwaffnete und ein neues Stadtregiment einsetzte. Dann beriefen die Generalstaaten einen „auserwählten" Gerichtshof, der dem guten Ruf der holländischen Justiz hohnsprach und die beiden Angeklagten systematisch verurteilte. Jan van Oldenbarneveldt, der mitgewirkt bei der Gründung der „Utrechter Union" und mit Wilhelm von Oranien Stifter der Republik gewesen, der bedeutendste aller Ratspensionäre, bestieg auf Befehl von Wilhelms Sohn das Schafott. Sein Wahlspruch lautete: „Liever verheert als verknecht." Er wurde verheert. Das gleiche Schicksal über den europäisch berühmten und anerkannten Begründer des Völkerrechts, Hugo Grotius, zu verhängen, wagte Moritz nicht trotz seiner absolutistischen Neigungen; er ließ ihn „zu ewigem Gefängnis" nach Schloß Lövestein bringen. Wie der Gelehrte durch seine Frau mutig aus diesem Kerker befreit wurde, ist eine bekannte historische Anekdote.

So sah in Wirklichkeit der Streit zwischen den „hochmögenden Herren" und dem Prätendententum der Oranier aus; der Absolutismus zog in die Republik.

Aber während Politik und Justiz das ihrige taten, aus dem Machtbedürfnis einzelner dem Ganzen Schaden zuzufügen, gewann die holländische Wissenschaft Sieg auf Sieg; Christian Huygens gestaltete die Pendeluhr und sandte (1673) das „horologium oscillatorium" an Ludwig XIV. mit den Worten: „Ich werde keine Zeit damit verlieren, Ihnen, großer König, den Nutzen auseinanderzusetzen, weil mein Automat Sie jeden Tag in Ihren Gemächern durch die Regelmäßigkeit seiner Angaben und die Folgerungen überraschen wird, die er für die Fortschritte der Astronomie und Nautik verspricht." Derselbe Gelehrte entdeckte einen Saturntrabanten und wies die Ringform der Saturnhülle nach; dann wurde ihm (1678) die Polarisation oder Doppelbrechung des Lichts durch isländischen Doppelspat bewußt. Um das Jahr 1621 konstruierte ein holländischer Bauer, Cornelius Drebbel, das erste Thermometer; er stellte einen mit erhitzter Luft gefüllten Glaszylinder mit dem unteren Ende ins Wasser. Erkaltete die Luft, so stieg das Wasser in der Röhre. Und Leeuwenhoeck, ein Buchhalter im Leinengeschäft, ergab sich mit Leidenschaft der Anfertigung primitiver Mikroskope. Eine ganze Welt tat sich auf, die Welt des unendlich Kleinen.

Nichts steht so sehr im Widerspruch mit der gedankenlosen Annahme, daß die reformierten Länder allein kulturellen Fort-

schritt zeigten, als die Betrachtung der Niederlande, wo eng nachbarlich das größtenteils protestantische Holland und das dem Katholizismus erhaltene oder wiedergewonnene Flandern (das künftige Belgien) gleichzeitig hohe Blüte erlebten. Das eine als föderative Republik, das andere — zur Habsburger Hausmacht gehörig unter der Statthalterschaft österreichischer Erzherzoge und Erzherzoginnen. Eine Probe auf das Exempel: Weder die Verschiedenheit der Konfessionen noch der staatlichen Einrichtungen haben in erster Linie Einfluß auf die Kulturhöhe; sie hängt dagegen, wie die Blume von der Sonne, von der Freiheit für die Fleißigen ab, von Gunst für die Tüchtigen, von vorteilhaften Lebensbedingungen für die Fleißigen und Tüchtigen, von gesundem wirtschaftlichem Sinn.

In den katholischen wie in den protestantischen Niederlanden war dieser gesunde wirtschaftliche Sinn vorhanden, eine Frucht der „alten Freiheiten" und der Selbständigkeit des Handels. Nachdem die spanische Mißwirtschaft abgeschüttelt war und dieser gesunde Sinn sich frei betätigen konnte, war das Ergebnis da wie dort kulturell wertvoll. Die Teilung hatte sich vollzogen, als die Genter Demagogen und die Kulturfeindschaft der Bilderstürmer zu empörend wurden. Darum schloß sich die Utrechter Union zusammen, die dem Katholizismus und der französischen Sprache in den vorzugsweise wallonischen Teilen das Übergewicht gab. Unter dem klugen Fürstenpaar Erzherzog Albrecht und Isabella blühte das reiche Land und wurde eine Hauptpflanzstätte des Jesuitenbarocks, ein Hort großzügigen Kunstlebens. Dieses vor allem kunstliebende Volk wandte sich vom neuen Glauben, dem es sich anfangs begeistert angeschlossen, verächtlich ab, als wildgewordene Sektierer nicht nur vom Dogma, sondern auch von der Kultur sich trennten, mit dem Glauben an die Gewalt der alten Kirche Scheu und Ehrfurcht vor jedem Heiligtum der Menschheit verloren.

„Mit Ekel wendeten sich selbst die Edleren von einem zwar ursprünglich gebilligten und leidenschaftlich geführten, doch endlich als aussichtslos erkannten Streit ab, um in der Ruhe eines endlich dem Verstande abgerungenen geistigen Verzichtes in der echt barocken Hingabe an ein Empfindungsleben sich national und religiös wiederzufinden. Im schärfsten Gegensatz zu den Bilderstürmern wurde die sinnliche Schönheit wieder in ihr Recht im Volksleben eingesetzt, ja geradezu im Gegensatz zu den Verächtern der Kunst neu ausgestaltet. Ihre Darstellung ist aber das Erzeugnis noch vom Kampfe zitternder Hände, vom Ringen er-

hitzter Gemüter. Sie gibt sich im trotzigen Bewußtsein der gegen die puritanische Strenge wiedererkämpften Berechtigung zum Dasein, keck, derb, vollsaftig, übersprudelnd reich. Die Künstler holen Anregung aus Italien und füllen sie mit neuem Blut und pochenden Herzen. Sie sehen den Lehrern im Süden das meister-



Peter Paul Rubens:
Bildnis der Isabella Clara Eugenia, Infantin von Spanien, Regentin der Niederlande.
Nach dem Kupferstich von Jan Müller.

liche Können, den Schwung im Schaffen, die Wucht der Formen ab und geben dem Erlernten den Geist ihres Volkes mit der breiten Fülle der schwerfälligen, aber unerschütterlichen Lebenskraft, dem Genußsinn und der derben Heiterkeit der Niederlande, vor allem jedoch jenen germanischen Zug, das Einzelne zu selbständiger Bedeutung im Ganzen auszubilden, die Freude

am Individuellen.“ (Geschichte des Barockstils von Cornelius Gurlitt, II. 1.)

Als die Statthalterschaft des Erzherzogs aufs neue einen glänzenden Hofhalt und reiches Kunstschaffen nach Brüssel brachte, wurden im ganzen Land Klöster und Kirchen wieder aufgebaut und die durch den Bildersturm zerstörten Gemälde und Schmuckgegenstände durch solche im neuen Stil ersetzt. Adel, Bürger und Innungen überboten sich in reichen Geschenken an die Kirchen.

„Und doch zeigt sich in dem für Land und Zeit maßgebenden Meister, in Rubens, so viel Unkatholisches, daß man darüber gestritten hat, inwiefern der große Maler im kirchlichen Sinn fromm gewesen sei. Aber auch hierin ist Rubens nur das Bild seiner Zeit und Landsleute. Der Katholizismus mit seinen künstlerisch durchgebildeten, sinnlich wirkenden Formen umfaßte ihr Herz mit neuem Feuer. Das Friedensbedürfnis überbrückte die Kluft zwischen Glauben und Erkennen. Die Religiosität Belgiens war minder tief in alle Kreise eingedrungen als im gleichzeitigen Italien, nicht ein Erzeugnis eigenen Willens, sondern dem widerstrebenden Volke aufgedrängt durch feindliche Mächte. Aber sie war zur Vorbedingung der staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung des Landes geworden“ (Gurlitt).

Die niederländische Gotik, die sich lange lebensfähig erwiesen hatte, war sehr spät von der italienischen Renaissance verdrängt worden und behielt manche Formen namentlich an Privatgebäuden bis zum Eindringen des Barockgedankens. Ähnlich wie hier wurde in England der Versuch gemacht, gotischen Stil und Renaissance nebeneinander zu pflegen und sie zu verschmelzen. Durchaus verändernd betätigte sich Italiens Einfluß auf die flandrische Architektur, seit der Waffenstillstand um 1609 den furchtbaren Krieg abschloß und unter der Pflege der Infantin Isabella das Land sich wieder aufzurichten begann. Die Künste erblühten zu ungeahnter Kraft, die Wissenschaft lebte auf, und in Peter Paul Rubens bildete sich jene Vollendung der belgischen Kunst aus, in der sich die Freude an wuchtigen Formen und lebendiger Handlung, reich ausgebildeter Farbensinn und die im wohnlich eingerichteten Hause gezeitigte Empfindung für Stimmung zu vollem, ergreifendem Einklang verbanden. Entschiedenen Bruch mit der Gotik verkündete Rubens in seinem Werk über die Architektur: „Palazzi di Genova“, 1622, Antwerpen. In der Vorrede begrüßte er, daß „der barbarische Stil gotischer Baumeister verschwunden sei“ und die Kenntnis der „schönen architektonischen Symmetrie des griechisch-römischen Altertums“ sich mehr und

mehr verbreite. Er war der sicheren Überzeugung, daß die kecken Barockbauten seiner Zeit den klassischen Vorbildern nacheifern, wie er glaubte, in mythologischen Darstellungen antiken Geist zu erfassen. Er stand mit den Gelehrten und Sammlern in angeregter Verbindung, sammelte selbst, was ihm auf Reisen unter die Hände kam. Bei der Herausgabe des Buches über die genuesischen Paläste kam es ihm auf praktischen Einfluß an. Er wollte nicht Fürstenschlösser, sondern große Bürgerhäuser abbilden, wie sie für die reichen Niederländer sich eigneten und nur bei den Genuesern oder unter veränderten Grundbedingungen in Venedig zu finden waren. Rubens erweist sich auch als Architekt in seinen Bildern; weltbekannt ist der stattliche Bau in seinem „Liebesgarten". Breit und wuchtig, wirkungsvoll erdacht, „übersprudelnd reich in den Gliederungen zeigt sich sein Geschmack, fortgeschrittener im barocken Sinn als bei gleichzeitigen italienischen Künstlern".



Ländliches Fest.
Nach dem Gemälde von Teniers d. J.



Gemüsemarkt in Amsterdam.
Nach dem Gemälde von Gabriel Metsu.

Wenn im benachbarten Holland die Malerei in der Hand eines Rembrandt ganz auf sich selbst gestellt, fast wie Magie, wunderbar konzentriert wirkt, Rembrandt selbst in Halbdunkel agierend als freundlicher, doch geheimnisvoller Magier — Rubens steht in voller Sonne, der sonnigste, bewußt lebensbejahendste aller Künstler. Dieser „Fürst unter den Malern" war auch Vertreter von Fürsten und Diplomat großen Stils, Festgeber, Festordner, Verkünder des Sieges der Freude und des Friedens, ihr Fanfarenbläser über Land. Wenn er sich entschieden von der Gotik abwendet und diesen Entschluß nicht nur in Flandern, sondern auch in Frankreich einflußstark vertritt, so ist es sein instinktiver Abscheu vor jenem Fanatismus, der sich in mageren Figuren kundgab, vor den hageren Gestalten und Gesichtern, die er in seiner Kindheit gesehen, unter Rauch und Flammen fürchterlich Zerstörung üben. Diese Zeit mit allem, was zu ihr gehörte, sollte der Vergessenheit anheimfallen mit dem neuen Stil und dessen heiterer, selbstbewußter Pracht, mit üppiger Formengebung, kavaliermäßiger Eleganz, die jedoch so wuchtig kampfbereit auftrat, daß der Mob zurückweichen mußte, kopfüber in den Orkus gestürzt wie auf Rubens' leidenschaftlich über das Böse und Gemeine triumphierendem Jüngsten Gericht.

Dieser joviale große Herr kennt nur einen Haß. Er verabscheut das Gemeine, das Verrückte und Kulturfeindliche, das seine Heimat im Bildersturm erlebt hatte. Diese Bilderstürmer verdienen Höllensturz. Dann aber grünen im Frieden herrliche Gärten, in denen üppige Frauen wetteifernd mit üppigen Blumen blühen, wiedergeborene Götter freundlich die Urne betreuen, Fruchtsegen von wohlgenährten, übermütigen Putten geschleppt wird, zart schimmerndes Fleisch sich abhebt von prächtigen Stoffen, goldene Geräte bedeutend stehen und Perlen schönen Busen schmücken — ein Bild glücklichen Überflusses, den Fleiß und Friede gewähren, jener „Friede dem Fleißigen“, dessen Recht Rubens als Diplomat zu vertreten sich bemühte, ein Ideal des vornehmsten Barock.

V.

Frankreichs Barock.

1. Abschnitt.

Das Vorrecht des Staates. — Jesuiteneinfluß. — Katholiken und Protestanten. — Frühbarock. — Kardinal Richelieu. — Die politische Lage. — Der ausländische Anhang der Königinnen. — La journée des dupes. — Meister der Staatslist. — Der Gewinst beim Westfälischen Frieden. — Neue Spieler. — Mazarin und die Fronde. — Die Prinzessin an der Kanone. — Die ersten Eindrücke des Königs. — „Stets bedrohte“ Grenzen. — „Nieder mit Habsburg!“ — Die Macht des Prestige. — Die französische Akademie. — Ein Vergleich. — Duellwut. — Das nationale Streben. — Der Wettstreit. — Die Lust zu bauen.

Auf die Frage, welcher von beiden weltbeherrschenden Mächten, dem Staat oder der Kirche, das Vorrecht gebühre, antworteten die leitenden Männer des 17. Jahrhunderts einmütig, dem Staat, und begründeten ihre Entscheidung damit, daß der Gehorsam gegen den Fürsten bestanden habe, ehe ein Christentum gewesen sei. In Frankreich waren die Befestigung der Fürstengewalt und durch diese die Einführung kirchlicher Duldung die Errungenschaft Heinrichs IV. Als der König dann zum Katholizismus zurückkehrte, konnte er einen hohen Preis von Rom fordern. Zugunsten der weltlichen Gewalt verzichtete die Kirche auf die im Konzil von Trient festgesetzte Oberherrschaft, und zwar geschah dies unter Mitwirkung der Jesuiten, die mit ihrem klugen Nachgeben Macht und Einfluß eroberten.

„Die so errungene Ausnahmestellung Frankreichs den römischen Lehren gegenüber“, schrieb Cornelius Gurlitt in der Ge-

schichte des Barockstils, „bildet für die Folge die Grundlage der staatlichen und durch diese der geistigen Entwicklung. Denn sie wurde der Ausgangspunkt für das Edikt von Nantes, das den katholischen Gottesdienst überall herstellte, die geistlichen Körperschaften in ihre alten Besitztümer einsetzte, den Hugenotten



Emanuel Armand du Plessis, Kardinal von Richelieu.
Nach dem Gemälde von Philipp de Champaigne. London, National Gallery.

aber ungehinderte Ausübung ihrer Religion sicherte. Der in seinem Zusammenhang mit Rom gelockerte Katholizismus blieb Staatsreligion, der Protestantismus war geduldet, die Konfession sollte auf die bürgerliche Stellung ihrer Bekenner ohne Einfluß sein. ... Die Herstellung eines auf Entgegenkommen in religiöser Beziehung gegründeten politischen Gemeinwesens vollzog sich unter der Leitung eines staatsklugen, konfessionell gleichgültigen, im Volk beliebten Fürsten ohne Schwierigkeit. Darum hat Frankreich auch keine Trennung der künstlerischen Richtung, wie die Niederlande, zu verzeichnen. Die beiden Wege der Geistesentwicklung. die dort in aller Schärfe zu gegensätzlichem Ausdruck führten, wurden hier bei enger, auch lokaler Berührung zur Ver-

mittlung ihrer Gegensätze gebracht. Trotzdem sind die verschiedenen Auffassungen namentlich im Gebiet der Baukunst gut zu erkennen.“

Hier erfuhr die Kultur keine Verelendung, sondern wurde bereichert durch die verschiedenen Geistesrichtungen. Frankreichs Frühbarock beherrschte die gewaltige Gestalt des Kardinals Richelieu (gest. 1642). Ein kriegerischer Prälat, der in eigener Person La Rochelle von den Hugenotten eroberte, der Pinerolo und einen Teil von Savoyen für Frankreich gewann, dem es gelang, das Land aus der Umklammerung Spaniens zu befreien. Wie mit einer Beißzange drohten die beiden Habsburger Linien von beiden Seiten her, denn sie besaßen außer der iberischen Halbinsel die Lombardei und einen Teil der Niederlande. Im Innern Frankreichs herrschte Aufruhr, unbotmäßige Große erhoben sich wie im Mittelalter, die nächsten am Thron zeigten sich feindlich, ja durch deren Kabalen waren Mutter und Sohn entzweit, Maria von Medici stand auf der gegnerischen Seite Ludwigs XIII. Der König war vereinsamt, denn wie seine Mutter bekämpfte ihn seine Gattin Anna von Österreich, die Tochter Philipps III. von Spanien. Während deren Regentschaften rächte es sich, daß diese königlichen Damen als Ausländerinnen in Frankreich fremd waren. Maria von Medici hatte immer ihren italienischen Anhang, ihre Schwiegertochter den spanischen.

Zu einer für Frankreich glücklichen Stunde trat Richelieu in das Kabinett ein, das Marias Günstling, der zum Marschall und Marquis d’Ancre ernannte Florentiner Concino Concini, bildete. Er überdauerte die Ermordung des Marschalls und den Sturz des folgenden Ministeriums, versöhnte den jungen König mit seiner Mutter und trat, zum Kardinal erhoben, in das Kabinett La Vieuvilles, dessen Sturz (1624) ihn an die Spitze der Regierung brachte. Maria von Medici ließ sich jedoch wieder und wieder gegen den Sohn aufhetzen, und ihre Freunde bestimmten sie an einem für sie und ihren Anhang verhängnisvollen Tag, der deshalb „la journée des dupes“ genannt wurde, gegen Richelieu aufzutreten (1630) — was nach Berechnung seiner Gegner den Sturz des Kardinals herbeiführen sollte. Aber diese Partei ist „düpiert“, Richelieu hatte den König für sich gewonnen. Vor die Wahl gestellt, zwischen Mutter und Minister zu entscheiden, wählte er Richelieu. Maria von Medicis Anhang schmolz zusammen, sie wurde verbannt und starb in Köln (1642) im Todesjahr ihres Feindes Richelieu. Diese Zahlen müssen in Erinnerung gebracht werden, denn die französische Kulturgeschichte ist verquickt mit

dem Schicksal der Regentinnen und dem Hausmeiertum beider Regentschaften. Im Jahre 1635 wütete der Spanische Krieg, 1636 brachen Bayern und Spanier in Frankreich ein. Es war also an der Zeit gewesen, daß der Kardinal an der „journée des dupes" die Königin und deren Partei besiegt, die Macht an sich gerissen hatte, so daß er wenige Jahre später den König und das Land zu retten vermochte.

Mit Waffen allein war es aber nicht getan, und der Staatsmann begann jene kühnen Ränke, die ihn zum Meister der Staatslist machten. Er hetzte Portugal und das ewig unruhige Katalonien gegen die spanischen Habsburger auf, verheiratete die Schwester des Königs, Henriette Marie, an den König Karl I. von England, um dort den Franzosen feindliche Pläne zu durchkreuzen, und scheute sich nicht, trotz seines Kardinalhuts mit Gustav Adolf, dem Haupt der Protestanten, in Beziehungen zu treten — was ihm die Strenggläubigen nicht verziehen. Gustav Adolf starb aber, ehe er als Bundesgenosse unbequem werden konnte, und Frankreich gewann, da es überall seine Hände im Spiel hatte, beim Westfälischen Frieden den überwiegenden Einfluß, in Münster glänzend vertreten durch die Grafen d'Avaux und Servien und durch eine geniale Prinzessin, die Herzogin von Longueville. Der Habsburger Kaiser ging geschwächt aus dem Frieden hervor.

Diesen lange vorbereiteten Sieg erlebte zwar Richelieu nicht, aber sein Nachfolger Mazarin, den er sterbend der Regentin Anna von Österreich empfahl, heimste die Ernte jener wagemutigen, skrupellosen Politik ein. Neue Spieler treten auf für das Zeitalter des Spätbarock, eine andere Königinmutter, ein anderes königliches Mündel, ein anderer Kardinal als Hausmeier. Anna von Österreich, schon als halbes Kind dem Knaben Ludwig XIII. vermählt (1615), brachte im Jahre 1638 den ersten Sohn zur Welt, den nachmaligen Ludwig XIV., zwei Jahre später den jüngeren, Philipp von Orleans. Es wurde vielfach angenommen, aber nicht bewiesen, daß eine heimliche Ehe zwischen ihr und Mazarin nach dem Tode des Königs (1643) bestand. Jedenfalls waren die Beziehungen sehr nahe. Im Gegensatz zu der früheren Königinmutter Maria lebte Anna nicht im Kampf mit dem herrschenden Minister, sondern hielt treu zu ihm, auch als er zweimal fliehen mußte und sie selbst von der Gegenpartei bedroht wurde. Diese Kämpfe bildeten den zweiten großen Bürgerkrieg, die Fronde, und waren um so gefährlicher, weil das Ausland, von Richelieu klug in Schach gehalten, sich einzumischen gedachte.

Obwohl Mazarin, der geschmeidige Italiener, nicht die eisern grausame Energie Richelieus aufzubringen vermochte, wußte er zäh und geduldig den Knoten zu lösen. Er gewann seine Macht zurück. Die Fronde bezeichnet einen Rückfall in die verwüstenden Bürgerkriege, angezettelt von Ehrgeizigen, denen Mazarins Vormundschaft drückend schien, von Hugenotten, die sich beiseite geschoben fühlten. Dieser Kampf begleitete mit wechselndem Glück die Kindheit Ludwigs XIV. und drohte in Frankreich dieselben schrecklichen Zustände zu bringen, die der Dreißigjährige Krieg kulturwürgend in Deutschland heraufbeschwor. Zur Zeit der Fronde galt es für elegant, zu frondieren und Verschwörungen zu bilden; die Kusine des Königs, „la grande Mademoiselle", nahm als Heldenweib teil, wollte die geträumte „gloire" erleben und ließ persönlich von den Mauern der Bastille aus Geschütze — die künstlerisch zierlichen Kanönchen von damals — auf die Königlichen abfeuern. Schon liebäugelte man in der Fronde mit dem Ausland, wie es die deutschen Fürsten im Dreißigjährigen Krieg taten, schon war man in Gefahr, wie jene eine Beute der Fremden zu werden durch den Fluch der Uneinigkeit, wie dort.

Diese Eindrücke waren die ersten großen Eindrücke Ludwigs XIV. als Knabe und bestimmten gewiß seine spätere Sinnesweise, das leidenschaftliche Streben nach Zentralisation der Macht, nach einem Gipfelpunkt des Selbstherrschens, der alle Ränke und jeden Zwist im Keim zu ersticken hoch und stark genug sein sollte. Unvergeßlich blieb ihm die höhnische Freude der lieben Nachbarn über Frankreichs Gefahr während der Fronde. Daher seine spätere Skrupellosigkeit diesen Nachbarn gegenüber, die Raub- und Beutezüge seiner Generale, die fixe Idee Frankreichs, sich an den „stets bedrohten Grenzen" zu sichern; daher sein Bestreben, die Kulturentwicklung des eigenen Landes durch Niederhalten der anderen Mächte zu gewährleisten. Das war die Dämonie, die seinem gebietenden Zepter gebot.

Im Namen dieser Dämonie regierte zuerst Richelieu und zeichnete die politische Richtung vor, die bestimmend zu Ludwigs „grand siècle" führte, die strenge Richtung mit dem Ziel: „Nieder mit Habsburg!" Mazarin bahnte zwar Versöhnung an durch die Vermählung des jungen Königs mit Maria Theresia von Spanien, doch der Gegensatz blieb unvergessen.

Die beiden großen Kardinäle waren auf Wohlfahrt des Landes bedacht, und die Sorgen der politischen Lage hinderten sie nicht, kulturell zu wirken, ja bestärkten sie darin, denn sie erfaßten die Macht des Prestige und arbeiteten in diesem Sinn. Richelieu war

Staatsmann und Soldat, Kardinal und auch Schriftsteller. Seine Tragödien, die mit den Tragödien des Corneille wetteifern sollten, mißlangen zwar, aber er verdient literarischen Namen durch seine Memoiren, sein „politisches Testament", und hat eine große Zahl von Briefen und „instructions diplomatiques" hinterlassen,



Infantin Maria Theresia von Spanien, Gemahlin Ludwigs XIV.
Nach dem Gemälde von Velasquez. (Louvre, Paris.)

die Einblick in den Mechanismus der Regierung und den Kulturzustand der Zeit gewähren. Geblieben von seiner Regierung ist die französische Akademie, die eine Zentralisierung der geistigen Kräfte bezweckte und eine Kontrolle der sprachlichen Entwicklung erstrebte, doch vor allem ein bewußtes Nationalisieren dem spanischen und italienischen Einfluß gegenüber. In diesem Sinn straffte sich Frankreich immer stärker und wurde selbstsicher, selbstbewußt und kulturell einheitlich. Diese Selbstbejahung, die

unter Heinrich IV. begonnen, erhielt den wichtigsten Antrieb durch Richelieus zielbewußte Hand. Er ist am besten zu verstehen, wenn man ihn mit Sulla vergleicht, den Bändiger des römischen Bürgerkrieges, der wie ein strenger Arzt die Pest kommunistischer Sekten ausrottete und so dem Abendland ein neues Kulturjahrhundert vorbereitete. Obwohl Sulla selbst ein großer Herr war, schreckte er nicht davor zurück, Standesgenossen zu verurteilen, die sich an die Spitze von Gesindel gestellt und so die heilige Roma gefährdeten (vgl. Band III). Ebenso hat Armand Jean du Plessis, Herzog von Richelieu, obgleich selbst ein großer Herr, keinen großen Herrn geschont, der rebellierte; er hat die Pest der Sekten ausgebrannt und die Hydrahäupter des Bürgerkriegs rücksichtslos vom Rumpf getrennt, auch wenn es sich um stolze Namen und Lieblinge des Königs handelte, wie im Falle des sympathischen Rebellen Cinq-Mars. Dabei war Richelieu, genau wie Sulla, kein brutaler Kraftmeier oder zornig leidenschaftlich. Sein Strafgericht war gelassen ruhig, er selbst im Leben ein höchst gebildeter, bildungsfreundlicher Mann und Mäzen, ebenso verbindlich wie unerbittlich, da ihn kein kleinlicher Affekt beherrschte; er war nur von einem starken Pflichtgefühl beseelt seinem Lande und dessen Kulturaufgaben gegenüber. Diese Aufgabe konnte nicht gelöst werden, solange feudale Eigenbrötelei und beständige Rauflust im Lande tobten, solange der Stolz des Adels in der Händelsucht lag und seine Selbständigkeit in der Freiheit, Hader zu stiften, sich ausgab.

Wie stark die Händelsucht in Blut und Brauch war, beweist die Duellwut, die Richelieu rücksichtslos bekämpfte und strafte. Wenn Ludwig als Sonnenkönig seine glänzende Laufbahn durchfuhr, so war dies vorbereitet von Richelieu und Mazarin, die das unbändige Gespann des stolzen Sonnenwagens bändigten, so daß der König die Zügel kunstvoll und dekorativ in seiner Hand sammeln und leiten konnte. Mit Richelieu schritt Frankreich in einen künstlerischen Zeitabschnitt, welcher der Spätrenaissance Italiens annähernd entspricht. Der verwandte Grundzug der geistigen Bestrebungen führte zu entsprechenden Erscheinungen. „Die Kirche arbeitete tatkräftig an ihrer inneren Stärkung, der Katholizismus erfüllte sich mit dem Hauch wiedererwachter Größe und richtete sich in Frankreich seiner führenden Stellung gemäß ein. Hier begannen d i e J e s u i t e n ihr Werk. Kaum in irgendeinem Lande nahmen sie so entschiedenen Anteil an der Entwicklung des Volksgeistes. Auf der Kanzel glänzten sie als

Redner. Viele ergriffen nicht nur die Herzen ihrer Hörer, sondern förderten die Sprache; sie glänzten in den Wissenschaften, als Träger der Kultur in fernen Ländern, und halfen dem französischen Welthandel die Wege bahnen.

Wenn auch ihre Auffassung von der höchsten Gewalt des Schlüsselamtes den Lehren der gallikanischen Kirche keineswegs entsprach, so zogen sie doch aus der Wirksamkeit der großen Glaubenshelden, eines Franz von Sales, Vincenz von Paula gleichwie aus derjenigen des Borromeo und des Neri eine gemütvoll vertiefte Auffassung der Religion, vermochten sie als rücksichtsloseste Vertreter einer der im Staatsleben wirkenden Parteien sich doch einen mächtigen Einfluß zu sichern" (Gurlitt, Barock).

In den Provinzen blieben die Nachwehen der Bürgerkriege lange fühlbar; Paris wurde durch das neuartige Leben von Industrie, Kunst, Literatur und Salon endlich von Verschwörungen und Aufständen abgelenkt. Friedlich eingestellter Ehrgeiz zeigte sich als gleichberechtigt neben dem kriegerischen anerkannt, und das nationale Streben entwickelte sich aus der Schule der Nachahmung Spaniens und Italiens, wie der Geselle aus der Werkstatt des Meisters tritt, um ausgelernt selbst Meister zu werden. Durch Katharina von Medici war italienische Bildung auf verschiedenen Gebieten zu nützlichem Einfluß gelangt, Frankreich ergab sich jedoch nicht geschmacklos nachäffend der fremden Kultur, sondern widerstand der Italianisierung durch selbständiges Verarbeiten der Anregungen. Der neuerwachte Nationalstolz knüpfte sich an die politische Entwicklung und die Errungenschaft der Religionsfreiheit. Sich derselben würdig zu erweisen, entstand in beiden Lagern ein löblicher Wetteifer, und die Energien, die man vorher für den Glaubensstreit gebraucht hatte, betätigten sich nun in nützlichem Fortschritt. Die Lust zu pflanzen und zu bauen, die schon Katharina auszeichnete, wurde von Maria, der zweiten Mediceerin, wieder aufgenommen, und als die kluge Herzenswahl Annas von Österreich auf Mazarin gefallen war, entstand ein Kulturbündnis zwischen Maria und Mazarin zum Wohl des Landes. Die französische Tatkraft, ungeduldig, sich nun auf friedlichen Gebieten auszugeben, kam der Anregung lebhaft entgegen. Wie die Fürsten der Renaissance legte Mazarin bedeutende Sammlungen von Kunstgegenständen an, zeigte sie Künstlern und Handwerkern, die er durch Bestellungen unterstützte.

2. Abschnitt.

Italienischer Einfluß. — Quinconces. — Der Maulbeerbaum. — Le Nôtres Auftreten. — Das Hefegebäck. — Die Ignoranz der Fakultät. — Bauen und Backen. — Maria von Medici. — Gurlitts Bewertung des französischen Barock. — Rubens' Bilder im Luxembourg. — Richelieus nationale Richtung. — Die Selbständigkeit der Künstler. — Neubau der Sorbonne. — Die Reinigung der Sprache. — Das tonangebende Land. — Der Grundriß des Hauses. — Die Etikette als Wissenschaft. — Fraueneinfluß. — Das Spiel der Gesellschaft. — Architektonische Entwicklung. — La ruelle. — Neue Paläste, Theater und Kirchen.



André Le Nôtre.
Nach dem Gemälde von Carlo Maratti.

Der italienische Einfluß ist bei allen fortschrittlichen Neuerungen unverkennbar, doch er wurde nicht sklavisch nachgeahmt, nicht das Räuspern und Spucken geäfft, sondern die Anregungen ergaben die Möglichkeit, eigene Ideen rascher und reicher zu entwickeln. So bestellte sich Katharina von Medici einen italienischen Garten in Paris, und Philippe de l'Orme be-

mühte sich, nach Florentiner Muster regelmäßige Lauben anzulegen, „Quinconces“ genannt nach den fünf Augen des Würfels, Wasserkünste, ein Labyrinth und ein Echo. Allein dieser italienische Garten wurde sehr bald vorbildlich französisch im französischen Stil. Es entstand eine Dynastie von Gartenkünstlern, die den Stil prägte, zuerst Pierre Le Nôtre, der sich an den Tuilerien versuchte und die majestätische Allee einführte, ferner versuchsweise den Maulbeerbaum anpflanzte.

Diese im königlichen Garten zuerst heimisch gewordenen Bäume gaben die Möglichkeit zu Frankreichs späterer bedeutender Seidenindustrie, die in glücklichen Wettbewerb mit der spanischen und italienischen trat. Zu den Neuerern gehört Du Parc, der Gärtner des Herzogs von Aumale, sein Nachfolger Claude Mollet, der für Anet (siehe Band Renaissance S. 177 f.) und die Tuilerien arbeitete, dessen Sohn André, der in den Dienst der Königin von Schweden trat. Claude Mollets Frau hob André Le Nôtre aus der Taufe zusammen mit Sieur de Maisoncelles, surintendant des jardins du roi. Starke Tradition unterstützte also den berühmten Le Nôtre, als er sein Werk mit Fouquets Zaubergärten begann und dann für Ludwig XIV. schuf.

Ersten Anstoß gaben die italienischen Prinzessinnen zum Pflanzen unbekannter Blumen und Gewächse. Maria von Medici führte feines Gebäck aus Weizenmehl im Lande ein, dem der Hofbäcker zuerst durch einen Zusatz von Bierhefe eine Leichtigkeit verlieh, die den Teigwaren früher unbekannt war. Jene leckeren Brötchen aus weißem Mehl, die man „pain à la reine“ nannte, fanden bald Nachfrage und Verbreitung, wenn sich die Bäckerinnung auch zunächst dagegen wehrte. Wie jede Dummheit Unterstützung fand und findet, stellten sich die Ärzte auf seiten der neuerungsfeindlichen Bäcker und erklärten (1661) den Gebrauch der Hefe für unzulässig, da die Hefe „schlecht und abträglich (mauvaise et préjudiciable) für den menschlichen Körper sei“. Die Überhebung der Fakultät war so groß wie deren Unwissenheit. Die Bäckerinnung triumphierte aber nicht lange, sondern die Herstellung der kleinen weißen Brötchen setzte sich durch, aller Rückständigkeit zum Trotz. Der Gaumen verfeinerte sich, man wurde Feinschmecker nach jeder Richtung, das Reich des Geschmacks erfuhr Bejahung, mochte es sich um gewählte Nahrung handeln für den Leib oder den Geist.

Doch die Neuerer, die also Einfluß nahmen, mußten durchaus in Kampfstellung verharren wegen des altmodisch Traditionellen, wie dieses kleine Beispiel vom Hefegebäck zeigt. Im Bauen stieß

die neue Richtung auf denselben Widerstand wie im Backen. Die Bauwerke des Frühbarock, angeregt oder bestimmt von Richelieu und Maria von Medici, zeigten deutlich, wie sich verschiedene Einflußsphären kreuzten und wie sich der französische Baugedanke emporrang.

Bezeichnend für die Mischung der verschiedenen stilistischen Einflüsse arbeitete der Architekt Salomon Debrosse und verkündete ein Programm der neuen Zeit im Bau des „Palais du Luxembourg", den er für Maria von Medici ausführte. Diese Frau, die mit der Liebe für Kunst und Pracht den Geist ihrer Ahnen in sich fühlte, vergaß nie, welche Päpste aus ihrem Haus hervorgegangen waren. Im Florenz des Ammannati und Vasari aufgewachsen, an Guarinis „Pastor Fido" und Tassos „Aminta" herangebildet, theaterfreudig erzogen, war sie die richtige Vermittlerin des italienischen Kulturgedankens in Frankreich. Vom Wunsch ausgehend, in Paris ein getreues Abbild des modernsten Palastes ihrer Vaterstadt, des Palazzo Pitti, entstehen zu lassen, „im Sinne von Ammannatis eigenwilliger Hofarchitektur" (Gurlitt), gab sie Debrosse den Bauauftrag; doch dieser verleugnete weder in der Gesamtanlage des Luxembourg noch in der Behandlung des Details, daß er französisch fühlte, dachte und sah.



Das Luxembourg-Palais.
Zeitgenössischer Stich von A. Meyer nach der Zeichnung von A. Perelle.



Ankunft der Maria von Medici in Marseille.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Rubens. (Louvre, Paris.)

Schon mit Richelieu „schritt Frankreich in einen künstlerischen Zeitabschnitt, welcher Italiens Spätrenaissance annähernd entsprach. Der verwandte Grundzug der geistigen Bestrebungen führte zu entsprechenden Erscheinungen“ (Gurlitt). Damals eroberten die Jesuiten die Kanzel, schliffen die Sprache als gewaltige Redner und Schriftsteller, glänzten in den Wissenschaften, gingen als Missionare und Kulturträger in ferne Länder, wo sie — wie in Ostasien und Amerika — dem französischen Welthandel die Bahn bereiteten. Aber ihr kirchlicher Geist machte sie des öfteren zu Gegnern Richelieus, der aus Staatsklugheit da und dort Protestanten unterstützte, und „äußerte sich künstlerisch in einem energischen Hinneigen zu den Pflanzstätten des Katholizismus, zu Rubens und Rom“ (Gurlitt). Unverkennbar ging Rubens' Einfluß auf die französische Architektur aus den Bildern hervor, die er im Palais du Luxembourg malte. Die Formen des mit niederländischer Lebenskraft erfüllten italienischen Barock waren den Franzosen noch unbekannt. „Michelangelos Porta Pia im Bilde ‚Der Auszug des Königs‘, die gewundenen Säulen in der Apotheose Heinrichs IV., der von derben ionischen Säulen umgebene Rundtempel im ‚Friedensschluß‘ waren Offenbarungen des niederländischen katholischen Geistes, die mit der Sonderart der religiös schwankenden Franzosen nichts gemein haben.“

Wie Richelieu in der Politik denen, die den katholischen Glauben über das Staatswohl stellen wollten, eine ausgesprochen nationale Richtung entgegensetzte, verschaffte er auch in Baukunst und Malerei einem nationalen Stil Geltung. Da in Kunst und Geschmack Italien für Europa die führende Macht geblieben war, gingen die Künstler zu ihrer Ausbildung nach Rom, Bologna oder Venedig, die Technik zu erlangen, die ihnen zu Hause noch niemand lehren konnte; aber schon nahmen sie auf diese Ausbildungsreise den Stolz mit, ein Franzose zu sein, der in der Fremde seine Eigenart nicht aufgeben dürfe. Deshalb dachte keiner mehr an willenlose Nachahmung des Gelernten. Man wollte eigene Lehren aus den Vorbildern der Antike ziehen. In diesem Sinn studierte der Schüler des Debrosse, Jacques Lemercier, von Richelieu nach Rom geschickt, die italienische Kunst. Sein wichtigstes Werk im Auftrag des Kardinals ist der Neubau der Sorbonne (begonnen 1629), deren Kirche den ersten, völlig entwickelten französischen Kuppelbau zeigt. Architektur und Kunst sollten sich immer mehr der Volkseigenart bewußt werden, und wie Richelieu auf das äußere Bild von Stadt und Land gestaltend einwirkte, so wollte er die in den langen Kriegsjahren verwilderte

Gesellschaft umbilden, die Sprache einer neuen Vollendung entgegenführen. Er gründete die Akademie und gab den Mitgliedern die Bestimmung, Wortschatz und Stil von Verunstaltungen zu reinigen und die Sprache „für immer aus der Reihe der barbarischen Sprachen zu erheben, ihre Gesetze aufzustellen, um die Formreinheit der Griechen und Römer zu erreichen“. In Richelieus Frankreich rang die gebildete Welt nach innerer Vollendung, nach dem Wesen und äußeren Gebaren einer hohen Kultur, die man eine zweite Renaissance des Altertums nennen kann, und schickte sich an, das tonangebende Land in Europa zu werden.

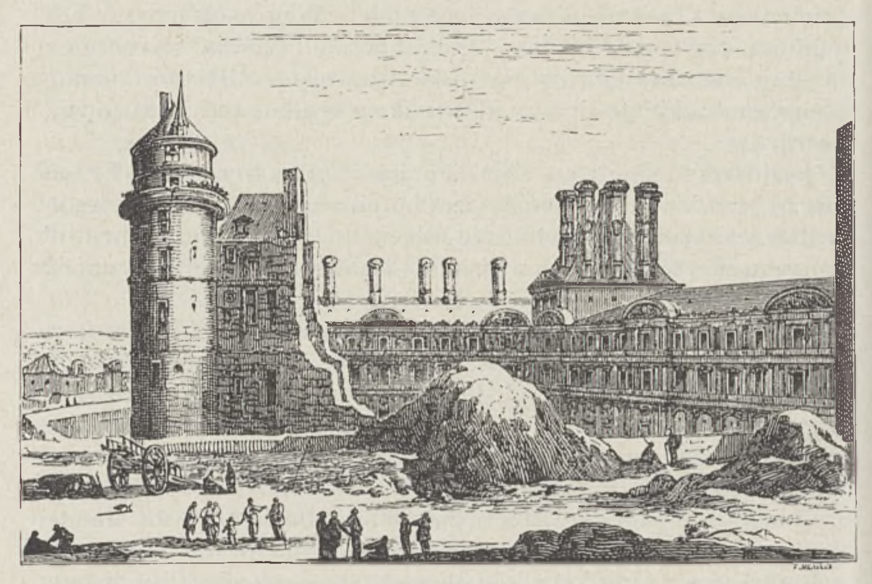
Die Herren glänzten ritterlich im Waffendienst, die Frauen herrschten im Gebiet der Mode, die feinabgetönten Sitten des geselligen Verkehrs glätteten die allgemeinen Umgangsformen, die Wissenschaften blühten auf, und das Leben gewann neuartige Ausdrucksmöglichkeiten.

Daß diesmal ein Land nördlich der Alpen die Führung übernahm, gab dem zivilisierten Leben eine Richtung ins häuslich Abgeschlossene und stellte die Forderung bequemer, heizbarer, sorgfältig umschlossener Räume. Der Grundriß des neuen französischen Hauses zeigt eine grundsätzliche Verschiedenheit vom italienischen.

Roms unwohnliche, aber großartige Barockpaläste dienten äußerem Glanz; man verlangte geräumige Säle, weite Gelasse und schmückte sie „mit rein künstlerisch empfindender Ruhmsucht, so daß sie um ihrer selbst willen da zu sein scheinen“. Die eigentlichen Wohnräume versteckten sich im Mezzanin, in Gärten und Loggien entwickelte sich das gesellige Leben, dessen Feind die unwirtliche Natur des Winters war. In der Pariser Gesellschaft bedurfte man des schützenden Daches. „Wohl nahm sie von ihrer Lehrmeisterin im Süden die Kunst breiter Darstellung des Lebens, die Freude an wohlvorbereiteter Prachtentfaltung. Die Größe des unumschränkten Herrschertums forderte einen äußeren Glanz, der nicht der Eingebung des Augenblicks überlassen werden konnte, sondern zu einem Gebiet künstlerischen Schaffens wurde.“

Wie am burgundischen Hof im Mittelalter stellte man jetzt die Etikette, das Zeremoniell in die Mitte einer zur Kunst erhobenen Wissenschaft. Aus den Kriegern der Religions- und Frondekämpfe entpuppten sich Hofkavaliere, Rauheit und Ernst verschwanden aus Sitte und Tracht, den Streit der Parteien entschied die geschickt geführte Intrige, nicht mehr das Schwert.

Die Dame trug das feinmaschige Gewebe der Politik von Straße und Kanzlei in den Salon, an Stelle der Rede trat die Unterredung, Gründe lösten die Empfindung ab, die Entscheidung wichtigster Dinge fiel unter geputzten Menschen im geselligen Leben. Aber es waren zu bedeutsame Fragen und der Kreis der Beteiligten oder Interessierten dehnte sich zu weit aus, als daß



Nordostturm des Louvre.
Nach dem Kupferstich von Israel Silvestre (1650).

enge Zimmer genügt hätten. Umfassend waren die treibenden Gedanken in Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft, zahlreich drängte man sich in die Räume, wo sie gefördert oder bekämpft wurden. Die Gesellschaft, deren heiteres Spiel der Streit um bedeutende Probleme erfüllte und ablöste, erhob sich zur maßgebenden Trägerin der Kultur, ein Amt, das ihr bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts blieb.

Die Geschichte der französischen Renaissance zeigte die Neugestaltung des „château“, des Schlosses, im Barockzeitalter entstand das komfortable „Hôtel“, das Stadthaus mit neuartigem baulichem Charakter und veränderter Zweckeinstellung. Mme. de Rambouillet ließ nach eigenen Angaben das „Hôtel d'O“ (1610) zwischen Louvre und Tuilerien erbauen (es wurde beim Ausbau der letzteren niedergerissen), dessen Hauptreiz in den kleinen, wohnlichen Räumen bestand. Spanische Wände schützten vor

Zugluft, Teppiche bedeckten den Boden, für die Besucher waren genügend Stühle vorhanden — lauter Neuerungen. Im Schlafgemach wurde für das Bett ein Alkoven geschaffen, der durch eine Balustrade vom eigentlichen Zimmer getrennt war. Das Bett stand in der Mitte des Alkovens, die Räume zu beiden Seiten hießen „ruelles“. Wenn die Dame zu Bett lag und Freunde empfing, wurden die intimen dort zugelassen. Paris staunte, der Hof staunte, man sprach darüber, man kritisierte, man zollte Beifall;



Ansicht des Louvre vom Seineufer aus.
Nach dem Stich von J. Silvestre (1650).

Hof, Faubourg und Stadt ahmten den bahnbrechenden Gedanken der Marquise nach.

Das Palais Royal (1629—1634) entstand, das Hôtel de Longueville, das reizende Hôtel de Liancourt; am Louvre wurde beständig umgebaut, an den unvollendeten Tuilerien seit 1660 die Arbeit wieder aufgenommen. Im Jahre 1687 ließ der König am Boulevard St. Germain das Théâtre de la Comédie Française errichten, ein kulturhistorisch bedeutsames Ereignis. „Die Logen hatten in drei Rängen durchweg zwei Sitzreihen, ihre Zwischenwände standen im rechten Winkel zur Brüstung. Der hintere Teil des Parterres (amphithéâtre) war stark erhöht, der vordere tieferliegende und größere für Stehplätze eingerichtet. Das Proszenium bildeten zwei korinthische Pilaster, die Bühne ragte weit in den Saal hinein und war von bescheidenen Verhältnissen. Trotzdem waren auf der Bühne je zwei Logen in allen drei Rängen angebracht. Die Balkonsitze dieser Logen und die unmittelbar auf der Szene selbst angebrachten und nur durch ein Gitter davon ge-

trennten ‚Bancs du théâtre‘ bildeten die bevorzugten Plätze der ‚Habitués‘, obgleich man von hier aus die Schauspieler nur von der Seite oder vom Rücken sah.“ Auf die Ausstattung von Vestibül, Korridor und Foyer war wenig gegeben. In letzterem spielte sich ein äußerst reizvoller und anregender Verkehr zwischen



Wohnung eines Standesherrn.
Nach Jean Lepautre.

Publikum und Künstlern ab, denn diese mußten es passieren, um von der Bühne zu ihren Logen (Garderoben) zu gelangen. Im Zwischenakt spielten dort manche kleine Komödien und Liebesintrigen. In den Tuilerien ließ Ludwig XIV. unter Einfluß des Baumeisters Leveau ein großes Opernhaus in italienischem Stil erbauen. Zwischen 1630 und 1640 wurde das Palais Mazarins in der Rue Vivienne gebaut, in dem später die Bank von Frankreich

und die Compagnie des Indes Platz fanden. Es ist jetzt der Nationalbibliothek eingeräumt.

Am Hôtel de Carnavalet, das Mme. de Sevigné bewohnte, nahm Mansard, der Baumeister des Königs, einen zeitgemäßen Umbau vor und erbaute eine große Anzahl herrschaftlicher Häuser, die vielen Pariser Straßen ausgesprochenen Barockcharakter verliehen. Neue Kirchen erhoben sich, die Minoritenkirche, die später Kaserne wurde, die Abtei Val de Grace (1645), die Kirche der Feuillantiner, mit der François Mansard seine Tätigkeit begann.

3. Abschnitt.

Neubauten. — Gründung der Polizei. — Feuerlöschwesen. — Finanzen. — Landstraßen. — Der Handelsrat. — Alte und neue Nationalökonomie. — Die nordische Compagnie. — Sully und Colbert. — Neue Gewerbe. — Gobelins. — Kanalbau und Asyl. — Justizfragen. — Das Recht des Persers. — Der feine Anstand.

Der 3. Abschnitt ist Voltaires „Zeitalter Ludwigs XIV.“, Kapitel 29, entnommen.

Vom Jahre 1661 ab baute der König unablässig am Louvre, an Saint-Germain und an Versailles. Die Privatleute führten in Paris nach seinem Beispiel zahlreiche prächtige und mit allen Bequemlichkeiten ausgestattete Gebäude auf. Die Zahl derselben wuchs dermaßen, daß sich in der Gegend des Palais-Royal und in der Umgebung von Saint-Sulpice zwei neue Städte in Paris bildeten, die die Altstadt an Schönheit weit überragten. Um jene Zeit wurde auch die prunkvolle Bequemlichkeit der mit Spiegeln geschmückten und in Federn hängenden Kutschen erfunden, so daß ein Pariser Bürger mit größerm Luxus durch die Stadt fuhr, als die römischen Triumphatoren ihrer Zeit zum Kapitol zogen. Diese Sitte, die in Paris ihren Anfang nahm, verbreitete sich bald über ganz Europa.

Paris war damals bei weitem nicht, was es heute ist: es war in der Stadt weder Licht, noch Sicherheit, noch Reinlichkeit vorhanden. Es mußte also für die beständige Reinigung der Straßen gesorgt, die allnächtliche Beleuchtung durch fünftausend Laternen geschaffen, die Straßen gepflastert, zwei neue Brücken erbaut, die alten ausgebessert und zum Schutze der Bürger Wachmannschaften zu Fuß und zu Pferd angestellt werden. Der König sorgte für alles, indem er die erforderlichen Gelder für diese notwendigen Ausgaben anwies. Im Jahre 1667 setzte er einen Beamten ein, der ausschließlich mit der Polizei betraut war. Die

meisten Großstädte haben erst lange nachher dies Beispiel nachgeahmt, keine aber ist dem Vorbilde gleichgekommen. Es hat keine zweite Stadt ein Pflaster wie Paris, und selbst Rom ist noch ohne Beleuchtung.

Auch das Feuerlöschwesen wurde unter Ludwig XIV. geordnet. Nachdem die Stadt Douai 1693 die erste Feuerspritze, die nach Frankreich kam, aus Holland bezogen hatte, wurde 1699 auch



Aus dem Heeresdienst entlassene kriegsbeschädigte Soldaten. Nach Jacques Callot.

Paris mit Spritzen versehen. Im Jahre 1705 stellte der König einen gewissen Duperrier an die Spitze des Löschwesens und zahlte ihm für die Erhaltung von Spritzen und 48 Feuerwehrleuten 6000 Livres jährlich. Im Jahre 1722 stellte Duperrier bereits 30 Spritzen nebst der erforderlichen Mannschaft und erhielt dafür 20 000 Livres jährlich.

Kaum hatte Colbert nach dem Sturze Fouquets wieder Ordnung in die Finanzen gebracht, als der König dem Volk alle rückständigen Steuern aus den Jahren 1647 bis 1656 und insbesondere dem dritten Stande noch drei Millionen Auflagen erließ. Außerdem wurden für jährlich fünfmalhunderttausend Taler lästige Zölle abgeschafft. Der Abbé von Choisy scheint mithin schlecht unterrichtet oder sehr ungerecht gewesen zu sein, wenn er behauptet, daß die Einnahme nicht herabgesetzt ward: sie wurde durch jene Steuernachlasse herabgesetzt und durch die gute Ordnung erhöht.

Die Bemühungen des ersten Präsidenten von Bellièvre, die durch die Freigebigkeit der Herzogin von Aiguillon und verschiedener Bürger unterstützt wurden, hatten zur Errichtung des Generalhospitals geführt. Der König vergrößerte dasselbe und ließ derartige Anstalten in allen größern Städten des Reichs errichten.

Die bis dahin unwegsamen Landstraßen wurden nicht mehr vernachlässigt und gestalteten sich nach und nach zu dem, was sie heute unter der Regierung Ludwigs XV. sind: die Bewunderung der Fremden. Auf welcher Seite man auch Paris verläßt, immer reist man jetzt, einige wenige Stellen ausgenommen, fünfzig bis sechzig Stunden weit auf festen, mit Bäumen eingefaßten Wegen. Die von den Römern angelegten Straßen waren dauerhafter, aber nicht so breit und so schön.

Das Genie Colberts wandte sich besonders dem Handel zu, der nur wenig ausgebildet und dessen große Prinzipien noch unbekannt waren. Die Engländer und mehr noch die Holländer versahen mit ihren Schiffen den ganzen Handel Frankreichs; die Holländer namentlich beluden in unsern Häfen ihre Schiffe mit unsern Produkten und verteilten sie über Europa. Im Jahre 1662 begann der König seine Untertanen von einer Abgabe, dem sogenannten Frachtzoll, zu befreien, den alle fremden Schiffe bezahlen mußten, und gewährte den Franzosen alle möglichen Erleichterungen, damit sie ihre Waren selbst und mit weniger Kosten transportieren könnten. Nunmehr entwickelte sich der Seeverkehr. Der Handelsrat, der noch heute besteht, wurde errichtet und der König führte alle vierzehn Tage darin den Vorsitz.

Die Anhänger der verzagten, unerfahrenen, beschränkten alten Nationalökonomie zeterten vergeblich gegen einen Handel, bei welchem unausgesetzt unvergängliches Geld gegen verzehrbare Dinge ausgetauscht wird. Sie bedachten dabei nicht, daß die indischen Waren, da sie unentbehrlich geworden waren, um einen teurern Preis dem Auslande hätten abgekauft werden müssen. Allerdings wird mehr bares Geld nach Ostindien geschafft, als von dort zurückfließt, und Europa wird dadurch ärmer. Aber dies Geld kommt aus Mexiko und aus Peru, es ist der Preis für die nach Cadix geschafften Erzeugnisse unseres Landes, und es bleibt mehr von diesem Gelde in Frankreich zurück, als Ostindien davon aufsaugt.

Der König übermachte der Ostindischen Compagnie mehr als sechs Millionen nach heutigem Gelde. Er forderte die Reichen auf, sich daran zu beteiligen, und die Königinnen, die Prinzen

und der Hofstaat gaben zwei Millionen Münze jener Zeit, die höhern Gerichtshöfe zwölfmalhunderttausend Livres, die Steuerpächter zwei Millionen und die Kaufmannschaft sechshundertfünfzigtausend Livres. Die ganze Nation unterstützte ihren Gebieter. Im Jahre 1669 gründete der König auch noch eine Nordische Compagnie und stellte ihr, wie der Ostindischen, große Kapitalien zur Verfügung. Damals zeigte sich, daß der Handel dem Adel keinen Eintrag tut, denn nach dem Beispiel des Monarchen beteiligten sich die vornehmsten Häuser an diesen Gründungen.

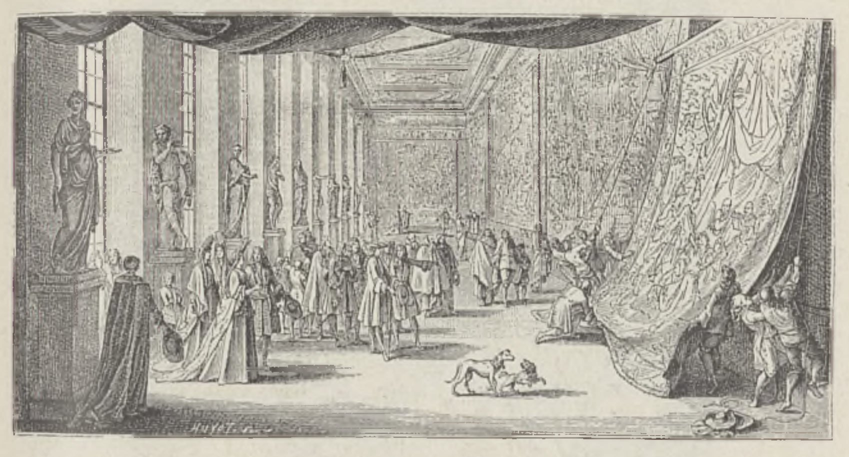
Colbert besaß dieselbe Pflichttreue und Sorgfalt wie Sully, aber im Verein mit einem weit umfassenderen Blick. Der eine verstand nur zu sparen, der andere wußte bedeutende Einrichtungen zu schaffen. Sully hatte seit dem Frieden von Vervins keine weitere Sorge, als eine genaue und strenge Sparsamkeit einzuhalten, Colbert aber mußte für die Kriege von 1667 und 1672 in größter Schnelle gewaltige Hilfsquellen schaffen. Heinrich IV. unterstützte die Sparsamkeit Sullys, während die Prachtliebe Ludwigs XIV. beständig das System Colberts durchkreuzte.

Dessenungeachtet wurde beinahe alles zu seiner Zeit verbessert oder neu geschaffen. Die Ermäßigung des Zinsfußes für die Staatsanleihen und den Privatverkehr auf fünf Prozent im Jahre 1665 war ein greifbarer Beweis für den reichlichen Geldumsatz. Er wollte Frankreich bereichern und bevölkern. Die Heiraten unter der Landbevölkerung wurden dadurch befördert, daß man allen denen, die mit zwanzig Jahren einen eigenen Hausstand gründeten, für fünf Jahre Steuerfreiheit gewährte. Die Familienväter, welche zehn Kinder hatten, waren für ihre ganze Lebenszeit steuerfrei, weil sie dem Staate durch die Arbeit ihrer Kinder mehr Vorteil brachten, als sie durch Entrichtung der Abgaben gekonnt hätten. Diese Bestimmung hätte für immer unangetastet bleiben sollen.

Von 1663 bis 1672 wurde fast jedes Jahr dieses Ministeriums durch die Einführung irgendeines Gewerbezweiges gekennzeichnet. Die feinen Tuche, die man früher aus England und Holland bezog, wurden jetzt in Abbéville hergestellt. Der König streckte dem Unternehmer, abgesehen von beträchtlichen Gratifikationen, zweitausend Livres für jeden im Gang befindlichen Webstuhl vor. Im Jahre 1669 zählte man bereits vierundvierzigtausendzweihundert Webstühle für Wollenwaren im Lande. Die verbesserten Seidenmanufakturen hatten einen Umsatz von über fünfzig Millionen Livres damaliger Münze, und der Nutzen, den

man daraus zog, überstieg nicht bloß bedeutend den Einkaufspreis der Rohseide, sondern die Fabrikanten wurden auch durch den Anbau des Maulbeerbaums in den Stand gesetzt, sich für den Einschuß der Stoffe der ausländischen Seide zu entschlagen.

Vom Jahre 1666 an begann man auch ebenso schöne Spiegel wie in Venedig herzustellen, das früher ganz Europa damit versehen hatte, und bald fertigte man Exemplare an, deren Größe und Schönheit anderwärts niemals nachgeahmt werden konnten.



Colbert besucht die Gobelingalerie.
Nach einem Stich von Sébastien Leclerc.

Die türkischen und persischen Teppiche wurden in der Savonnerie übertroffen, und die flandrischen Tapetenwirkereien mußten der Wirkerei der Gobelins den Vorrang lassen. Die weiten Räumlichkeiten der Gobelins enthielten damals über achthundert Arbeiter, von denen dreihundert in den dazugehörigen Gebäuden wohnten. Die tüchtigsten Maler leiteten die Arbeit entweder nach ihren eigenen Zeichnungen oder nach den Entwürfen der alten italienischen Meister. Man fertigte in den Gobelins auch Schachtelarbeiten, eine Art bewundernswerter Mosaik an, und die eingelegte Arbeit wurde hier zur Vollkommenheit gebracht.

Außer dieser vortrefflichen Tapetenwirkerei in den Gobelins wurde noch eine zweite in Beauvais angelegt. Der erste Unternehmer in dieser Stadt hatte sechshundert Arbeiter und erhielt vom König ein Geschenk von sechzigtausend Livres.

Sechzehnhundert Mädchen wurden mit Spitzenklöppeln beschäftigt. Man ließ aus Venedig dreißig und aus Flandern zwei-

hundert Vorarbeiterinnen kommen und gab ihnen sechsunddreißigtausend Franken, um sie zu ermutigen.

Die verfallenen und eingegangenen Tuchfabriken von Sedan und die Tapetenwirkereien von Aubusson wurden wiederhergestellt. Die reichen Stoffe, in denen die Seide sich mit dem Gold



Ludwig XIV. besucht das Observatorium.
Nach dem Kupferstich von Sébastien Leclerc.

und dem Silber vereint, wurden in Lyon und in Tours mit neuer Kunst und Geschicklichkeit angefertigt.

Man weiß, wie der Minister in England das Geheimnis jener sinnreichen Maschine erkaufte, mittels der die Strümpfe zehnmal schneller hergestellt werden als mit der Nadel. Das Weißblech, der Stahl, das Steingut und das Maroquinleder, das bis dahin stets aus dem Auslande bezogen worden war, wurden jetzt in Frankreich bereitet. Aber die Kalvinisten, die das Geheimnis der Weiß-

blech- und der Stahlbereitung besaßen, nahmen dies Geheimnis im Jahre 1686 mit sich und verschafften fremden Nationen einen Anteil an diesem wie an vielen andern Vorteilen.

Der König kaufte jährlich für etwa achtmalhunderttausend Livres heutigen Geldes von allen geschmackvollen Artikeln, die in seinem Lande angefertigt wurden, und verwandte sie zu Geschenken.

Während der König am Louvre bauen ließ, dessen Vollendung so sehr gewünscht wird, während er bei jenem Schloß, das so viele Millionen gekostet hat, die Stadt Versailles anlegen ließ, während er Trianon und Marly erbaute und zahllose andere Gebäude verschönerte, ließ er gleichzeitig mit der Errichtung der Akademie der Wissenschaften auch die Sternwarte aufführen, die 1666 in Angriff genommen ward. Der durch seine Nützlichkeit, seine Größe und seine Schwierigkeit glorreichste Bau war jedoch die Herstellung des Languedoc-Kanals, der die beiden Meere verbindet und sich in den eigens zur Aufnahme seiner Gewässer angelegten Hafen von Cette ergießt. Dies gewaltige Werk wurde 1663 in Angriff genommen und ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1684 fortgeführt. Der Brunnen des Hotels der Invaliden nebst der Kapelle dieses Bauwerks, der schönsten in Paris, und die Errichtung von Saint-Cyr, dieses letzten unter den vielen von diesem Monarchen erbauten Gebäuden, würden schon allein hinreichen, um sein Gedächtnis in Ehren zu erhalten. Viertausend Soldaten und eine große Anzahl von Offizieren, die in dem ersterwähnten Asyl einen Trost für ihr Alter, Pflege für ihre Wunden und Vorsorge für ihren Unterhalt finden, zweihundertundfünfzig junge Mädchen von Adel, denen in dem andern eine ihrer würdige Erziehung zuteil wird, sind ebensoviele Stimmen, die Ludwig XIV. feiern.

Ludwig XIV. wollte gleichzeitig noch größere Dinge vollbringen, die von allgemeinem Nutzen, aber schwerer auszuführen waren, nämlich die Gesetze verbessern. Er ließ den Kanzler Séguier, Lamoignon, Talon, Bignon und namentlich den Staatsrat Pussort an diesem Werke arbeiten und wohnte bisweilen persönlich ihren Verhandlungen bei. Das Jahr 1667 sah gleichzeitig seine ersten Gesetze und seine Eroberungen. Zuerst erschien das Zivilgesetzbuch, dann folgten beinahe Jahr um Jahr das Fisch- und Forstgesetz, eine Fabrikordnung, das Strafgesetzbuch, das Handelsgesetz und das Marinegesetz. Es wurde sogar zugunsten der Neger in den Kolonien, einer Gattung Menschen, die sich bis dahin noch

nicht der Rechte der Menschheit erfreut hatten, eine neue Jurisprudenz geschaffen.

Eine eingehendere Kenntnis der Rechtswissenschaft gehört nicht gerade zu den erforderlichen Eigenschaften eines Souveräns. Der König war jedoch über die wichtigsten Gesetze unterrichtet; er hatte den Geist derselben inne und wußte sie je nach



Beutelschneider (Coupe-bourse).
Nach einem Stich aus dem 17. Jahrhundert.

den Umständen aufrechtzuerhalten oder auch zu mildern. Er gab häufig über die Prozesse seiner Untertanen sein Urteil ab, nicht bloß im Rat der Staatssekretäre, sondern auch im sogenannten Appellationsrat (conseil des parties). Es gibt zwei berühmte Urteilssprüche von ihm, in denen er gegen sich selbst entschied.

Im ersten Falle, aus dem Jahre 1680, handelte es sich um einen Prozeß zwischen ihm und Pariser Bürgern, die auf seinem Grund und Boden gebaut hatten. Er entschied, daß die Häuser ihnen verbleiben sollten zusamt dem Boden, der ihm gehörte und den er ihnen abtrat.

Der zweite Fall betraf einen Perser, namens Roupli, dessen Waren 1687 von seinen Steuerbeamten mit Beschlag belegt worden waren. Der König bestimmte, daß ihm alles zurückgegeben würde, und fügte ein Geschenk von dreitausend Talern

hinzu. Roupli kehrte voll Bewunderung und Dankbarkeit in sein Vaterland zurück.

Die Häuser, die die großen Herren in Paris erbauten oder ankauften, und die Frauen dieser Großen, die sich einer würdigen Lebensweise befleißigten, schufen jene Schulen der Höflichkeit, die nach und nach die jungen Leute dem Wirtshausleben abwendig machten, das lange Zeit Sitte gewesen war und nur zu wüster Liederlichkeit führte. Die Sitten sind von solchen Kleinigkeiten abhängig, daß der Gebrauch, durch die Straßen zu reiten, in Paris eine Neigung zu häufigen Reibereien unterhielt, die sogleich aufhörten, als jener Gebrauch abgeschafft wurde. Der feine Anstand, den man hauptsächlich den Damen zu verdanken hatte, die die Gesellschaft um sich versammelten, machte die Geister liebenswürdiger, und die Lektüre machte sie mit der Zeit kenntnisreicher. Die Verrätereien und schweren Verbrechen, die zu Zeiten des Aufstands und der Zwietracht die Menschen nicht entehren, gerieten beinahe in Vergessenheit. Die furchtbaren Taten einer Brinvilliers und einer Voisin waren nur vorüberziehende Wolken an einem sonst klaren Himmel, und es wäre ebenso unverständig, eine Nation wegen der auffälligen Verbrechen einiger Individuen zu verdammen, als sie wegen der Verdienste von La Trappe heiligzusprechen.

4. Abschnitt[1].

Hippolyte Taines Anschauung. — Der Höfling. — Die erlesenste Gesellschaft am Hof. — Verachtung der Gefahr. — Der gute Anstand. — Die angemessenen Freuden. — Der äußere Rahmen. — Stil und Literatur. — Die Griechen in Hoftracht. — Corneilles und Racines Modelle. — Kavaliere und Damen. — Mit Anstand sterben. — Spanischer Einfluß. — Unterschiede. — Klare Übersicht.

Die menschlichen Einrichtungen entstehen und vergehen wie lebende Körper aus eigener Kraft, und einzig durch die Wirkung ihrer Natur und ihrer Lebenslage schwindet ihre Gesundheit oder schreitet ihre Heilung fort. Unter den lehnsherrlichen Häuptlingen, die im Mittelalter die Menschen beherrschten und aussogen, fand sich in jedem Lande einer, der stärker, günstiger angesiedelt und staatsklüger war als die anderen und sich zum Verteidiger des öffentlichen Friedens aufwarf. Durch den allgemeinen Beistand unterstützt, schwächte und vereinigte,

[1] Die folgenden Ausführungen des 4. Abschnitts sind einem Aufsatz Hippolyte Taines, „Das Zeitalter des Absolutismus“, entnommen.

nicht der Rechte der Menschheit erfreut hatten, eine neue Jurisprudenz geschaffen.

Eine eingehendere Kenntnis der Rechtswissenschaft gehört nicht gerade zu den erforderlichen Eigenschaften eines Souveräns. Der König war jedoch über die wichtigsten Gesetze unterrichtet: er hatte den Geist derselben inne und wußte sie je nach



Beutelschneider (Coupe-bourse).
Nach einem Stich aus dem 17. Jahrhundert.

den Umständen aufrechtzuerhalten oder auch zu mildern. Er ga häufig über die Prozesse seiner Untertanen sein Urteil ab, nich bloß im Rat der Staatssekretäre, sondern auch im sogenannte Appellationsrat (conseil des parties). Es gibt zwei berühmte U teilssprüche von ihm, in denen er gegen sich selbst entschied.

Im ersten Falle, aus dem Jahre 1680, handelte es sich um eine Prozeß zwischen ihm und Pariser Bürgern, die auf seinem Grun und Boden gebaut hatten. Er entschied, daß die Häuser ihne verbleiben sollten zusamt dem Boden, der ihm gehörte und de er ihnen abtrat.

Der zweite Fall betraf einen Perser, namens Roupli, desse Waren 1687 von seinen Steuerbeamten mit Beschlag bele worden waren. Der König bestimmte, daß ihm alles zurüc gegeben würde, und fügte ein Geschenk von dreitausend Tale

hinzu. Roupli kehrte voll Bewunderung und Dankbarkeit in sein Vaterland zurück.

Die Häuser, die die großen Herren in Paris erbauten oder ankauften, und die Frauen dieser Großen, die sich einer würdigen Lebensweise befleißigten, schufen jene Schulen der Höflichkeit, die nach und nach die jungen Leute dem Wirtshausleben abwendig machten, das lange Zeit Sitte gewesen war und nur zu wüster Liederlichkeit führte. Die Sitten sind von solchen Kleinigkeiten abhängig, daß der Gebrauch, durch die Straßen zu reiten, in Paris eine Neigung zu häufigen Reibereien unterhielt, die sogleich aufhörten, als jener Gebrauch abgeschafft wurde. Der feine Anstand, den man hauptsächlich den Damen zu verdanken hatte, die die Gesellschaft um sich versammelten, machte die Geister liebenswürdiger, und die Lektüre machte sie mit der Zeit kenntnisreicher. Die Verrätereien und schweren Verbrechen, die zu Zeiten des Aufstands und der Zwietracht die Menschen nicht entehren, gerieten beinahe in Vergessenheit. Die furchtbaren Taten einer Brinvilliers und einer Voisin waren nur vorüberziehende Wolken an einem sonst klaren Himmel, und es wäre ebenso unverständig, eine Nation wegen der auffälligen Verbrechen einiger Individuen zu verdammen, als sie wegen der Verdienste von La Trappe heiligzusprechen.

4. Abschnitt[1].

Hippolyte Taines Anschauung. — Der Höfling. — Die erlesenste Gesellschaft am Hof. — Verachtung der Gefahr. — Der gute Anstand. — Die angemessenen Freuden. — Der äußere Rahmen. — Stil und Literatur. — Die Griechen in Hoftracht. — Corneilles und Racines Modelle. — Kavaliere und Damen. — Mit Anstand sterben. — Spanischer Einfluß. — Unterschiede. — Klare Übersicht.

Die menschlichen Einrichtungen entstehen und vergehen wie lebende Körper aus eigener Kraft, und einzig durch die Wirkung ihrer Natur und ihrer Lebenslage schwindet ihre Gesundheit oder schreitet ihre Heilung fort. Unter den lehnsherrlichen Häuptlingen, die im Mittelalter die Menschen beherrschten und aussogen, fand sich in jedem Lande einer, der stärker, günstiger angesiedelt und staatsklüger war als die anderen und sich zum Verteidiger des öffentlichen Friedens aufwarf. Durch den allgemeinen Beistand unterstützt, schwächte und vereinigte,

[1] Die folgenden Ausführungen des 4. Abschnitts sind einem Aufsatz Hippolyte Taines, „Das Zeitalter des Absolutismus", entnommen.

unterwarf oder bezwang er schrittweise die übrigen, stellte eine geordnete und gehorsame Verwaltung her und wurde unter dem Namen eines Königs das Oberhaupt des Volkes. Gegen das 15. Jahrhundert waren die Barone, einstmals seinesgleichen, nur



Szene aus einer Komödie von Montfleury.
Nach der Ausgabe von 1735.

noch seine Beamten, und im 17. Jahrhundert waren sie nur noch seine Höflinge.

Ein Höfling ist ein Mann am Hofe des Königs, ich meine ein Mann, der eine Obliegenheit oder ein dienendes Amt im Palast hat, der erster Stallmeister ist, Kammerherr oder Oberjägermeister, unter diesem Titel Geld empfängt und mit seinem Herrn in unterwürfigster Ehrfurcht mit demütigen, seiner Stellung angemessenen Anredeformeln verkehrt. Er ist aber nicht wie in den morgenländischen Reichen ein einfacher Knecht. Der

Urgroßvater seines Urgroßvaters war der Standesgenosse, der Gefährte, der Ebenbürtige des Königs; in diesem Sinne gehörte er selber einer bevorrechtigten Kaste an, der der Edelleute, und es ist nicht nur Eigennutz, wenn er seinen Fürsten dient, er setzt seine Ehre darein, ihnen ergeben zu sein. Diese ihrerseits unterlassen es niemals, ihm ihre Achtung zu bezeugen. Ludwig XIV. warf seinen Stock aus dem Fenster, um nicht in Versuchung zu geraten, Lauzun, der ihn beleidigt hatte, zu schlagen. Der Höfling wird von seinen Herren geehrt und wie ein Mann ihres Standes behandelt; er lebt in vertraulichem Umgang mit ihnen, tanzt auf ihren Bällen, ißt an ihren Tischen, fährt in ihren Wagen, sitzt in ihren Sesseln und gehört ganz zu ihrer Gesellschaft. Auf solche Weise sehen wir das Hofleben zuerst in Italien und Spanien, dann in Frankreich, dann in England, Deutschland und im nördlichen Europa entstehen. In Frankreich gewann es seinen Mittelpunkt, und Ludwig XIV. war es, der ihm seinen höchsten Glanz verlieh.

Verfolgen wir die Wirkungen dieses neuen Zustandes auf die Charaktere und die Geister. Da der König das erste Haus des Landes ausmachte, versammelte sich dort die erlesenste Gesellschaft und folglich auch die Menschen, die am meisten bewundert wurden; der vollkommene Mensch, den sich alle Welt zum Muster nahm, war der Herr vom Stande, der mit dem König auf vertraulichem Fuße lebte. Ein solcher Standesherr hat großmütige Gesinnungen. Er hält sich für eine höhere Rasse und sagt sich, daß der Adel verpflichtet. Er ist im Punkte der Ehre empfindlicher als irgend jemand und bringt ohne Zögern um die geringste Beleidigung sein Leben in Gefahr — unter Ludwig XIII. zählte man viertausend im Zweikampf getötete Edelleute. In den Augen eines Adligen ist die Verachtung der Gefahr die erste Pflicht einer hochgeborenen Seele. Der um seine Spitzen so besorgte, mit seiner Perücke so beschäftigte Stutzer und Weltmann erbietet sich, in dem Schlamme Flanderns Feldlager zu beziehen und harrt unbeweglich zehn Stunden lang unter dem Kugelregen vor Neerwinden aus; wenn Luxemburg kundtut, daß er eine Schlacht liefern wird, leert sich Versailles, und alle die moschusduftenden, zierlichen Herrchen eilen zum Heer, als gelte es einen Ball. Aus einem Rest des alten Rittergeistes endlich betrachtet der Standesherr den Herrscher als sein natürliches und gesetzmäßiges Oberhaupt; er weiß, daß er ihm angehört, wie ehedem der Lehnsmann dem Lehnsherrn, und wenn es nötig ist, wird er ihm sein Hab und sein Gut, sein Blut und sein Leben anbieten.

Andernteils aber sind sie Höflinge, das heißt Männer von Welt, und als solche von einer vollendeten Höflichkeit. Der König selber ging ihnen als Beispiel voran. Ludwig XIV. entblößte sein Haupt selbst vor einer Kammerfrau, und die Memoiren von Saint Simon erwähnen einen gewissen Herzog, der, da er unausgesetzt grüßte, die Höfe von Versailles nur mit dem Hut in der



Die Neuvermählten.
Nach Abraham Bosse.

Hand durchschreiten konnte, Aus eben diesem Grunde ist unser Höfling ein Sachkundiger des guten Anstandes, geschickt unter schwierigen Umständen gut zu sprechen, Diplomat und Herr seiner selbst, vollkommen in der Kunst, die Wahrheit zu bemänteln und abzuschwächen, zu schmeicheln und andere zu begütigen, niemals zu mißfallen und oft zu gefallen. Alle diese Begabungen und alle diese Gesinnungen sind das Werk des durch Lebensart verfeinerten adligen Geistes, sie haben an diesem Hofe und in diesem Jahrhundert ihre Vollendung erreicht, und wenn wir heute diesen Gewächsen von einem so feinen Duft und von einer so vergessenen Form nachsinnen wollen, sind wir gezwungen, unsere gleichmachende, zusammengewürfelte und ungeschliffene Gesellschaft zu verlassen, um sie in jenem abge-

messenen, gerad- und strenglinig aufragenden Garten, in dem sie geblüht haben, zu bewundern.

Sie können erwarten, daß so geartete Menschen sich ihrem Charakter angemessene Freuden erfinden mußten. Und in der Tat, ihr Geschmack gleicht ihrem Wesen, er ist adlig, da sie adlig sind, und nicht nur adlig von Geburt, sondern auch adlig von Gesinnung, und er ist regelrecht, da sie in der Übung und Ehrfurcht aller Anstandsregeln erzogen wurden. Dieser Geschmack ist es, der im 17. Jahrhundert alle Kunstwerke gestaltet hat: die hohe, gehaltene, strenge Malkunst Poussins und Lesueurs, die gediegene, prunkvolle, gewissenhafte Baukunst Mansards und Perraults, die abgezirkelten Herrschergärten Le Nôtres. Sie werden seinen Einfluß in allen Hauseinrichtungen finden, in den Trachten, in den Zimmerausschmückungen und in den Prachtkarossen, bei Perelle und Sebastien Leclerc, bei Rigaud, Nanteuil und bei so vielen anderen. Mit seinen Gruppen von wohlerzogenen Göttern, seinen gleichförmigen Laubgängen, seinen mythologischen Springbrunnen, seinen großen, künstlichen Wasserbecken, seinen beschnittenen und geformten, in der Weise baukünstlerischen Schmuckes verwendeten Bäumen ist Versailles das Meisterwerk der Art: Gebäude und Gärten, alles ist dort für Menschen angelegt worden, die bedacht auf ihre Würde und Befolger sämtlicher Schicklichkeiten sind. Aber im Schriftentum ist der Einfluß noch greifbarer: Niemals hat man, weder in Frankreich noch in Europa, die Kunst, gut zu schreiben, so weit getrieben. Sie wissen, daß die größten französischen Schriftsteller dieser Zeit angehören: Bossuet, Pascal, La Fontaine, Molière, Corneille, Racine, La Rochefoucauld, Madame de Sévigné, Boileau, La Bruyère und Bourdaloue. Und es waren nicht nur die großen Männer, die gut schrieben, das tat die ganze Welt; Courier sagte, daß eine Kammerfrau der damaligen Zeit mehr davon verstand, als heutzutage eine Akademie. Der gute Stil lag tatsächlich in der Luft, man atmete ihn ein, ohne es gewahr zu werden, die Unterhaltungen und der alltäglichste Briefwechsel verbreiteten ihn, der Hof lehrte ihn: er wurde zu einer Anstandspflicht der guten Gesellschaft. Der Mensch, der nach Vornehmheit und Fehlerfreiheit in allen seinen Äußerungen strebte, erreichte sie in der Äußerung, die man Schrift und Wort nennt. Unter so vielen Gattungen des Schriftentums war eine, das Trauerspiel, die sich mit einer ganz einzigartigen Vollkommenheit entwickelte, und in dieser an sich vornehmsten aller Gattungen findet man das schlagendste Beispiel für die Über-

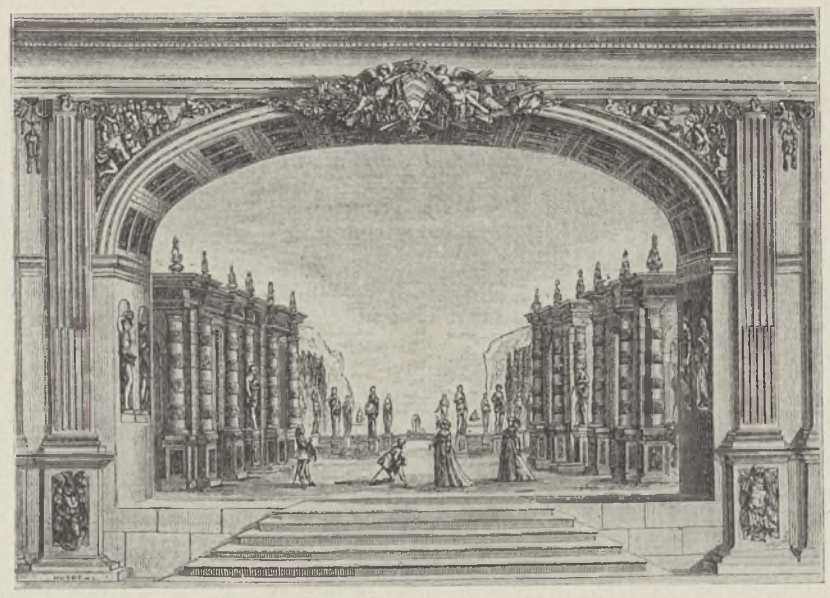


Jacques Bénigne Bossuet, der große Kanzelredner des Zeitalters Ludwigs XIV.
Nach dem Gemälde von H. Rigaud.

einstimmung, die den Menschen und seine Werke, die Sitten und die Künste miteinander verknüpft.

Verzeichnen wir zuerst die allgemeinen Züge dieser Trauerspiele; sie sind alle darauf berechnet, großen Herren und Hofleuten zu gefallen. Der Dichter unterläßt es nicht, die Wahrheit zu mildern, die ihrem Wesen nach so schroff ist, er bringt durchaus keine Morde auf die Bühne, er mindert die Roheiten, entfernt die Gewalttätigkeiten, die Prügeleien und Totschlägereien, Schreie und Todesröcheln und alles, was die Sinne eines der Mäßigung und Feinheit des Gesellschaftsraumes gewohnten Zuschauers verletzen könnte. Aus demselben Grunde verbannt er die Regellosigkeit, er überläßt sich nicht, wie es Shakespeare tut, den Launen der Phantasie und Einbildung; seine Anlage ist regelmäßig, er läßt niemals den unvorhergesehenen Zwischenfall eintreten oder die Fabelpoesie. Er verbindet die Szenen, erklärt die Auftritte, steigert stufenweise die Spannung, bereitet den Umschwung vor und leitet schon aus der Ferne die Auflösungen kunstreich herbei. Endlich gießt er über alles das Gespräch in einem kunstvollen Versbau, zusammengesetzt aus gewählten Worten und wohlklingenden Reimen, wie einen allgemein funkelnden Lack aus. Wenn wir in den Stichen der Zeit die Trachten seiner Schaubühne aufsuchen, finden wir seine Helden und seine Prinzessinnen in den Faltensäumen, Stickereien, Stiefeln, Helmbüschen und Degen, in der ganzen Kleidung, die, dem Namen nach griechisch, dem Geschmack und der Form nach französisch, von dem König, dem Kronprinzen und von den Prinzessinnen unter den Tönen der Geigen auf den Ballfesten des Hofes getragen wurde.

All seine Gestalten sind Hofleute, Könige, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, Gesandte, Minister, Hauptleute der Leibwache, Kammerjunker und Vertraute. Aber die Vertrauten der Fürsten sind hier nicht, wie im alten griechischen Trauerspiel, Ammen und Sklaven des Hauses, die unter dem Dache ihres Herrn geboren wurden, sondern Gesellschaftsdamen, Oberstallmeister, Adlige aus den Vorzimmern, die irgendeine Obliegenheit im Palast haben — man wird aufmerksam auf sie durch ihre Begabung zum Sprechen und ihre Geschicklichkeit in der Schmeichelei, durch ihre vollendete Erziehung, ihre vornehme Haltung und ihre königstreuen Untertanengesinnungen. Ihre Herren sind wie sie französische Edelleute des 17. Jahrhunderts, sehr stolz und sehr ritterlich, heldenhaft bei Corneille, edel bei Racine, mit den Damen liebenswürdig, ihrer Rasse und



Bühnenbild aus der Tragödie „Mirame" von Kardinal Richelieu.
Aus der ersten Ausgabe (Paris 1641).

ihrem Namen untertan, fähig, ihrer Würde ihre größten Vorteile und ihre liebsten Neigungen zu opfern, und unfähig, sich ein Wort oder eine Bewegung zu gestatten, welche die strengsten Anstandsregeln nicht gutheißen. Die Iphigenie bei Racine bedauert nicht, als sie den Oberpriestern überliefert wird, mit Mädchentränen das Leben wie bei Euripides, sie glaubt sich verpflichtet, ihrem Vater, der ihr König ist, ohne Murren zu gehorchen und, da sie eine Prinzessin ist, zu sterben, ohne zu weinen. Achilles, der im Homer über den Leib des sterbenden Hektors schreitet und sich dadurch noch nicht gestillt fühlt, sondern wie ein Löwe oder wie ein Wolf des Mannes „rohes Fleisch verschlingen" möchte, den er besiegt hat, dieser Achilles ist im Racine ein Prinz von Condé, glänzend und verführerisch, leidenschaftlich für Ehre eingenommen und um die Damen beflissen, innerlich zweifellos kochend und ein Heißsporn, aber von jener gezügelten Lebhaftigkeit des jungen Soldaten, der selbst in den Augenblicken höchster Erregung sich zu benehmen weiß und niemals roh sein wird. Alle diese Gestalten sprechen mit vollendeter Höflichkeit und mit einer weltmännischen Übung, die sich niemals verleugnet. Lesen Sie im Racine die erste Unterredung zwischen Orestes und Pyrrhus, die ganze Rolle des Aco-

mat und des Odysseus, nirgends hat man jemals mehr Feingefühl und rednerische Gewandtheit gesehen, so sinnreiche Artigkeiten und Schmeicheleien, so gut gefundene Eingänge, eine so schnelle Aufdeckung, einen so gewandten Vergleich und eine so kluge



Pierre de Corneille (1606—1689).
Nach dem Kupferstich von R. Picart.

Aufführung triftiger Gründe. Die rasendsten oder die wildesten Liebhaber, Hippolytos und Britannikus, Pyrrhus, Orestes und Xiphares sind vollendete Kavaliere, die zierliche Redensarten drechseln und Verbeugungen machen. Wie heftig ihre Leidenschaft auch immer sei, Hermione, Andromache, Roxane und Berenice bewahren den Ton der allerbesten Gesellschaft. Mithridates, Phädra und Athalie sprechen sterbend regelrechte Satzfolgen; ein Prinz muß bis zum letzten Augenblick etwas vorstellen und mit feierlichem Anstand zu sterben wissen.

Diesen Ausführungen Taines sei die Betrachtung angefügt, daß Corneilles Tragödie „Der Cid“, deren unerhörter Erfolg die große Theaterliebe des vornehmen Publikums, den Einfluß und die Macht der französischen Bühne begründete, zwar auf das spanische Theater zurückzuführen ist, aber gleichzeitig eine fran-



Szene aus dem „Martyrium der hl. Katharina“.
Von de la Serre, Paris 1643.

zösische Originalität und Selbstherrlichkeit offenbarte, die aus der Tragödie eine nationale Angelegenheit machte und sie zu einem großen Kulturfaktor erhob.

Es ist bezeichnend, daß die Besonderheit des Theaters in Spanien und Portugal die mystische Note, wie sie der Portugiese Gil Vincente in seinem „Lebensschiff und Todesschiff“ so mächtig angeschlagen, wie Lope und Calderon sie in frommen Spielen, den Autós, gebracht, nicht bis in das französische Drama reicht,

und daß von dessen Dichtern ebenso die grotesken Figuren der gotischen Intermezzos verschmäht wurden, die bei den Spaniern ihre Rolle weiterspielten. Zwerge und Mißgeburten sind in Versailles nicht denkbar.

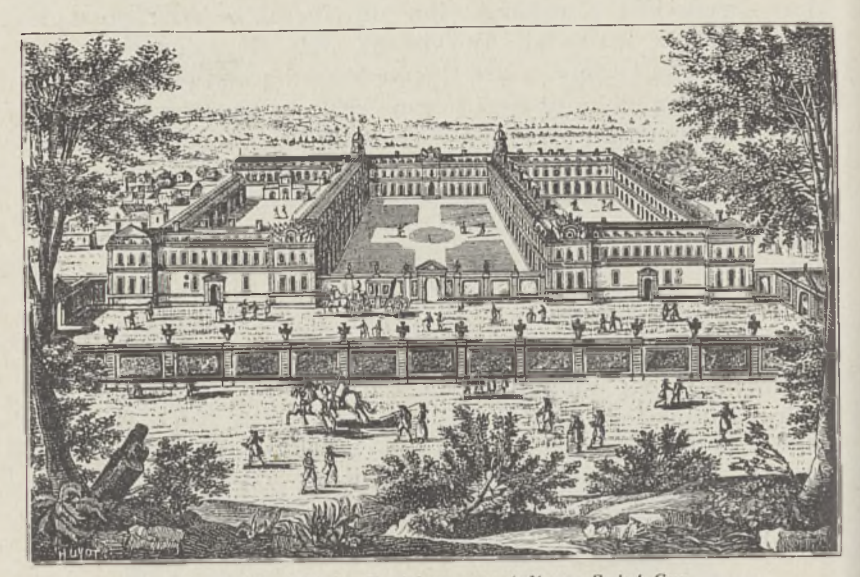
Das französische Theater war ausgsprochen profan, bis Racine sich bekehrte und biblische Stoffe wählte. Doch sind auch diese ohne mystischen Einschlag, ohne die spanische oder portugiesische Ekstase behandelt. Wie Frankreichs Baukunst, so bietet der Bau seines Dramas klare Übersicht und gesunden Menschenverstand, mag auch der Begriff von „vertu" und „gloire" bis zum äußersten hochgespannt erscheinen. Hier ist keine phantastische Improvisation noch verwirrender Überschwang, sondern alles zeigt sich durchgebildet und lange erwogen. Es ist so sorgfältig durchgeführt, wie in der Antike Gemmen sorgfältig geschnitten wurden, das Ganze proportioniert und in den Raum komponiert. Die klassischen, französischen Dramen könnten ohne Ausnahme im Königshaus, in der Königsstadt Versailles spielen. Ja sie spielen eigentlich daselbst und sind nicht denkbar ohne diese gewollte Majestät. Der Kunstgedanke, der sie schuf und der Versailles schuf, ist ein und derselbe. Ihre Poesie ist jene, die einzig und allein der große französische Barockstil wollen konnte. Ihre mächtigen und strengen Verse tönen durch diese Hallen, ihre erhabenen Liebespaare wandeln in solchen grünen Prunkgängen, zwischen den Hecken von Versailles.

5. Abschnitt.

Anmutige Majestät. — Versailles. — Le tapis vert. — Der Nachweis des Adels. — Ein rascher Wechsel in der Mode. — Das Bassin der Latona. — Der eine Gedanke, Verherrlichung der Majestät. — Der altfranzösische Standpunkt. — Die Olympier im französischen Barock. — Die römischen Gärten. — Echo der Antike. — Les marmousets. — Ländliches Publikum. — Der Schmutz im Louvre. — In den Bosquets. — Ein Lob der Zeit. — Der Balancierstock. — Drei Generationen. — Die notwendigen Faktoren. — Ludwig XIV. als Apollon. — Der Geschmack des Zeitalters. — Weiß und Gold. — Das Museum von Versailles.

Alles, was zu Frankreichs „grand siècle", dem 17. Jahrhundert, gehört, ist majestätisch. Aber diese Majestät ist anmutig, etwa wie eine schöne Fürstin Majestät mit Anmut verbindet, wenn sie mit ihrer langen Schleppe gut umzugehen weiß und ihre schweren Juwelen mit einfacher Selbstverständlichkeit trägt. Nichts war weder in den Sitten, noch in den Bauten, noch in den Gärten zum Verblüffen angelegt, wenn auch alles auf Bewunderung

zielte. Die Größe wirkt groß, weil die Dinge allmählich zu ihr hinaufleiten, sie erläutern und sie begreiflich machen. So steigt in Versailles alles hinan zum Königshaus. Der Palast wirkt nicht erdrückend trotz seiner schweren Pracht, er hebt sich leicht aus seiner lächelnd schönen Umgebung, ohne drohende Mienen, ohne Mauern der Verteidigung. Sanft gleitet der Blick über den weiten



Gesamtansicht der Erziehungsanstalt von Saint-Cyr.
Nach einem Stich von Aveline. (Siehe Seite 115.)

Lustgarten oder von diesem Lustgarten hinauf zum Palast, die gewaltigen geschweiften grünen Linien entlang.

Den Mittelpunkt des Parks bildet ein ungeheurer Halbkreis. In dessen Mitte befindet sich, dreigeteilt durch grüne Wände, die kolossale Treppe, von der hinab sich einst die bunte Welt von Versailles zu heiterem Gartenfest ergießen konnte, um die Spiele auf dem langen Wiesenrechteck, dem „tapis vert“, der zwischen zwei statuengeschmückten hohen Hecken bis zum Wasser reicht, anzusehen, um Bootfahrten und Beleuchtungskünste auf dem langgestreckten Kanal zu bewundern. Ein berückendes Schauspiel mag es gewesen sein, wenn sich die bunte Welt des Hofes mit langsamer Feierlichkeit die Marmorstufen hinabbewegte. So zahlreich war sie, daß die letzten Edelleute des Gefolges eben den Gartensaal des Schlosses verließen, wenn der König schon am fernen Landeplatz seiner Barke angelangt war, dort, wo zart-

glänzend der Wasserstreif sich in die bläuliche Ferne der Landschaft verliert. Und doch herrschte eine strenge Wahl, jene wimmelnde Menge aus der Allgemeinheit auszulesen. Um den geringsten Hofdienst zu tun — belehrt der „almanach royal“ —, nur um das Gefolge eines Prinzen königlichen Geblüts zu vergrößern, mußte ein Adel von mindestens 200 Jahren nachgewiesen werden; um nur einmal die Ehre zu genießen, „dans les carosses du roi“ zu steigen, mußte dieser Nachweis bis ins 14. Jahrhundert gehen.

Dank dieser sorgfältigen Auslese verstanden es die Männer, ihr schweres, prunkvolles Kostüm, ihre riesigen Allongeperücken wie ein überkommenes, altgewohntes Gut zu tragen, und ihre Mienen stimmten mit feiner Selbstverständlichkeit zur Tracht. Auch die Edelfrauen segelten mit ihren ungeheuren Paniers voll



Ansicht des alten Versailler Schlosses vor dem Umbau durch Ludwig XIV.
Zeichnung von F. van der Meulen.

Majestät einher. Bis zum Herbst des Jahres 1699 trugen alle Damen hochgetürmte Riesenfrisuren. Als aber im September der König plötzlich sein Mißfallen darüber kundgab, verschwanden diese Frisuren ohne Widerspruch, und zierlich schmiegte sich leichtgepudertes Haar an die feinen Köpfchen, mit einem Rosensträußchen geschmückt.

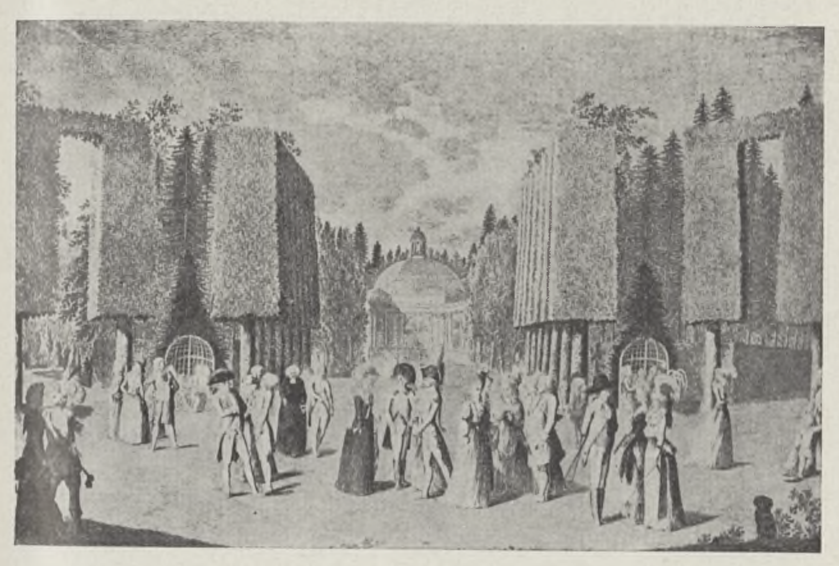
Von der einstigen Herrlichkeit glänzender Spiele haben sich nur Hintergrund und Kulisse vollständig erhalten. Die Hecken, die Vasen, die Marmorbilder erzählen immer noch dem, der es hören will, das alte Märchen: „Es waren einmal ein König und eine Königin.“

In wohlgemessener Steigerung begrenzen lebende Wände das mittlere Halbrund, in weiten Abständen voneinander gezogen, nach außen zu immer höher. Zuerst Buchs, dann geschnittene Korneliuskirsche, dann Buchenhecken, und hinter diesen regelmäßig hohe, gebietende Linden. Von ihrem helleren Grün heben sich Pyramiden aus Thuja ab, zart und doch tief gefärbt, goldgrün wie Buchs. Den Abschluß beider Pyramidenreihen bildet zu Anfang und zu Ende ein starker Pfeiler aus beschnittenem Grün mit einem runden Deckel gekrönt. Am Fuß der Treppe steht als wohlerwogener Schmuck je eine kreisrund gehaltene Thuja. Innerhalb dieser strenggezogenen Linien blendet das Auge die bunte Pracht regelmäßiger Blumenparterres. Die drei breiten, freigelassenen Wege sind mit Orangenbäumen besetzt, in jedem Blumenrund ist ein kreisförmiges Bassin, in der Mitte, beherrschend und erhöht, das Bassin der Latona. Ein mythologischer Scherz gebietet seltsam mit feiner Ironie über diese ganze Pracht. Vielleicht nicht ohne Absicht. Die Verachtung der Kritik, der Volksmeinung konnte nicht einschneidender dargestellt werden als durch diese Wasserkunst. Latona wendet sich zum Beherrscher des Olymp — und die Feinde werden zu lächerlichen Fröschen. Statt schnöder Worte sprudelt das Lästermaul Wasserstrahlen. Eine olympische Warnung für Leute, die den Mund nicht zu halten verstanden.

Stiche aus dem 17. Jahrhundert erläutern die Arbeit, die der Riesenpark gekostet; sie zeigen, wie man die Statuen mutig in die Waldwildnis setzte, die großen Linien richtig und sicher mitten in das alte Jagdgebiet Ludwigs XIII. zog. Die imposanten Perspektiven der künstlichen Landschaft sind mit kühnem Blick geschaffen, und alles ist dem einen Gedanken untergeordnet, der Verherrlichung der Majestät, so daß Ordnung, Zielbewußtsein und Klarheit im großen wie im kleinen diese Schöpfung adeln.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Frankreichs König von der feudalen Zeit her eine besondere, mystische Stellung einnahm. Geheimnisvolle Heilkraft wurde seinen Händen zugeschrieben, und jeder König unterzog sich der Aufgabe, durch Handauflegen Kranke zu heilen. Dem vierzehnten Ludwig hat man jährlich Tausende von Kranken zugeführt.

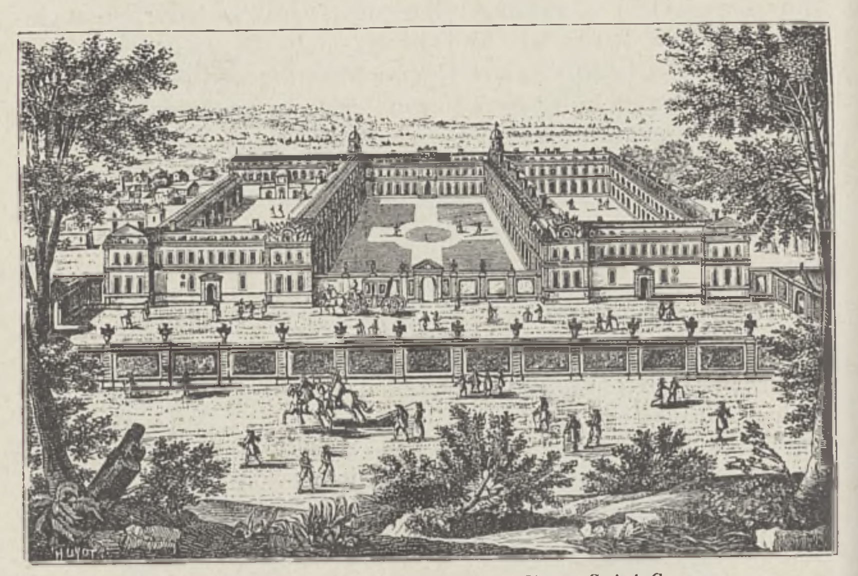
Die Zeiten trennen sich nicht so scharf voneinander, wie es pedantische Geschichtsbücher gern haben wollen. Begriffe und



Laubengänge eines Barockparkes.
Nach Schulz.

Anschauungen aus viel älterer Zeit leben noch lange weiter und machen Dinge möglich, die den Nachfahren sonderbar erscheinen und von kurzsichtig Urteilenden in Bausch und Bogen verdammt werden. So ist die Vergöttlichung des Sonnenkönigs, der Tempeldienst, den ihm die Etikette weihte, den Architekten und Gartenbaukünstler ihm darbrachten, vom altfranzösischen Standpunkt aus voll begreiflich. Es bedurfte nicht einmal besonderer Überhebung seitens eines Monarchen, um das alte Gefühl gläubiger Verehrung des Königtums kräftig wachzublasen. Menschliche Schwächen des Herrschers vermochten durchaus nicht an der Frömmigkeit dieser Verehrung zu rütteln, denn der König galt auch nach alter Anschauung für den ersten Ritter des Reichs und war in seinem Recht, wenn er im Minnedienst stand. Das

zielte. Die Größe wirkt groß, weil die Dinge allmählich zu ihr hinaufleiten, sie erläutern und sie begreiflich machen. So steigt in Versailles alles hinan zum Königshaus. Der Palast wirkt nicht erdrückend trotz seiner schweren Pracht, er hebt sich leicht aus seiner lächelnd schönen Umgebung, ohne drohende Mienen, ohne Mauern der Verteidigung. Sanft gleitet der Blick über den weiten



Gesamtansicht der Erziehungsanstalt von Saint-Cyr.
Nach einem Stich von Aveline. (Siehe Seite 115.)

Lustgarten oder von diesem Lustgarten hinauf zum Palast, die gewaltigen geschweiften grünen Linien entlang.

Den Mittelpunkt des Parks bildet ein ungeheurer Halbkreis. In dessen Mitte befindet sich, dreigeteilt durch grüne Wände, die kolossale Treppe, von der hinab sich einst die bunte Welt von Versailles zu heiterem Gartenfest ergießen konnte, um die Spiele auf dem langen Wiesenrechteck, dem „tapis vert“, der zwischen zwei statuengeschmückten hohen Hecken bis zum Wasser reicht, anzusehen, um Bootfahrten und Beleuchtungskünste auf dem langgestreckten Kanal zu bewundern. Ein berückendes Schauspiel mag es gewesen sein, wenn sich die bunte Welt des Hofes mit langsamer Feierlichkeit die Marmorstufen hinabbewegte. So zahlreich war sie, daß die letzten Edelleute des Gefolges eben den Gartensaal des Schlosses verließen, wenn der König schon am fernen Landeplatz seiner Barke angelangt war, dort, wo zart-

glänzend der Wasserstreif sich in die bläuliche Ferne der Landschaft verliert. Und doch herrschte eine strenge Wahl, jene wimmelnde Menge aus der Allgemeinheit auszulesen. Um den geringsten Hofdienst zu tun — belehrt der „almanach royal" —, nur um das Gefolge eines Prinzen königlichen Geblüts zu vergrößern, mußte ein Adel von mindestens 200 Jahren nachgewiesen werden; um nur einmal die Ehre zu genießen, „dans les carosses du roi" zu steigen, mußte dieser Nachweis bis ins 14. Jahrhundert gehen.

Dank dieser sorgfältigen Auslese verstanden es die Männer, ihr schweres, prunkvolles Kostüm, ihre riesigen Allongeperücken wie ein überkommenes, altgewohntes Gut zu tragen, und ihre Mienen stimmten mit feiner Selbstverständlichkeit zur Tracht. Auch die Edelfrauen segelten mit ihren ungeheuren Paniers voll



Ansicht des alten Versailler Schlosses vor dem Umbau durch Ludwig XIV.
Zeichnung von F. van der Meulen.

Majestät einher. Bis zum Herbst des Jahres 1699 trugen alle Damen hochgetürmte Riesenfrisuren. Als aber im September der König plötzlich sein Mißfallen darüber kundgab, verschwanden diese Frisuren ohne Widerspruch, und zierlich schmiegte sich leichtgepudertes Haar an die feinen Köpfchen, mit einem Rosensträußchen geschmückt.

Von der einstigen Herrlichkeit glänzender Spiele haben sich nur Hintergrund und Kulisse vollständig erhalten. Die Hecken, die Vasen, die Marmorbilder erzählen immer noch dem, der es hören will, das alte Märchen: „Es waren einmal ein König und eine Königin."

In wohlgemessener Steigerung begrenzen lebende Wände das mittlere Halbrund, in weiten Abständen voneinander gezogen, nach außen zu immer höher. Zuerst Buchs, dann geschnittene Korneliuskirsche, dann Buchenhecken, und hinter diesen regelmäßig hohe, gebietende Linden. Von ihrem helleren Grün heben sich Pyramiden aus Thuja ab, zart und doch tief gefärbt, goldgrün wie Buchs. Den Abschluß beider Pyramidenreihen bildet zu Anfang und zu Ende ein starker Pfeiler aus beschnittenem Grün mit einem runden Deckel gekrönt. Am Fuß der Treppe steht als wohlerwogener Schmuck je eine kreisrund gehaltene Thuja. Innerhalb dieser strenggezogenen Linien blendet das Auge die bunte Pracht regelmäßiger Blumenparterres. Die drei breiten, freigelassenen Wege sind mit Orangenbäumen besetzt, in jedem Blumenrund ist ein kreisförmiges Bassin, in der Mitte, beherrschend und erhöht, das Bassin der Latona. Ein mythologischer Scherz gebietet seltsam mit feiner Ironie über diese ganze Pracht. Vielleicht nicht ohne Absicht. Die Verachtung der Kritik, der Volksmeinung konnte nicht einschneidender dargestellt werden als durch diese Wasserkunst. Latona wendet sich zum Beherrscher des Olymp — und die Feinde werden zu lächerlichen Fröschen. Statt schnöder Worte sprudelt das Lästermaul Wasserstrahlen. Eine olympische Warnung für Leute, die den Mund nicht zu halten verstanden.

Stiche aus dem 17. Jahrhundert erläutern die Arbeit, die der Riesenpark gekostet; sie zeigen, wie man die Statuen mutig in die Waldwildnis setzte, die großen Linien richtig und sicher mitten in das alte Jagdgebiet Ludwigs XIII. zog. Die imposanten Perspektiven der künstlichen Landschaft sind mit kühnem Blick geschaffen, und alles ist dem einen Gedanken untergeordnet, der Verherrlichung der Majestät, so daß Ordnung, Zielbewußtsein und Klarheit im großen wie im kleinen diese Schöpfung adeln.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Frankreichs König von der feudalen Zeit her eine besondere, mystische Stellung einnahm. Geheimnisvolle Heilkraft wurde seinen Händen zugeschrieben, und jeder König unterzog sich der Aufgabe, durch Handauflegen Kranke zu heilen. Dem vierzehnten Ludwig hat man jährlich Tausende von Kranken zugeführt.

Die Zeiten trennen sich nicht so scharf voneinander, wie es pedantische Geschichtsbücher gern haben wollen. Begriffe und



Laubengänge eines Barockparkes.
Nach Schulz.

Anschauungen aus viel älterer Zeit leben noch lange weiter und machen Dinge möglich, die den Nachfahren sonderbar erscheinen und von kurzsichtig Urteilenden in Bausch und Bogen verdammt werden. So ist die Vergöttlichung des Sonnenkönigs, der Tempeldienst, den ihm die Etikette weihte, den Architekten und Gartenbaukünstler ihm darbrachten, vom altfranzösischen Standpunkt aus voll begreiflich. Es bedurfte nicht einmal besonderer Überhebung seitens eines Monarchen, um das alte Gefühl gläubiger Verehrung des Königtums kräftig wachzublasen. Menschliche Schwächen des Herrschers vermochten durchaus nicht an der Frömmigkeit dieser Verehrung zu rütteln, denn der König galt auch nach alter Anschauung für den ersten Ritter des Reichs und war in seinem Recht, wenn er im Minnedienst stand. Das

Wort „Mätresse“ hatte noch nicht den verwerflichen, parodistischen Sinn, den es später bekommen sollte — namentlich in gehässiger Übertragung bei anderen Völkern. Es bedeutete „Herrin“ im altritterlichen Sinn. In den klassischen Stücken der damaligen Bühne — so in denen von Corneille zum Beispiel — wird das verehrte Geschöpf immer „Mätresse“ genannt, auch wenn das Verhältnis ein rein schwärmerisches bleibt, wie jenes zwischen Cid und Ximene. Etwas von diesem Begriff idealisierte die Herrin des Königs bis weit in das 18. Jahrhundert und begründete ihre eigenartige Stellung.

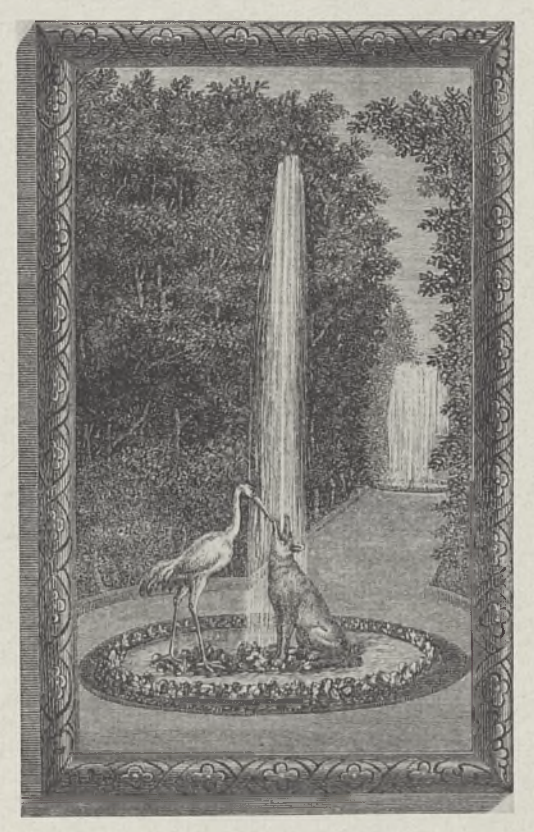
Sonderbar vermengte sich mit solchen Überbleibseln aus ritterlich-romantischer Zeit die humanistische Schwärmerei für Mythologie und Allegorie, die Erinnerung an die Besuche des Göttervaters bei Erdentöchtern. Latona, Jupiters Herrin, in diesem romantischen Sinn, ruft den Donnerer an um Schutz gegen die spitzen Zungen der Feinde. Das klassische Element, die tief wurzelnde Liebe für Roms Götter bei Gebildeten und Vornehmen, für Roms Pathos und für Roms Rhetorik mischt sich in Frankreich wunderbar innig mit dem christlich ritterlichen Element; schließlich nimmt es immer mehr überhand, das antike Cäsarentum weiterträumend, um in dem großen napoleonischen Abenteuer vor der erstaunten Welt diesen Traum ein Jahrzehnt lang zu verwirklichen. Der römische Kaiser deutscher Nation ließ sich wohl in Rom krönen und zog immer wieder über die Alpen, aber er blieb dem Genius der lateinischen Rassen ein Fremder. Roms Göttinnen, die ihm Teufelinnen waren, der ganze Olymp wurde nur den Romanen vertraut, und nur in der Kunst Italiens, in Frankreichs grand siècle fühlten sich die Olympier wieder ganz zu Hause. Unter ihrem Schutz blühte jene Kunst, die einst fremde Barbarei lebendig ins Grab gemauert hatte. Jene spätrömische, anmutig preziöse Kunst, die Zeitgenossin eines Ovid, fand in Frankreich wie in Italien eine großartige Auferstehung.

In Rom waren fast alle Künstler gewesen, die im Dienste Ludwigs XIV. und später unter seinem Nachfolger im Sinn der Marquise de Pompadour die Pläne von Versailles entwarfen. Das Gewaltige sowie das Anmutige und Preziöse dieser Schöpfung fanden sie in Rom. Le Nôtre ist im Geist ein Abkömmling jener heroischen Gartendichter, die für einen Tiberius Gärten schufen, für einen Lucullus, einen Sallust und andere große Herren ganze Hügel zu Schloßterrassen verwendeten und Flüsse einfingen, um durch Wasserkünste über sommerliche Glut hinwegzutäuschen. Weite Reisen waren unbequem in beiden Zeitaltern, so bedurften



Charles Lebrun: Entwurf zu einem Wandteppich für Ludwig XIV.

die „grands seigneurs“ zur Erholung und Erfrischung ausgedehnter Gärten, die ihre Paläste ins Grüne hinein erweiterten, ohne den Palaststil, die Regelmäßigkeit der Pracht aufzugeben. Die Überreste antiker Gärten, wie etwa in Frascati bei Rom, sowie die Beschreibungen klassischer Autoren geben überraschenden



Miniatur aus
„Le Labyrinthe de Versailles“.

Aufschluß, daß wir in den Gärten von Versailles eine verjüngte Offenbarung der Anlagen des kaiserlichen Rom erblicken können.

Da fast sämtliche deutsche Fürsten und Fürstchen diese Schöpfung nachahmten, kam auf Umwegen ein letzter Widerschein antiker Kultur bis in die deutsche Landschaft. Mit vollendeter Größe, Vornehmheit und Wucht ist in Versailles der alte römische Palast und der Palastgarten neu geschaffen. In heller Sternennacht, wenn aus der Orangerie betäubend südliche Düfte steigen,

wenn es leise plätschert in den Wasserbecken, die mitten aus den groß angelegten, buchsgefaßten Beeten leuchten, wenn die strengen Thujapyramiden beinahe schwarz emporsteigen und auf dem Dunkel der beschnittenen Hecken wohlbekannte Marmorleiber sich bedeutsam abheben, kann man wähnen, bei einem Gönner des Horaz zu Gast zu sein, vielleicht auf dem Esquilin in den berühmten Anlagen des Mäcenas. ... Auch hier in Versailles lustwandelten Parasiten, Dichter, gewandte Höflinge, Kunstfreunde, berühmte Feldherren, die von der Schlacht heimgekehrt waren. Und sie schworen bei Bacchus und drechselten Verse irgendeiner Chloris, Phyllis oder Delia zu Ehren, riefen nach altem Muster Venus an, die Grazien und der Venus Sohn, ebenso überzeugt und vertraut mit den alten Symbolen spielend, wie die Zechgenossen des Horaz. Bis in die stillsten Bosquets reicht die anheimelnde Gegenwart der Götter, überall geben die Freundlichen freundliches Geleit. „Spendet Wein den Unsterblichen, seid dankbar!" mahnt mit gütigem Lächeln Flora, umringt von lieblicher, mit Blumen spielender Kinderschar, und in dem Rundbecken, das dem Bassin Floras gegenüber das Gleichgewicht hält, sagt Pomona, früchtebeladen, denselben Spruch.

Wunderbar lenkt Helios-Apollon seine Pferde aus dem Wasser. Letzte Spuren einstiger Vergoldung lassen ihn schimmern, als glänze sein Licht trotz der Feuchte, die ihm noch anhaftet. Er lenkt sein Gespann geradeaus, dem Palast entgegen, als wolle er nach vollendeter Fahrt dort in dem hellglänzenden Tempel schlafen gehen. Vielleicht in den Armen einer schönen Wasserfrau, denn die nächste Umgebung des Schlosses ist reich mit großen und kleinen Meergöttern bevölkert. Die schönsten strecken ihre grünlichen Bronzeleiber um die beiden „Parterres d'eau" vor der Fassade des Mittelbaues. Sie verlieren sich dann allmählich bis hinab zu dem Halbrund des Neptun. Geradeswegs zwischen diesem und einem hochaufstrebenden Springbrunnen voller Wassergetier und kleineren Gottheiten führt die Allee der reizenden „Marmousets"; je drei und drei dieser Koboldchen halten spielend eine runde Schale, die Füßchen stehen in zierlichen Marmorbecken. Der Reigen ist so lebendig, daß ihn nur ein von antikem Geist beseelter Künstler schaffen konnte. Das ausgelassene Leben des reinen Naturtriebs macht das Schmiegen und Fassen dieser anmutigen Gruppen so beredt und schalkhaft. Die zottigen Beinchen der kleinen Satyrn hüpfen zum Tanz, ein wilder Bub reißt ein Fischmaul auf und steckt zum Spaß sein dickes Fingerchen hinein, einer entwendet dem andern die reifste

Traube und hält sie triumphierend empor. Nach den ursprünglichen Plänen führten die „Marmousets“ einer weiten Landschaft entgegen, die sich offen dem Auge darbot und mit natürlicher Pastorale das erhabene Bild abschloß.



Apollo als Besieger der Pythonschlange.
Modell zu einem Brunnen von Charles Lebrun.

Reizend muß dieser Übergang gewesen sein. Auf einem Bild im Museum des Schlosses sieht man deutlich, wie sich das höfisch Regelmäßige durchaus nicht streng verschloß, wie sich ländliches Publikum in der hübschen Festtracht an der Grenze des Parkes tummelte, dazwischen Herren mit Degen, Damen mit bunten, feierlich ausladenden Paniers. Die göttliche Erhabenheit des Königs verbot merkwürdigerweise keine familiäre Annäherung. Im Louvre waren die Korridore ganz, die Säle fast öffentlich. Und diese Öffentlichkeit wurde so sehr mißbraucht, die Räume



Jean Lepautre: Entwurf zu einer Grotte.

und der Garten so beschmutzt, daß eine Flucht nach Versailles sich als nötig erwies, sobald ein zivilisierter Hof die Unreinigkeiten des Louvre nicht mehr ertrug. Im Park von Versailles mußte der Hof, um etwas ungestört zu sein, einzelne Bosketts einfrieden für die damals modernen pastoralen Tänze, für seine Ball- und Fangspiele. Die schönsten dieser Bosketts sind auf einer Reihe von Bildern dargestellt, die, von mythologischen Figuren belebt, verschiedene Wasserkünste anmutig wiedergeben. Sie erinnern lebhaft an die Gartenvorstellungen auf antiken Malereien und verraten genau den Ursprung der ganzen Dekoration.

Also sang eine Zeitgenossin des Sonnenkönigs von Pracht und Glanz in Versailles, die Dichterin zierlicher Pastoralen und Übersetzerin des Horaz, Madame de Deshoulières:

> Palais, nous durons moins que vous,
> quoique des éléments vous souteniez la guerre;
> et, quoique du sein de la terre
> nous soyons tirés comme vous,
> frêles machines que nous sommes
> a peine passons-nous d'un siècle le milieu!
> Un rien peut nous détruire; et l'ouvrage d'un Dieu
> dure moins que celui des hommes!



Höfisches Spiel (der Ochsenfuß. (Nach Lancret.)

In kürzlich wiedergefundenen Aufzeichnungen spricht Goethe von einer tragischen Schuld der Fürsten seines Jahrhunderts, die kein Geschichtsphilosoph richtig zu deuten den Mut hatte. Knappen Wortes erwähnt er, wie sie zum Sansculottismus abstürzen mußten, weil sie der Etikette entsagten, jenem Balancierstock, der es den Hochstehenden dieser Erde ermöglichte, sich im Gleichgewicht zu halten. Als die Fürsten anfingen, sich nicht nur praktisch, sondern auch sentimental (ein Wort, das damals erfunden wurde) mit der Kanaille zu beschäftigen, beschäftigte sich die Kanaille unliebsam und „ohne Sentiments" mit ihnen. Sobald das „Noli me tangere" einmal aufgehoben war, gab es kein Halten mehr vor irgendeiner Majestät. Ludwig XVI. betrachtete sich selbst als einen Mißbrauch — wie sollten ihn andere nicht also betrachten? — Welche Abstufung: Marie Antoinette baut „le hameau", idealisierte Bauernhäuschen im Garten des „petit Trianon". Ludwig XV. hatte dieses kleine Trianon gegründet, ein anmutiges, doch immerhin königliches Lusthaus in abgelegener Landeinsamkeit. Der vierzehnte Ludwig hätte diese Bauten seiner Nachfolger wie eine Spielerei zwerghafter Geister verachtet. Der Sonnenkönig konnte nur majestätische Gedanken in Stein bringen, Räume schaffen, in denen prunkvolle Zeremonien sich entfalten und dem Prinzip der Monarchie huldigten.

Er und sein Vater, Ludwig XIII., schufen den Palast von Versailles und die grünen Säle des Parks. Nur Menschen, die Grundlage und Mittelpunkt eines pompösen „Grand siècle" bildeten, vermochten sich zu solcher Schöpfung aufzuraffen. Nicht mehr mit Türmen und mannigfacher Mauerwehr festungsartig wie die feudalen Schlösser, sondern offen ohne Schutz und Wehr, auf sanfter Höhe thronend, erhebt sich der Palast, als könne dem Königtum keine Gefahr mehr drohen. Versailles bedeutete wirklich, nicht nur in schmeichelnden Dichtungen der Hofpoeten, einen Lichtherd, von dem aus neue Sitte und Gesittung strahlten. Sein Pomp, seine Etikettenkünste, die uns so unendlich komisch vorkommen, waren — wie Goethe richtig bemerkt — „notwendige Faktoren in einem gewissen Stadium der Kultur".

Die höfische Zeremonie brach den brutalen Übermut des feudalen Landjunkers und verwandelte sein blutiges Schwert in den zierlichen Degen. Das lärmende Trinkgelage wurde zur feierlichen Tafel. Die Rede schliff sich ab zu jener kostbaren Vollendung der klassischen Epoche. Dank dieser vollendeten Sprache wurde das feine Denken möglich wie einst in Griechenland. Wie das Griechische wegen seiner Ausdrucksfähigkeit Modesprache

für die elegante Welt des Altertums war, eroberte von Versailles aus die neue Modesprache Europas Kulturstaaten. Rom hatte nicht aus Griechenlands bester Zeit seine Anregungen geschöpft, sondern den späteren, preziösen Geschmack in Kunst wie Literatur nachgeahmt. Frankreich schöpfte auch nicht aus Roms klassischem Erbe, sondern aus einer Periode sogenannten Niedergangs. Aber näher betrachtet, folgte man den Anregungen des Altertums mit so rührender Naivität, daß der spätrömische, barocke Olymp von Versailles durchaus nicht so kalt und konventionell ist, wie prinzipiell angenommen wird.

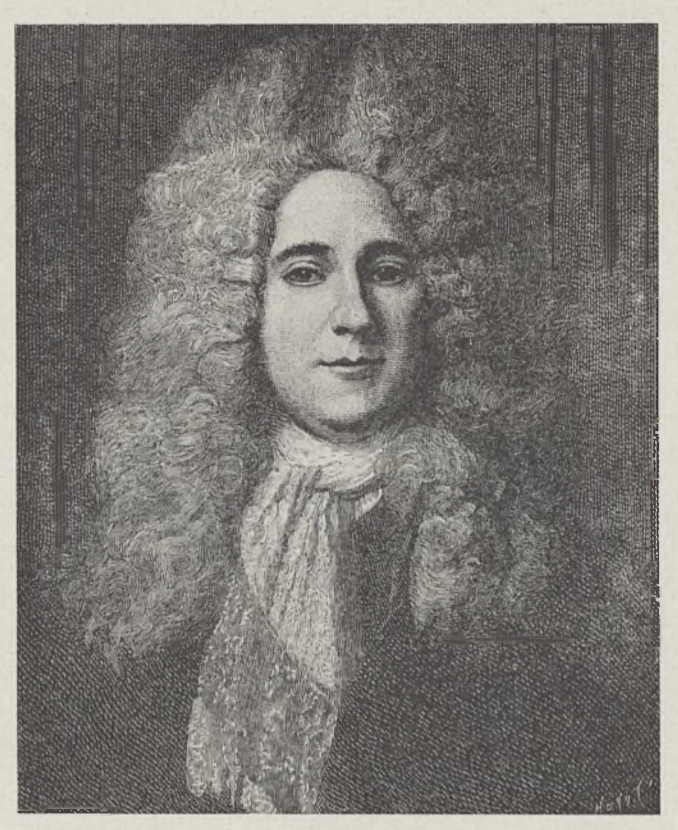
In dem berühmten Saal des „œil de bœuf" befindet sich ein für diese Auffassung charakteristisches Gemälde. Wie sich die Cäsaren gern mit den Attributen der Götter darstellen ließen, ist hier Ludwig XIV. als Apollon gemalt, im Kreise seiner ganzen Familie, deren Mitglieder ebenfalls als Bewohner des Olymps aufgefaßt sind. Mit der größten Unbefangenheit erscheinen der König und sein Bruder zwar in großer Allongeperücke, sonst aber nur spärlich — wie antike Götter — bekleidet. Der kleine Thronfolger sitzt als ganz nackter Amor auf dem Schoß der langweiligen Königin, die trotz ihrer Bigotterie nichts dagegen hatte, sich als „mère des Amours" darstellen zu lassen. Dieser Geschmack ist bezeichnend für die Epoche. Freude an der strahlend schönen Antike bricht überall hervor, zeigt sich in Malerei, Skulptur, Literatur und Baukunst im kleinsten wie im größten. Manchmal — wie auf dem erwähnten Bild — etwas possierlich, doch meist in einer raffinierten Anmut, wetteifernd mit der reifen Dekorationskunst, deren Reste die Ausgrabungen von Rom zutage förderten.

Versailles' Riesenpalast, das weite Königshaus ist auf einen Ton gestimmt. Man vermag es noch genau zu erkennen, trotz der störenden Zutaten, die aus der Zeit von Louis Philippe stammen und mit patriotischer Geschwätzigkeit den majestätischen Akkord unterbrechen. Das ungeheure, labyrinthische Gebäude hat die ernste Eichenholztäfelung der früheren Königsschlösser aufgegeben. Seine Räume sind durchgängig in Weiß und Gold gehalten. Die Zartheit in Ausführung und Erfindung der überreichen, goldenen Ornamente mildert, was der Prunk zu laut sagen könnte. Gold, im Altertum nur Königen und Göttern zu tragen gestattet, das uralte mystische Symbol sonnenhaften Monarchentums, durchdringt das Schloß und drückte auch dem Park sein Gepräge auf, solange in jedem Boskett Wassergottheiten ihre goldenen Glieder in Marmorbecken spiegelten. Einige tragen



Robert Le Lorrain: Tränke der Sonnenrosse.
Aus Hirths Formenschatz.

noch heute Spuren von Vergoldung, die wunderbare Farbentöne erzeugen. Im Innern, bis zu den Mansarden hinauf, spielt in den Ornamenten der goldene Schimmer. Einst waren auch äußerlich die Mansarden, die ihren Namen dem Erbauer des Palastes Mansard verdanken, mit goldenen Ornamenten bekränzt, die schön



François Mansard.
Nach dem Gemälde von Largillière.

gekrönten und gekröpften Fenster des reichen Daches hatten goldene Fruchtschnüre und Muscheln, goldene Blumen, die aus verschnörkelten Vasen quollen. Heute stimmt fein, obwohl etwas traurig, das vielgeschmückte Dach graugetönt zu der mit rosa Marmor gezierten Innenfassade der „cour de marbre".

Nicht ohne einen gewissen Snobismus hütet die dritte Republik die Andenken der Monarchie, doch mit schönem Gerechtigkeitsgefühl hat sie Versailles, das Nationalheiligtum, gewidmet

„à toutes les gloires de la France“, übernommen. Nun wohnen Schächer und Opfer, Sieger und Besiegte des Lebens, gemeißelt und gemalt, einträchtig im alten Königshaus. Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen um Liebe und fürstliche Gunst blicken mit gleicher Traurigkeit aus ihrem Rahmen heraus auf die flüchtigen Fremden. So geschmacklos man auch manches durchgeführt hat, so sehr es auch gegen den Geist des Schlosses ist, daß alles, was Ludwig XIV., der für sich allein den Riesenbau beanspruchte, erfüllte und vollendete, in sein Schlafzimmer und einige wenige Gemächer zurückgedrängt ist, es liegt Größe darin, daß die übrigen Räume allen gehören, die irgend einmal in Frankreich geherrscht haben durch Krone, Schönheit, Geist, Witz oder Kunst. Denn die Schar der schönen Frauen und klugen Männer, die königlich in ihrem Herzen waren und nun im Königspalast als Gäste geladen sind, ist gewaltig und staunenswert. „Toutes les royautés de la France sont permises et reconnues avec la plus courageuse loyauté dans le musée de Versailles“, sagte bereits ein Geschichtschreiber in den Tagen von Louis Philippe.

6. Abschnitt.

Nicolas Foucquet. — Die Partisans. — Mäzenatentum. — Im Billardsaal. — Aus Boules Werkstätten. — Sein Stil. — Hôtel Henselin. — Finanzschwierigkeiten. — Der Kampf gegen die Steuern. — Geldpunkt und Ehrenpunkt. — Alte Mißbräuche. — Der Streit um die Hefe. — Voltaires Meinung. — Der Sieg des Lächerlichen. — Gegensätze. — Korrumpierte Beamtenschaft. — Fernes Gewittergrollen. — Das Volkswohl. — Nachrichten aus England. — Absolutismus in Macht. — Erbitterung gegen die Finanzverwaltung. — Subventionen aus dem Ausland. — Industrie und Kunsthandwerk. — Landwirtschaft in Not. — Die erste politische Zeitung. — Steuerverweigerung. — Gnade und Staatsraison. — Colberts Erlasse. — Zu den Galeeren. — Der Zug der Verurteilten. — Die acht Unschuldigen. — St. Vincent de Paul. — Burkes Reise. — Die Salzrevolte. — Ein Kompromiß. — Tabaksteuer und Stempelpapier. — Der Staat beunruhigt das Geschäftsleben. — Der Bischof als Geisel. — Der Aufstand von Rennes. — Die roten Mützen. — Mea culpa. — In der Herbstnacht. — Wie im 30jährigen Krieg. — Die Taxen. — Das verarmte Land. — Der bittere Lorbeer. — Justiz und Ruin.

Schöpfer eines den neuen Anforderungen an behaglicher Abgeschlossenheit entsprechenden Wohnhausstiles wurden die Architekten Levau und der ältere Mansard aus der Zeit Mazarins und der ersten Regierungsjahre Ludwigs XIV. Levaus Bauherren waren große Finanzmänner, vor allem Nicolas Foucquet, Ober-

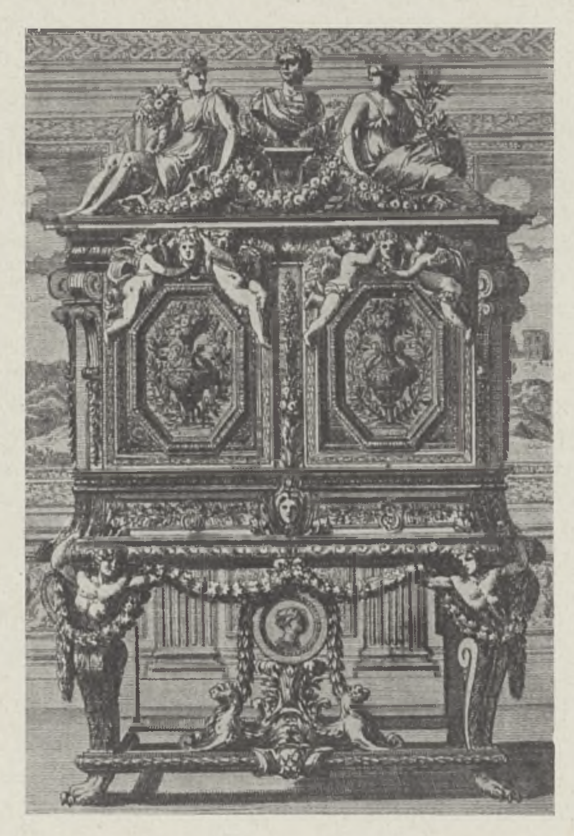
intendant der Finanzen unter Mazarin; durch geschickte, vielleicht nicht einwandfreie Operationen verschaffte Foucquet immer das nötige Geld für die Kriege um die Jahrhundertmitte. Da er selbst dem Staat große Beträge vorschoß, gehörte er zu den „Partisans“, die sich spätere Staatseinnahmen verpfänden



Nicolas Foucquet, Marquis von Belle-Isle.
Nach dem Porträt von R. Nanteuil.

ließen, und kam als Gegner Colberts in Ungnade. Sein durch Zollpachtungen verdientes Vermögen war so groß, daß er eine geschlossene Finanzmacht im Staate bildete; seine Schiffe gingen nach Indien und Ägypten, und auf Belle-Isle (an der Küste der Bretagne) baute er eine eigene, stark bemannte, für unüberwindlich geltende Festung. Dieser hervorragende Finanzmann hatte die Liebhaberei der schönen Künste, er war Dilettant im schönsten Sinn, „ami des lettres“. Den ermüdeten Corneille regte er zu neuem Schaffen an, führte Molière in die Welt ein, sorgte für den alternden Fabeldichter Lafontaine und gab der Architektur

neuen Aufschwung. Leveau baute mit neuartigem Grundriß bei Melun das prachtvolle, aber verhältnismäßig kleine und bequeme Schloß Vaux-le-Vicomte. (Siehe Abb. S. 147.) Im Billardsaal belustigten sich die Kavaliere mit dem neuen Spiel, das von Italien



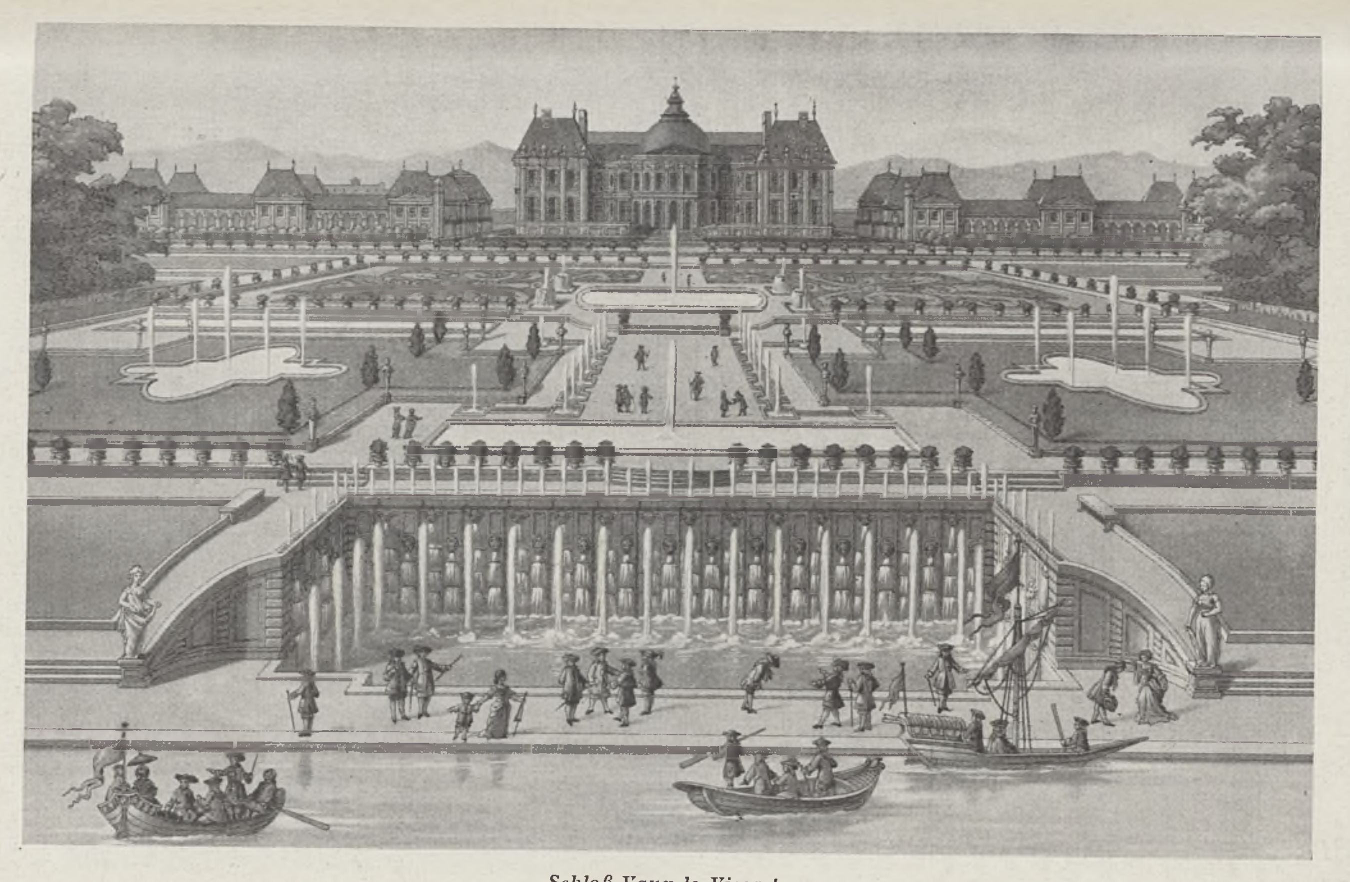
Schrank von Jean Lepautre.

aus nach Frankreich gekommen war, dort im Zeitalter Ludwigs XIV. die große Mode wurde und als „noble jeu de billard", Lieblingsspiel des überall nachgeahmten Königs, in der ganzen vornehmen Welt verbreitet wurde. Kostbare Schränke mit Bronzeschmuck, chinesische Vasen, die neumodischen Aubussonteppiche, schildpatt- und messingeingelegte Möbel aus Boules Werkstätten gaben dem Schloß jene behagliche Pracht, die geselliges Wohlbefinden, gehaltene Lebenslust und die Stimmung froher Sicherheit erzeugt.

André Charles Boule (1642—1732), der berühmteste Tischler der Zeit, fand so recht den künstlerischen Ausdruck für die Möbel seines prachtliebenden Jahrhunderts, daß dem Barockstil ohne seine Mitwirkung eine charakteristische Note fehlen würde. Mit farbigen Hölzern aus Indien und Brasilien, mit Metallen und Schildpatt schuf er Ornamente, ahmte Blumen, Früchte und Tiere nach, Köpfe und ganze Jagdszenen, die er mit stilisiertem Rahmen umgab. Er arbeitete nach Kupferstichen und Handzeichnungen alter Meister, gab aber seinen Entwürfen stets eigenartiges, dem französischen Zeitgeschmack entsprechendes Gepräge. Ihm trugen Nicolas Foucquet und dann der König lohnende Arbeit auf.

Leveaus künstlerisches Können stellte nach Foucquets Sturz ein anderer Geldmagnat in seinen Dienst, Henselin, der am Quai de Béthune in Paris ein prächtiges Stadthaus, das Hôtel Henselin, errichten ließ. Die vornehmen Familien und die reich gewordenen Finanziers wetteiferten, der Stadt Paris durch schöne Stadthäuser einen modernen Charakter zu geben. Berühmt geblieben ist das Hôtel Lambert de Thorigny, das Lesueur und Lebrun für einen Präsidenten der Rechnungskammer erbauten. Seit dem Jahre 1660 wurde an den Tuilerien und dem Louvre gebaut, bis Colbert aus finanztechnischen Gründen Einhalt gebot.

Denn die Finanzschwierigkeiten machten dem klugen Nachfolger Foucquets viel Kopfzerbrechen. Obwohl er sich bemühte, Straßen zu bauen und den Verkehr zu fördern, blieb die Lage unübersichtlich, und die kaum unterdrückte Rebellion lauerte in sicheren Schlupfwinkeln. Zur Zeit des Absolutismus nahm der Bürger willkürlich eingeführte Steuern nicht mit Lammsgeduld auf wie heute, sondern die Männer rotteten sich zusammen, man opponierte aktiv oder passiv den Aussaugern. Das Volk hatte zwar Vertrauen zum König, der gewiß nicht ungerecht sein wollte, aber sehr gerechtfertigtes Mißtrauen gegen die überall und immer parasitäre Beamtenschaft. Es wiederholt sich derselbe Kampf, Städte, Stände, Länder erheben sich im Namen ihrer alten Freiheiten. Diese Freiheiten bestanden vorzüglich in der Befreiung von willkürlichen, durch die Bürgerschaft nicht bestätigten noch frei zugestandenen Steuern. Dies war ein Geldpunkt, aber auch ein Ehrenpunkt, weshalb zuweilen gegen verhältnismäßig geringe, aber vexatorisch erhobene Abgaben Revolte entstand. In Zuversicht auf die königliche Gerechtigkeit wollte man sich von den Behörden weder Beleidigung noch Blutsaugerei gefallen lassen.



Schloß Vaux-le-Vicomte.
Erbaut 1653 für den Oberintendanten Foucquet nach dem Plan von Leveau, der Park wurde von André Le Nôtre angelegt. Nach Aveline.

Oft ließ das Volk seine Wut aus an ehrenwerten Leuten, die aber ein verhaßtes System vertraten. Meist war der Wille berechtigt, alte Freiheiten zu wahren, ließ sich aber von ehrgeizigen Führern mißbrauchen und irreleiten, die sich dann ihrerseits zu Tyrannen aufwarfen. Verwalter, Pächter mit ihren Unterbeamten und mit diesen im Bunde allerlei umständliche Gerichtsbarkeiten, die einander wie die Treiber bei der Jagd die Opfer zutrieben, diesen Schwarm giftiger Parasiten erkannte das Volk als Feind, wußte aber nur blind und ungeschickt um sich zu schlagen oder hoffte von den Revolten, die der Adel anzettelte, zu profitieren und schloß sich bald dem, bald jenem großen Herrn an. Wie weit die Versprechungen aufrichtig gemeint waren, die es für sein Mitlaufen erhielt, muß dahingestellt bleiben. Gewiß regte sich in allen Lagern ein Wunsch nach allgemeiner Wohlfahrt, aber zäh und klebrig schleppten sich alte Mißbräuche in überkommenen Institutionen weiter, und so groß die Taten eines Richelieu, Mazarin, Colbert waren, es reckten der Ungeheuer zu viele ihre Hälse, die endgültige Säuberung war erschwert durch die äußeren Feinde und durch den Starrsinn im Lande selbst. Man erinnere sich, daß einer so harmlosen Neuerung wie jener des Hefegebäcks die schwergepanzerte Opposition der Innung und der Wissenschaft entgegentrat. Dieser Streit um die Hefe spielte weiter und beschäftigte noch lange die medizinische Fakultät, deren feierliche Esel die Hefe und das Hefegebäck einstimmig verurteilten und sich um ein Verbot an den neuerrichteten Gerichtshof, die „chambre ardente“, wandten.

Derartige Opposition hatte jede heilsame Neuerung zu gewärtigen, die der König und seine Minister versuchten. Daß trotz aller Hindernisse das 17. Jahrhundert für Frankreich ein großes Jahrhundert wurde und sich daselbst ein wahrer Hort von Kulturschätzen aufstapeln konnte, wurde von allen sehenden und urteilenden Zeitgenossen als ein Wunder angestaunt, noch von dem der Zeit nahestehenden Voltaire, der manchen Überlebenden gekannt. In der Geschichte des „Siècle de Louis XIV.“ zählte er nur von ungefähr die kulturellen Errungenschaften dieses Jahrhunderts auf. Mit einer frischen Unbefangenheit sind die Bestrebungen des Königs geschildert, vor allem die Justiz zu verbessern und in der Achtung seiner Zeit zu heben. Der König nahm den Kampf auf mit den grausamen Lächerlichkeiten des gerichtlichen Apparats, sein Kammerdiener Molière mit den grausamen Lächerlichkeiten der Ärzte. ... Doch diese Lächerlich-

keiten waren bestimmt, dem Genie zu trotzen, den großen König und den großen Lustspieldichter höhnisch zu überdauern.

Wer Frankreichs „großes“ Jahrhundert betrachtet, wendet den Blick zumeist nur auf den prächtigen Hof des Sonnenkönigs, auf die Stadt Paris und die Blüte von Dichtung, Kunst und Kunsthandwerk, wie sie an Schlössern, Palästen und Gärten zutage tritt, er vermerkt Krieg und Sieg, spricht von diplomatischen Erfolgen, gewinnreichen Friedensschlüssen und Zerstörungen feindlichen Besitzes, aber unbeachtet bleibt der Zustand mancher Provinzen, die Not und die Rückständigkeit, die selbst ein bedeutender Staatsmann wie Colbert nicht auszugleichen vermochte, weil die Beamten korrumpiert waren und einander in die Hand spielten.

Immer und überall züngelt es auf, in den meisten Provinzen zeigen sich schon Keime der kommenden Revolution, die zwei bis drei Menschenalter später die Kultur des alten Europa ergriff. „Das Gewitter bildete sich aus den despotischen Institutionen“, meint der Historiker Pierre Clement (Revue des Deux Mondes, 1865), „des 17. Jahrhunderts, aus dem Übermaß des pedantischen



Molière läßt durch den Genius der Komödie das Laster und die Heuchelei entlarven.
Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

Reglements, der Unordnung in der Städteverwaltung und der falschen Verteilung öffentlicher Lasten.“ Die Fronde behauptete eine verfassungsmäßige Ordnung einzuführen, und die Philosophen, die Pädagogen, die Dichter sowie einige Staatsmänner dachten schon, der Neuorientierung ihrer Weltanschauung entsprechend, an das, was eine einflußreiche Dame des Hofes „l'infect amour du bien public“ nannte, wovon sogar die Handelsleute ergriffen seien, statt nur an ihren persönlichen Vorteil zu denken.

Die bedrohlichen Nachrichten aus England wirkten teils aufreizend, teils führten sie zu Maßregeln der Regierung, kleinere Unruhen mit größeren Maßregeln zu unterdrücken, und verstärkten den Absolutismus, indem sie seine Vertreter erschreckten.

Paris, die stets unruhig gewesene Stadt, lag zwar friedlich und geschäftig inmitten des Reichs, und nur bei stark auftretender Hungersnot zeigte sich ein leises Grollen; aber diese Ruhe war durch ein starkes Aufgebot von Macht bedingt, Reiterei überritt den schüchternsten Versuch, aufzubegehren, und eine starke, politisch eingestellte Polizei sorgte für die öffentliche Sicherheit.

In den Provinzen drohten jedoch fast beständig kleinere oder größere Revolten, die mit Ausnahme des Cevennenaufstands auf Grund von Steuererhebungen ausbrachen. Vom Anfang bis zum Ende der Regierung des „grand roi“ verursachte die staatliche Finanzverwaltung Erbitterung, löste Unruhen aus und erweckte eine Kritik, die sich meist mehr an Äußerlichkeiten als an die wirklichen Gründe hielt. Beständige Kriege, die schlechte Administration und die großen Subventionen, die an verbündete Fürsten gezahlt wurden, deren ewig leere Kassen zu füllen, leerten den französischen Staatsschatz und stellten übermäßige Anforderungen an die Steuerkraft des Landes. Eine unterschlagende und bestechliche Beamtenschar, hauptsächlich im Richterstand, tat das ihrige, jede staatliche Maßregel verhaßt zu machen. Der Schloßbau von Versailles und die reiche Hofhaltung waren weniger schuld an der schlechten Finanzlage als die Politik; sie trugen im Gegenteil durch ihre kulturelle Blüte an dem Aufschwung bei, den Industrie und Kunsthandwerk erreichten und der Frankreich für Jahrhunderte zur Herrin der Mode und zum Beispiel Europas für die stets nur nachahmenden Länder machte. Aber selbst unter den Ministern Colbert und Louvois, deren Initiative viel zu dieser Blüte beitrug, war das Land in Not, die Landwirtschaft ohne Ertrag — ein Zustand, der notgedrungen Revolutionen vorbereitet, wenn nicht zum Ausbruch bringt. Die

Briefe Colberts, die „Instruktion des Königs an den Dauphin“, die Memoiren von Bussy-Rabutin und einige Artikel der ersten größeren politischen Zeitung, der „Gazette de France“, geben Aufschluß über den kulturellen Zustand einer der interessantesten Epochen im Entwicklungsgang Europas.

Als im Winter 1660 die Getreide- und Brotpreise ins ungemessene stiegen, boten die nordwestlichen Küstenländer dem



J. B. Colbert.

König eine Abfindungssumme, damit er sein Heerlager aus der Provinz entferne. Der Hof nahm die Spende an, verlangte aber im darauffolgenden Jahr, obwohl der Friede inzwischen geschlossen war, wieder eine, wenn auch geringere Ablösung. Als eine Deputation in Versailles nichts erreichte, ja nicht einmal vorgelassen wurde, verweigerten die Bauern jede Steuer, verjagten die an sich verhaßten Steuereinnehmer und stellten sich als bewaffnete Miliz zu Tausenden den Truppen zum Kampf. „Das niedere Volk, erschreckt durch eine neue, wenn auch kleine Steuer, und heimlich durch den Adel aufgewiegelt“, schrieb Ludwig XIV. in der Instruktion dem Dauphin, „hat sich erhoben. ... Ich schickte Truppen, die Leute zu züchtigen, und sie wurden

großenteils zerstreut. Allen, die sich reumütig zeigten, verzieh ich. Die Führer, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, übergab ich der Justiz. Sie verdienten den Tod; ich begnadigte sie zu den Galeeren und hätte ihnen selbst diese Strafe erspart, hätte ich meinen Wunsch nicht der Staatsräson opfern müssen."



Louvois.

Was die Staatsräson damals besonders gebot, geht aus Colberts Erlassen hervor, denn der Minister ging energisch daran, die Flotte auszubauen und zu bemannen. Dazu brauchte man Galeerensträflinge, die nichts anderes waren als die römischen Marinesklaven des Altertums. Über das Ende des Aufstandes von „Boulogne" berichtete die „Gazette de France": „1200 Schuldigen wurde der Prozeß gemacht. Wer unter 20 oder über 70 Jahre alt war, kam frei. Von den übrigen wurden die 400 kräftigsten ausgesucht, um auf Lebenszeit in den Galeeren zu dienen." Colbert ließ allen Gerichten die Weisung zugehen, nur im äußersten Notfall die Todesstrafe zu verhängen und die Verbrecher „pour vu qu'ils fussent forts et valides" zu den Galeeren zu verurteilen. Er ließ aber reichlich Geld für die Verpflegung anweisen, was

jedoch größtenteils auf dem Weg vom Ministerium bis zur Gefangenenküche verschwand. Da die Marine immer mehr Ruderer brauchte, wuchsen die Urteile und damit die Justizmorde in Europas erstem Kulturland ins ungemessene. Nachdem der Aufstand von Boulogne beendet war, erhielt der Gouverneur acht Verhaftungsbefehle ohne Namen mit dem Befehl, unter den ersten Bürgern acht auszuwählen, die durch Rat oder sonst an der Bewegung teilgenommen hätten. Er protestierte, mußte aber trotz-



Galeerensträflinge im 17. Jahrhundert.
Nach einem Stich von Wilhelm Baur, 1640.

dem acht Bürger liefern „réellement innocens“ (das sind seine eigenen Worte), „weil er keine Schuldigen fand“. Schließlich kam die Wahrheit doch nach Versailles. Der König begnadigte die acht Bürger und stellte die alten Privilegien wieder her. Waren die Verurteilten an die Küste in die Hände der Marinegewaltigen gekommen, erschien ihnen das freiere Leben auf den Schiffen wie eine Erlösung. Die Arbeit war hart, aber die Kost reichlich und gut. St. Vincent de Paul, der große Wohltäter und Armenfreund, nahm sich besonders der Galeerensträflinge an und wurde ihr Seelsorger. Er ruderte mit ihnen, tröstete sie und hielt die Verbindung mit ihren Familien aufrecht. Auf seiner Reise nach Frankreich besuchte Edmund Burke, der englische Staatsmann und Philosoph, die Galeeren und wunderte sich im Gegensatz zu den Verhältnissen auf seiner Insel über den guten Humor der Ruderer, die dem einsamen, düsteren Gefängnis diese Strafe vorzogen, wo sie Kameradschaft fanden und gemeinsamen

Arbeitsgesang pflegten. Gerade diesen Gesang schilderte Burke als sehr eindrucksvoll.

Schlimm war es in der Gascogne, wo die Salzsteuer (1664) zur Empörung führte. Ein entlaufener Dragoner, „in contumaciam“ verurteilt, aufs Rad geflochten zu werden, wiegelte das



Der heilige Vincent de Paul predigt vor den Damen der Gesellschaft für die Findelkinder.
Nach einer zeitgenössischen Darstellung von Galloche.

Volk auf, bot den Soldaten Gefechte, überfiel Ortschaften, die ihre Steuer bezahlten, und geriet in keine Falle, weil nach Meldung des Gouverneurs „Volk und Adel zu ihm hielten, teils aus Furcht, teils aus Neigung“. Schließlich schlug er einen Kompromiß vor, „dem Mann einen guten Posten zu geben, damit man sich so den Dorn aus dem Fuß ziehe“. Den Ausgang der Sache verschweigen die Quellen.

Als der holländische Krieg (1675) nach sechsjähriger Dauer

beendet war, ohne das französische Ziel erreicht zu haben, den Handel der reichen, industriestarken Republik mit Europa und Indien den Franzosen zu übertragen, und das Land nun die Kosten der Unternehmung tragen mußte, brachen an vielen Orten, besonders in Bordeaux, Unruhen aus. Erlasse über Tabaksteuer, Stempelpapier und Aichen der Gläser führten in einer Vorstadt zur Plünderung von Geschäften, die sich den Verordnungen unterwarfen. Sturmglocken läuteten, die Beamten mußten in die Feste fliehen. Man ließ „den König ohne Steuer" leben, und als der Gouverneur einige Gefangene machte, stieg der Aufruhr so hoch, daß der Staat nicht damit fertig wurde und seine größte Niederlage seit der Fronde erlitt. Die „Revolte des Stempelpapiers" nahm bedrohlichen Umfang an, und der Bericht meldete, daß die Bürgerschaft nicht anders gesinnt sei als das gemeine Volk. Die Tabakhändler, die viel Ware auf Lager hatten, fühlten sich geschädigt, denn sie durften nicht mehr an Privatleute verkaufen, und die Steuerpächter nahmen ihnen den Vorrat nicht ab. Die übrigen Geschäftsleute regten sich über Gerüchte auf, nach denen die anderen Kolonialwaren mit ähnlichem Monopol belastet würden. Es war wie heute, wo staatliche Maßnahmen jedes Geschäft beunruhigen und schädigen, das eine Blüte verspricht. Reden behaupteten, daß es besser gewesen sei, als noch die Engländer in der Guyenne herrschten, und alle, die sich in ihrer religiösen Überzeugung seit dem Aufheben des Edikts von Nantes bedrängt fühlten, liebäugelten mit den Aufständigen. Als sich die Bewegung auf Rennes und andere Städte ausdehnte und manche Amtsstube, die das Stempelpapier vertrieb, in Flammen aufging, machte Colbert der Sache mit Waffengewalt unter blutigen Opfern ein Ende. Doch kaum war in der Guyenne die Ruhe äußerlich hergestellt, als sich die Bretagne gegen Stempelpapier und Tabaksteuer wehrte, gestützt auf alte Privilegien. Aus den Briefen der Mme. de Sévigné geht hervor, unter welchen Lasten die Provinz seufzte. Da es hieß, daß einige Beamte des Stempelpapiervertriebs dem reformierten Glauben angehörten, legte die Menge nicht nur an das Bureau, sondern auch an den Beetsaal der Reformierten Feuer. In Nantes nahm das Volk den Bischof gefangen als Geisel für eine verhaftete Frau, und die Regierung mußte die Frau zum Triumph des Pöbels freigeben.

Aus Rennes erzählt Mme. de Sévigné von den Gefahren, denen der Gouverneur, Duc de Chaulnes, ausgesetzt war. „Brave, hardi, le duc méprisait le péril. Il parut sur le seuil de son hôtel, exposé

à une grêle de pierres et d’injures.“ Und er blieb stehen, als zweihundert Gewehrläufe auf ihn gerichtet waren, bis die Menge sich zerstreute auf Zureden vernünftiger Bürger. Man verhandelte hin und her, der Aufstand dauerte, und die Bankerotterklärungen großer Geschäftshäuser häuften sich, das Wirtschaftsleben war durchaus erschüttert, durch die Straßen hallte heiserer Gesang



Zusammenstellung der verschiedenen Stempelmarken für öffentliche Protokolle und Akten aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. Nach *Lacroix*.

des Spottliedes „Ronde du papier timbré“. Diese Litanei erstreckt sich über viele Verse und endet mit dem Seufzer, daß zur Zeit der guten Königin Anna das Volk anders behandelt wurde. In den Städten gerieten die reichen Leute in solche Furcht, daß sie nicht mehr auszugehen wagten. „Les bonnets rouges“ hatten das Übergewicht, und der Landadel brachte seine Wertsachen in Sicherheit. Langsam marschierten die Truppen (6000 Mann) in die aufständische Provinz. Als man den Führer zur Eile antrieb, meinte



Kriegselend im 17. Jahrhundert.
Aus dem Zyklus: „Les malheurs de la guerre“ von Jacques Callot.

er gelassen, der Feind könne ja nicht fortlaufen; aber er schlug mit raschen Siegen die Revolte nieder. Dann begannen, wie Mme. de Sévigné sagt, „les penderies“, die Bauern ergaben sich, knieten vor den Soldaten nieder und riefen: „Mea culpa“, das einzige „französische“ Wort, das sie wußten, wie die Marquise hinzufügt. Einen Monat später zogen die Soldaten in Rennes ein „mit angezündeter Zündschnur, die Kugel im Mund, das Bajonett aufgepflanzt, die Reiter mit gezogenem Säbel“. Die „rue haute“, von ungefähr viertausend Menschen bewohnt, wurde vollkommen zerstört, die Einwohner vertrieben, und niemandem war gestattet, sie aufzunehmen. „So irrten Wöchnerinnen, Greise, Kinder in die Herbstnacht, ohne zu wissen wohin, ohne Nahrung, ohne Lager.“ Das Stempelpapier für alle amtlichen Handlungen war endlich eingeführt. Zum Beweis, wie rasch rauhe Soldateska Zustände heraufbeschwört, die an Deutschland im Dreißigjährigen Krieg erinnern, sei Mme. de Sévignés Brief vom 5. Januar 1676 zitiert: „Pour nos soldats, ils s'amusent à voler; ils mirent l'autre jour un petit enfant à la broche.“ Überall führten sich die neuen Steuern unter

Kämpfen ein, der Krieg in Holland drückte auf das Land, und Pfändungen bis auf die letzte Habe waren so häufig wie noch nie; den größten Schrecken und verbissene Wut erregten aber die Taxen, die auf Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse gelegt wurden. Wieder flackerten da und dort Unruhen auf, und als nach dem Friedensschluß die Parlamente von neuen Steuern sprachen, sagte der Oberrichter Talon zum König: „Es gibt ganze Provinzen, wo man sich nur von Haferbrot nährt, und die Siege haben in nichts die Not im Volke gemindert, das ganze Land ist verarmt und ausgesogen." Der Lorbeer wurde dem König bitter, als er von solcher Not erfahren mußte, die hauptsächlich von Unterschleifen nichtsnutziger Behörden und dem pedantischen Beamtenapparat verschuldet war. Da und dort versuchte man zu sparen. Trotz allen Protestes war Foucquet schon geopfert worden wegen Finanzschwindels. Einen Krebsschaden bildeten die komplizierten mittelalterlichen Gerichtshöfe mit endlosen Prozessen, Ungerechtigkeiten, Angebereien, Beutelschneidereien, die vielfach Ruin verhängten. Diesem Übel suchte der König durch eine Reform zu steuern.



Plünderung eines Bauernhauses durch Soldaten.
Aus: „Les malheurs de la guerre" von Callot.

7. Abschnitt.

Die Bastille. — Das erste humane Gefängnis. — Die Roheit der Justiz. — Das Gerichtswesen, wie es war und ist. — Die Korrektur des Königs. — Lettres de cachet. — Eine Art „Sanatorium". — Der reichbestellte Tisch. — Pignerol. — Der Herzog im Käfig. — Die Kulturtat. — Der Kampf um den Hexenprozeß. — Der humane Henker. — Das weiße Stäbchen. — La justice du roi. — Entwicklung und Rückentwicklung. — Unumschränkte Haftbefehle. — Der Niedergang. — Giftmischerei. — Gewissensbisse Ludwigs XIV. — Die Marquise de Brinvilliers. — La chambre ardente. — Die schwarze Messe. — Racine verdächtigt. — Gemütsverfinsterung. — Das Spektakelstück. — Die beiden Giftmischer. — Olympia Mancini. — Prinz Eugen.

Nichts kann gedankenvoller stimmen als eine Atempause, ein besinnlicher Rückblick, wenn man sich einer geläufigen Vorstellung nähert und ein Schlagwort genau besieht. Der Begriff „Bastille" verknüpft sich mit dem Begriff der Tyrannei und spielt in der Geschichte die Rolle eines romantischen Schlagworts. Als Hort der Tyrannis wurde sie von den Revolutionären mit Jauchzen gestürmt, und die Schwärmer des übrigen Europa fielen sich in die Arme mit Küssen und Tränen der Rührung bei der Nachricht von diesem Sturm. Und doch ist die Bastille gerade dadurch kulturgeschichtlich bemerkenswert, weil sie das erste humane (oder wenigstens human gedachte) Gefängnis war[1].

---

[1] Obwohl der französische Historiker Frantz Funck-Brentano an Hand der unwiderleglich authentischen Dokumente der Pariser Archive in seinem vor mehr als 30 Jahren erschienenen Buch „Légendes et archives de la Bastille" (11. Auflage 1925, auch ins Deutsche übersetzt) endgültig das demagogische Schauermärchen von der „Zwingburg des Absolutismus" ad absurdum geführt hat, gibt es immer noch Leute, die kritiklos die verlogenen Memoiren des Betrügers, Bombenwerfers und Erpressers Jean Henry d'Aubrespy für bare Münze nehmen und den rührseligen Hintertreppenabenteuern dieses Hochstaplers Glauben schenken, der sich Vicomte Henri Masers de Latude nannte, in Wirklichkeit aber der uneheliche Sohn eines Dienstmädchens war und nicht den geringsten Anspruch auf den von ihm usurpierten Adelstitel hatte. Offenbar ohne jede Kenntnis von Funck-Brentanos Entlarvung dieses Schwindlers hat H. Conrad in einer Neuausgabe von Latudes Memoiren (Stuttgart 1916) diesen Gefangenen der Bastille als „Opfer der Pompadour" und „Fürstenrache" verherrlicht. Welch fideles Gefängnis in Wahrheit die Bastille im Zeitalter des Barock und Rokoko war, geht deutlich genug aus den Memoiren der darin eingesperrten Zeitgenossen, vor allem der Mlle. de Launay, verehelichte Mme. de Staal, hervor. Mit dem nur allzutief eingewurzelten Bastilleschwindel hat neuerdings auch F. M. Kircheisen in seinem Buch „Die Bastille" (Berlin 1927) in dankenswerter Weise aufgeräumt.

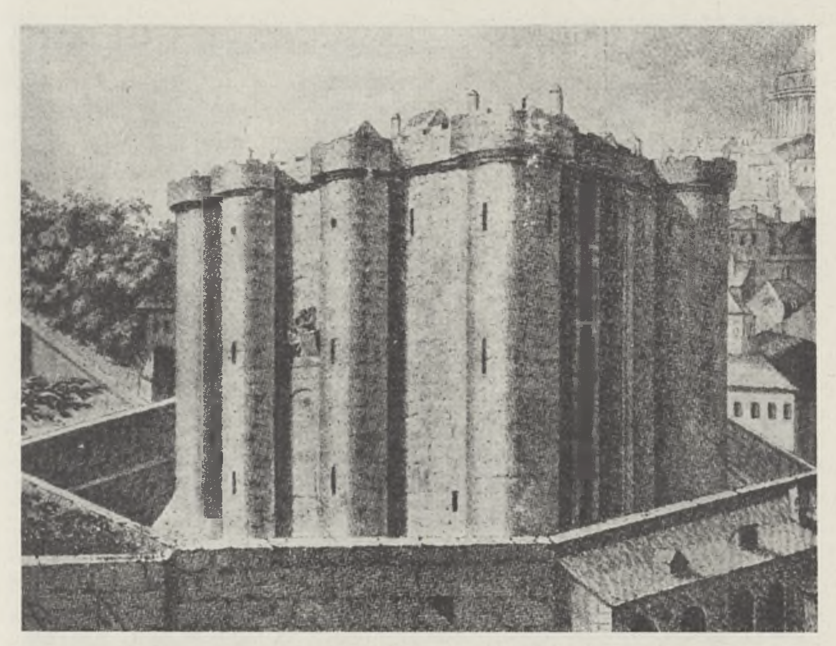
Unmittelbar vom Monarchen abhängig, bildete sie eine Art väterlichen Gewahrsams; sie bot väterliche, durchaus nicht entehrende Zucht und sollte der Justiz eine gewisse Kontrolle auferlegen, die durchaus notwendig war.

Genau wie in Deutschland war die Roheit der Justiz, ihre pedantische Verbohrtheit, ihre Bestechlichkeit, ihr groteskes Getue und Gehabe, die boshafte Ehrenrührigkeit der Strafen — öffentliches Peitschen, Ohren- und Nasenabschneiden —, die Furchtbarkeit der Verließe ein fressender Schaden der Kultur, eine Schmach für Europas erwachendes Kulturbewußtsein. Mögen Hysterie und religiöser Fanatismus viel Schreckliches verschuldet haben, die Historiker beider Konfessionen sehen falsch, wenn sie für die Greuel der Zeit allein ihre Gegner verantwortlich machen. Die größte Verantwortung trägt die ungerechte Rechtspflege, die den religiösen Fanatismus bald unterstützte, bald aufschürte, teils aus Dünkel, teils aus Sucht nach Vorteil. Nicht umsonst hat Rabelais im bedeutendsten Kapitel seiner Satire die Juristen in ekelhafter Tiermaske der Verachtung des gesunden Gefühls preisgegeben, nicht umsonst sind Fehlurteile so oft Sprungfedern in Shakespeares Dramen. Der Dichter zeigte das Gerichtswesen teils giftig gefährlich, teils voreingenommen töricht, teils grotesk lächerlich, wie es war und vielfach geblieben ist.

Alle diese Momente machten die meisten Prozesse in Frankreich so empörend, daß sich Ludwig XIV. kurzerhand zu einer Korrektur und Beschleunigung schwebender Verfahren entschloß, indem er manche Sachen selbst in die Hand nahm, sie den Pedanten entriß und die Bastille als ein durchaus nicht ehrenrühriges Gewahrsam einsetzte, in das niemand durch untergeordnete Beamte kam, sondern nur die eigene Verantwortung, der direkte Befehl des Königs erwirkte die Verhaftung auf eine „lettre de cachet“ hin. die den Namenszug des Monarchen trug.

Wohl blieben die Türme für eigentliche Verbrecher bestimmt; der Mittelbau mit dem Wall zum Spazierengehen enthielt verhältnismäßig luxuriöse Wohnungen im Gegensatz zu den furchtbaren Gewölben der bisherigen Gefängnisse. Die Haft, die dem Gefangenen Besuch zu empfangen erlaubte, war der „société polie“ nicht unwürdig, und die vornehmen Herren, die dort verwahrt wurden, genossen höfliche Behandlung, eigene Bedienung und speisten des öfteren beim Gouverneur. Es waren unerhörte Neuerungen im Gefängniswesen, die vorteilhaft abstachen vom Londoner Tower und dem österreichischen Spielberg. In der Tat kann man sich die erste Klasse der Bastille als

eine Art Sanatorium vorstellen, wo Leute, die sich überspannt benahmen, Zeit und Ruhe fanden, zu Verstand zu kommen; auch Schwärmer, die zu Häresien neigten, waren — milde betrachtet — Halbnarren, auf die das königliche Sanatorium günstig einwirken konnte. Verschwenderische Edelleute schützte solche Haft vor dem Skandal, sie bekamen Zeit, ihre Finanzen

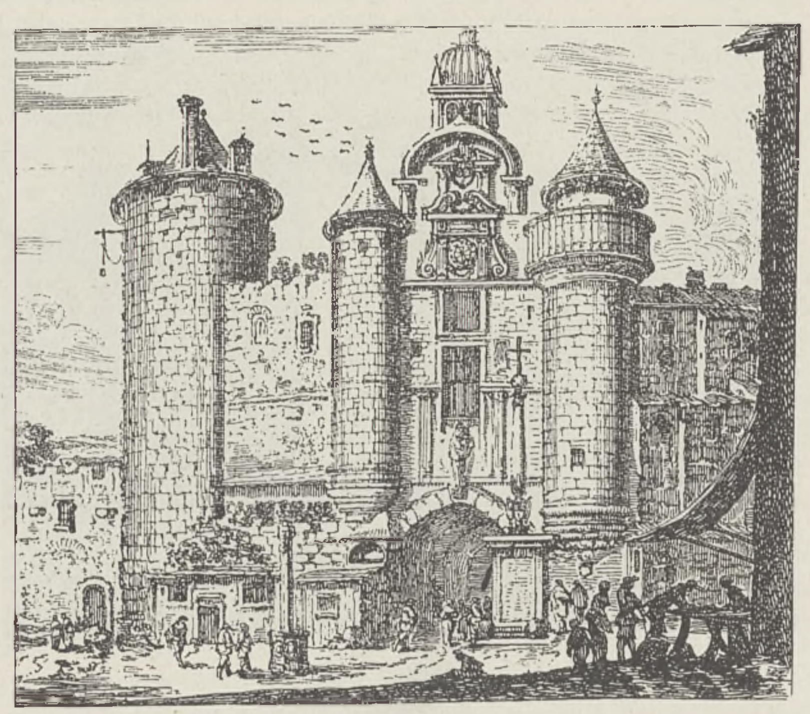


Ansicht der Bastille im 18. Jahrhundert.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

zu verbessern und waren vor Eingriffen ihrer Gläubiger bewahrt. Der Tisch war so reich bestellt, daß mancher unter ihnen Vereinbarung traf, nur die Hälfte der Mahlzeit zu bekommen, die andere Hälfte in Geld, wodurch er früher in die Lage kam, seine Schulden zu bezahlen. Vorgesehen für den Tisch waren „potage, entrée, relevé, dessert“ und drei Flaschen Wein, wovon eine Champagner. Am Namenstag des Königs wurde gefestet und auf das Wohl des väterlichen Monarchen tüchtig getrunken.

Dagegen halte man den bisherigen Zustand, unter dem die Gefangenen in Pignerol litten, noch unter Mazarin und zu Anfang der Regierung Ludwigs XIV. Die Bastille war im Jahre 1369 von Hugues Aubust, intendant des finances et prévôt, begonnen worden, um die Meutereien der Stadt Paris von einem festen Platz

aus zu bekämpfen. Der Herzog von Nemours beendete den Bau als Staatsgefängnis und war selbst unter den ersten Häftlingen dieser Zwingburg, wo er 13 Jahre in einem eisernen Käfig schmachtete. Diese gräßliche Erfindung des grausamen Königs Ludwig XI. blieb lange in Gebrauch. Jacques d'Armagnac und andere Aufständische wurden in der Bastille in finstere Verließe



Das Grand-Châtelet.
Nach Israel Sylvestre (1650).

geworfen. Während der Kämpfe der Liga kamen die Mitglieder des Parlaments daselbst in strenge Haft, und Heinrich IV. ließ im Hof Biron enthaupten. Unter Richelieu war die Bastille gefürchtet wie der Londoner Tower und dessen rechtes Gegenstück. Es zeigt sich also als eine kulturell hervorragende Tat, daß Ludwig XIV. versuchte, die alte Zwingburg zu einem humanen Gefängnis, eher zu einer Besserungsanstalt als zu einer Strafanstalt zu machen, und diese Absicht stimmt damit überein, daß der Sonnenkönig von Natur aus weder finster noch grausam war, ja finstere Grausamkeit verabscheute. Er erklärte sich sogar gegen die Hexenprozesse und geriet dadurch in Konflikt mit dem

Parlament von Rouen, das auf seine Hexenverfolgungen grimmig hielt.

Für Paris lag es im Zug der Zeit, sich von mittelalterlichen Roheiten abzuwenden, sogar der Henker, Guillaume, befleißigte sich einer gewissen Humanität, indem er sich bemühte, den Verurteilten längeres Leiden zu ersparen und Messen für ihre Seelen lesen ließ. Und in Ludwigs innerer Politik lag es, unnötige Skandale zu vermeiden. Die Verhaftungen fanden heimlich und diskret statt, niemand durfte Hand an die Beschuldigten legen, nur ein weißes Stäbchen berührte leicht ihre Schulter, je nach Rang und Stand von Personen gehandhabt, die solchem Rang und Stand entsprachen. Die Formel der „lettres de cachet" lautete: „Il est enjoint d'arrêter le sieur ... et de le conduire à la Bastille. Enjoint Sa Majesté au gouverneur de la Bastille de le garder jusqu'à nouvel ordre." Offenbar schwebte dem absoluten Monarchen vor, eine mystische Korrektur an den Mißbräuchen der Justiz zu üben und Schutz zu leisten, wie es die mystischen Könige getan, die heldischen Ritter, den Unzulänglichkeiten weltlicher Rechtsprecherei vorzubeugen, schändliche Maßnahmen zu hindern. Alle wichtigtuende oder korrupte oder politisch voreingenommene Justiz mußte sich beugen, wenn es hieß: „Laissez passer la justice du roi!"

So paradox es klingen mag, die Inquisition, die Bastille — Schreckensworte, Andenken an für die Menschheit beschämende Dinge — waren im Sinn ihrer Gründer ursprünglich kulturell fortschrittliche, humane Institutionen. Sie verzerrten sich dann fratzenhaft und führten schließlich zum Gegenteil der erhofften Besserung. Vom Standpunkt der Kulturgeschichte aus ist es wichtig, diese Entwicklung und Rückentwicklung bloßzulegen, da auch heute gutgemeinte, scheinbar dem Fortschritt dienliche Maßnahmen ebensolches Schicksal vor unseren Augen erleiden und sich, spürbar am eigenen Leib, in ihr Gegenteil verkehren. Als der heilige Dominikus die Inquisition befürwortete, wollte er keinen Popanz schaffen, sondern das wahllose Morden des weltlichen Arms aufhalten, „indem er den Ketzern Möglichkeit zur Einsicht und Bekehrung eröffnete zur Rettung ihrer Seelen". Tatsächlich minderten sich die Zahlen der Opfer. Diese Absicht verlor sich mit der Zeit. Der Wunsch Ludwigs XIV., persönlich die Justiz zu bessern, mißlang, als seine Jugendenergie versagte. Nach und nach prüfte nicht mehr der königliche Wille die „lettres de cachet", sondern die unumschränkten Haftbefehle gerieten in die Hände von Kreaturen und Kreaturen der Kreaturen. Im

18. Jahrhundert wurde der Mißbrauch schmählich, man trieb Handel damit, unter Ludwig XV. kostete eine „lettre de cachet“ 25 Louis. Die Bestechlichkeit, der „das Recht des Königs“ entgegenarbeiten wollte, war wieder obenauf, die Willkür, die politische Intrige herrschte. Fehlurteile und Justizmorde kamen er-



Maria Mancini.

neuert an die Tagesordnung seit dem Niedergang der wohlgemeinten Institution.

Dieser Niedergang scheint begonnen zu haben, als die furchtbare Panik entstand und den König selbst ergriff infolge der hysterischen Epidemie von Giftmischerei, schwarzen Messen und Hexerei. Abergläubischer Frevel kam an den Tag, niedere Volksschichten und höchste Personen des Hofes waren beteiligt (1670 bis 1680) bei diesen traurigen und seltsamen Ereignissen. An der Kulturblüte der „société polie“ ringelte sich und fraß ekelhaftes

Gewürm, in den verschiedensten Kreisen galt das Menschenleben nur noch als Handelsobjekt. Unbequeme Gatten wurden beseitigt, die „poudre de succession" verschaffte Erbschaften, Eifersüchtige entledigten sich der Nebenbuhler, der Nebenbuhlerin — sogar in nächster Nähe von des Königs geheiligter Person wimmelte das unheilige Treiben.

Es heißt — die Wahrscheinlichkeit lag nahe, aber es wurde nicht erwiesen —, daß Maria Mancini, die Jugendgeliebte des Königs, und ihre Schwester Olympia, die Gräfin von Soissons, versucht hätten, Nebenbuhlerinnen zu vergiften. Ludwig brachte es nicht über das Herz, sie dem Prozeß auszusetzen; er ließ sie nächtlich warnen, daß sie entfliehen möchten, hatte aber dann Gewissensbisse, seine königliche Pflicht verletzt zu haben. Die vieler Giftmorde überführte Marquise de Brinvilliers mußte das Schafott besteigen (1676), die andern Giftmischerinnen wurden verbrannt. Der König gab der für besondere Verbrechen eingesetzten Strafkammer, der „chambre ardente", den Befehl, ohne Ansehen der Person unbarmherzig vorzugehen, dem grausamen Übel zu steuern.

Versailles' Gold ist dunkel geworden, nichts leuchtet und glänzt mehr hell, jedes höfische Lächeln erstarrt zu ängstlicher Grimasse, niemand glaubt sich vor den Anschlägen der Giftmischer gefeit, jede Speise ist gefährlich, jeder Trunk unheilverheißend, der Handschuh ein Sendbote des Todes, der Brief, die Blume ebenso, das Hemd wird zum Nessushemd und glüht das Opfer langsam zu Tode. Satansglaube spukt, es heißt, Kinder werden ihm geopfert, man munkelt von greulichen Schändungen, der Fetischismus findet Gläubige, man fürchtet sich vor Götzen und läßt Spielkarten segnen. Wie Lokusta im Altertum den Göttern der Unterwelt Huldigungen schrecklicher Art dargebracht, soll die Marquise de Montespan, Mutter vielgeliebter königlicher Kinder, die schwarze Messe gewagt haben, um sich die Liebe des Königs zu sichern. Es war damals nicht möglich, die Wahrheit über diese unbeschreiblichen Dinge zu erfahren, und es ist nie aufgeklärt worden, wieviel Übertreibung, Klatsch, Panik dabei war oder interessierte Angeberei, Rache und hysterische Angst. Vermutlich lief dies alles mit unter. Wie zur Zeit des Weltkriegs die Fabeln von Spionage eine Krankheit bildeten, verhielt es sich wohl zur Zeit der Giftprozesse in Paris. Jedenfalls gingen die Verdächtigungen ins Maßlose. Nicht einmal der Dichter Racine entging einer solchen; man bezichtigte ihn, eine Schauspielerin aus der Truppe Molières vergiftet zu haben. Dem König gereicht

es zur Ehre, die psychologische Unmöglichkeit der Tat erkannt zu haben; er nahm seinen Dichter in Schutz. Racines Gemüt litt aber schwer unter der Verleumdung; er wurde schwermütig fromm. Am Ende seines Lebens verleugnete er seine Dramen der Liebesleidenschaft und wollte nur mehr fromme Dinge schreiben.



Die Wahrsagerin la Voisin.

Allgemeine Gemütsverfinsterung trat ein; man war bange geworden vor Ketzerei, die solche seelische und leibliche Gefahr zu bringen schien. Die Bastille bevölkerte sich mit Verleumdeten, mit Hysterischen und Häretikern. Endlich sistierte der König die „chambre ardente", da sich das Übel der Angeberei und Verdächtigung fast schlimmer als das erste Übel gezeigt hatte, blieb aber innerlich erschüttert von all dem Grauen.

Nur der schöngeistige Kreis um Mme. de Sevigné nahm die

Sache wenig ernst. Die geniale Briefschreiberin witzelte kühn über Gift und schwarze Messen, betrachtete den Skandal als Spektakelstück und erzählte, die bekannteste Giftmischerin Voisin habe ihre schwarze Seele „gentiment“ dem Teufel empfohlen.

Die pompöse Ignoranz der Ärzte, die Molière so glänzend verspottete, trug die größte Schuld an dem großen Giftklatsch, da



Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sevigné (1626—1696).
Kupferstich nach dem Gemälde von Nanteuil (1666).

jede Krankheit, von der die Doctores nichts wußten, Vergiftung hieß und jeder unerwartete Todesfall auf Gift zurückgeführt wurde, wie man jenen der Mme. Henriette, der Schwägerin des Königs und Tochter Karls I. von England, dann jenen der Königin von Spanien, der ersten Gemahlin Karls II., einer Giftmischerei zuschrieb. Wohl jede Blinddarmerkrankung wird als Giftmord gegolten haben. Erwiesene Tatsache bleibt nur, daß zwei Alchimisten, die kein Glück mit Goldmacherei hatten, ein Italiener und ein Deutscher, wegen Schwindelei in der Bastille saßen und in der Muße ihrer Haft auf den Gedanken kamen, mit Giftmischerei, die viel leichter Gold brachte als das chemische Laborieren, ihr Glück zu machen. Die Marquise von Brinvillers war eine schöne

Frau, deren Mann den Kuppler spielte und schuld war, daß sie sich einem Liebhaber ergab. Ihr Vater entdeckte das Verhältnis, glaubte nicht an ihre Verteidigung und verfolgte sie mit Schmach. Auch ihre Brüder traten gegen sie auf. In Wut und Angst verschaffte sich die Marquise Gift von jenen Gesellen und tötete den



Prinz Eugen von Savoyen.

Gatten, den Vater, die Brüder zur Rache ihrer Ehre, wie in einer spanischen Tragödie.

Ob die Königsliebchen Magie getrieben und Gift gemischt, ist ein Rätsel geblieben; sie hatten Feinde genug, die aus politischen Gründen diese Gelegenheit zur Verleumdung ergreifen mochten. Gewiß ist nur, daß der bittere Verdacht Ludwigs Gemüt verfinsterte und daß ihm namentlich Olympia Mancini, die Gräfin von Soissons, Grauen undAbscheu einflößte. Dieses noch von der Verdächtigung herrührende Mißtrauen des Königs sollte später — merkwürdige Wendung des Schicksals — ihm und Frankreich verhängnisvoll werden. Er konnte sich nicht entschließen, Olympias Kindern Huld zu gewähren. Ihr jüngster Sohn Eugen war Abbé, wünschte aber nichts sehnlicher, als in die französische

Armee als Offizier einzutreten. Dies wurde ihm unhöflich und glatt abgeschlagen. Er fand nur Spott und bissige Redensarten, da er in königlicher Ungnade war. Verärgert floh er aus Frankreich und traf in Wien ein, gerade als die Türken zur Belagerung der Stadt heranrückten. Man brauchte Offiziere und stellte den Grafen, der den Titel eines Prinzen von Savoyen-Carignan führte, als Oberst in das kaiserliche Heer. Er schwang sich auf zu dessen großem Führer, mit Ruhm gekrönt und im Lied besungen. So kam es, daß Mazarins Großneffe an der Spitze der kaiserlichen Truppen im spanischen Erbfolgekrieg zerstörte, was des Kardinals großes Werk gewesen, Frankreichs unbestrittene Großmachtstellung. Und mit Frankreichs Leid wuchs das Leid der Bastille, die immer mehr Ungerechtigkeit sah und ihrem ersten Zweck, nur der Gerechtigkeit zu dienen, immer mehr entfremdet wurde.

VI.

Spanien im 17. Jahrhundert.

1. Abschnitt.

Günstlingswirtschaft. — Berninis Anekdoten. — Die Kritik der Kanzel. — Ein Barockmusenhof. — Die Ansprüche auf Spanien. — Handel mit Prinzessinnen. — Der Stundenplan. — Heute Königin und gestern frei. — Opfer des Herzens. — Die reichen und die armen Verwandten. — Der kranke Mann. — Die Gläubiger. — Mißgeschick mit Königen. — Reiseschwierigkeiten. — Monarch und Pferd. — Rangstufen. — Handel und Gewerbe. — Auf der Jagd. — Die düstere Tracht. — Militärmoden. — Das herabgekommene Heer. — Etikette. — Allgemeine Geldnot. — Die vielen Röcke. — Brillen und Handschuhe. — Hofnarren und Zwerge. — Zeremoniell. — Die Königin wartet. — Aus den Gesandtschaftsberichten. — Wie der König zur Königin geht. — Maskenzüge. — Stierkämpfe. — Besuch bei den Damen. — Dreierlei Liebe. — Geißlerhuldigungen. — Des Dichters Schauen. — In der Prozession. — Der verhexte König. — Kaiser und Teufelsglaube. — Die verwunschenen Amouren. — Unwissenheit der Ärzte. — Seelenforschung. — Hexenwahn. — Der letzte Wille. — Der spanische Erbfolgekrieg.

Die ungeschickten Regierungen Philipps III. (1598—1621) und Philipps IV. (1621—1655) sind vielfach dem Einfluß der Geistlichkeit zur Last gelegt worden, obwohl diese stets versuchte, die beiden Könige zu warnen. Philipp III. verließ sich aber vollständig auf seinen Günstling, den Herzog von Lerma, Philipp IV. auf den Emporkömmling Olivarez, den „Conde-Duque“, der wie

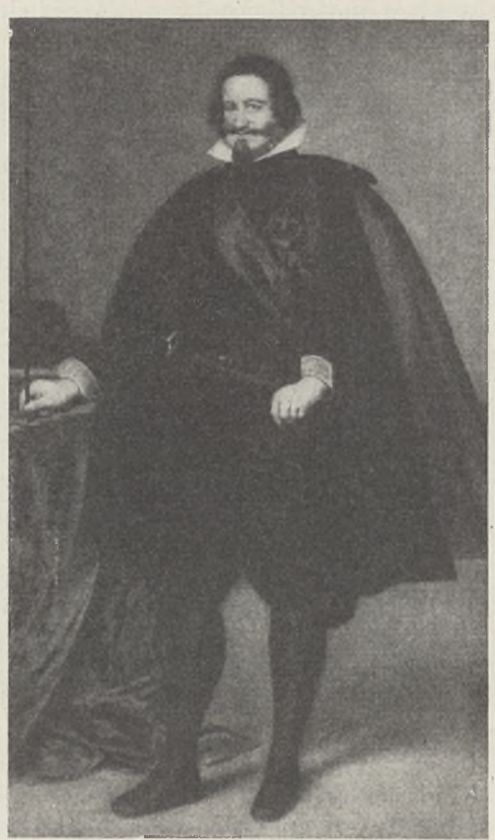
ein märchenhafter Marquis von Carabas in Spanien gebot. In Cavaliere Berninis Gesellschaft — wie alle großen Künstler der Zeit, die oft diplomatische Aufträge ausführten, war Bernini in den Hofklatsch wohl eingeweiht — wurden zwei für beide Regierungen typische Anekdoten erzählt. Als Lerma fast uneingeschränkt



König Philipp III. als Infant.
Nach dem Gemälde von Pantoja de la Cruz (Augsburg).

herrschte und sich sogar getraute, seine eigenen Günstlinge zu Granden erheben zu lassen, bekam Philipp III. von der Kanzel herab ein bitteres Wort zu hören. Den Text der Predigt bildete die Versuchung des Herrn in der Wüste, wo ihn Satan auf die Zinne des Tempels führte und ihm die Königreiche der Welt versprach, wenn er ihn anbeten wollte. Da apostrophierte der Prediger den König: „Merken Sie wohl, Majestät, einem Einzigen alles zu schenken, ist Teufelswerk.“

Die Kanzel vertrat damals noch die Zeitung, und sowohl der spanische wie der französische und der Wiener Hof mußten sich trotz allem Absolutismus die Kritik der Kanzel gefallen lassen. Da viele begabte und auch witzige Prediger auftraten, so war der Kirchgang politisch-literarisch-gesellschaftlich interessant und



Der Conde-Duque Olivarez.
Nach dem Gemälde von Velasquez.

spannend, ebenso wie ein Klosterbesuch, da die Mönche und Nonnen, darunter manche aus vornehmem und fürstlichem Geschlecht, wohl informiert waren über alle Zeitereignisse und sich manches im Kloster anspann. Geistliche Herren wurden Schriftsteller, und Dichter traten in Orden oder erhielten geistliche Würden. Es war ein beständiges Fluktuieren, eine lebendige Anteilnahme der Kirche am geistigen und politischen Leben. Humor, auch der grimmigste, war dem Kanzelredner gestattet. So er-

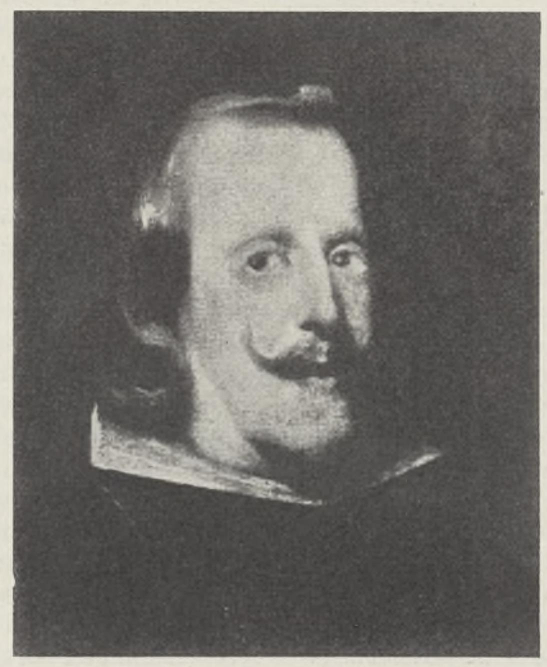
mahnte ein solcher Philipp IV. in einer Predigt über den Evangelisten Johannes. Gegen Schluß der Predigt schien es dem Redner einzufallen, daß der heilige Johannes das Vorrecht hatte, an des Herrn Brust zu ruhen. „Eine Lehre für Könige“, rief er, „die Minister an ihrer Brust ruhen zu lassen, und zugleich eine Warnung, nicht selbst an der Brust ihrer Minister einzuschlafen.“

Der Kanzelstil erlaubte solche bildkräftige Zurechtweisungen. Er war in Madrid, in Paris, in Wien oft theatralisch im Effekt, wie sich im Barock alles theatralisch gebärdete. Darum war unter den beiden Philipp auch die große Zeit des spanischen Theaters. Das Leben ging unmittelbar ins Theater über. Die Bühne hatte nichts künstlich Gewolltes, Abgegrenztes, sie war nur verstärkt und konzentriert, doch sonst dasselbig im Wesen wie in Gebaren und Gebärden, Stil und Bewegtheit zeitgenössischen Daseins. Es war gegeben, daß die Günstlinge Künstler heranzogen in den Bannkreis der Majestät. Der lebenslustige und lebenstolle Philipp IV. hatte den spanischen Barock-Musenhof, an dem ein Velasquez, ein Calderon ein- und ausgingen, unerschöpflich in der Glut ihrer Farben, zu einzigartigen Festen beitrugen mit den Gaben ihres Genius und also Spanien einen prachtvollen Sonnenuntergang gewährten, der noch lange zurückleuchtete.

Aber jene Strahlen verloren sich in tragischem Zwielicht, als der lebenslustige Philipp IV. die Augen schloß und trotz zweier Ehen und 32 unehelicher Kinder nur einen schwächlichen Thronerben hinterließ. Das Verhängnis hatte damit begonnen, daß der eigentliche hoffnungsvolle Thronerbe, ein Sohn Marie Louises von Orleans, Philipps erster Gattin, 1661 als Jüngling gestorben war. Aus der zweiten Ehe mit Maria Anna, der Tochter Kaiser Ferdinands III., stammte ein skrofulöser, schwächlicher Knabe, Karl II., ein Kind des Alters. Jede spanische Prinzessin aber, kreuz und quer nach Frankreich oder Österreich vermählt, schleppte gleich einer Pandora in der Brauttruhe verhängnisvolle Schätze, Ansprüche auf Spaniens Krone, in das Brautgemach, das sie betrat.

Die Geschichte der Barockzeit, die ja vor allem des Absolutismus und der dynastischen Politik wegen eine Geschichte der Herrscherhäuser war, erschiene übersichtlicher, wenn die Prinzessinnen, deren Erbansprüche wichtig wurden, nicht gleiche oder ähnliche Namen getragen hätten. Gleichnamige Könige lassen sich durch ihre Zahlen unterscheiden; aber die Marie Annen und Maria Theresien verwechselt man leicht. Nicht in

Hinblick auf ihre welthistorischen Rollen, sondern zu Ehren irgendeiner Tante oder Heiligen wurden sie getauft. Die Töchter Ludwigs XIV., „Mesdames de France“, trugen diesen Sammelnamen und in ihrer Kindheit überhaupt keinen eigenen, als habe man sie vergessen oder sei ärgerlich über so viele Frauenzimmer. Mit Enthusiasmus wurde nur die Geburt von Knaben begrüßt.



Philipp IV.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Velasquez. Louvre, Paris.

Und doch waren die Prinzessinnen politisch wertvoll als Objekte, mit denen man im Namen der Staatsräson Handel trieb, mit denen spekuliert wurde wie mit einem Börsenpapier.

Als Thronkandidatinnen genossen sie eine sorgfältige Erziehung. Der Stundenplan der Prinzessinnen von Pfalz-Neuburg, die bestimmt waren, bedeutende Kronen zu tragen, ist noch erhalten[1]; er umfaßt Unterricht in der lateinischen, französischen

[1] Eleonore, Gemahlin Kaiser Leopolds I.; Marie Sophie, Gemahlin des Königs Peter II. von Portugal; Maria Anna, Gemahlin des Königs Karl II. von Spanien; Dorothea Sophia, Gemahlin des Herzogs von Parma; Hedwig Elisabeth, Gemahlin Jakob Ludwig Sobieskis; Leopoldine Eleonore starb als Braut des Kurfürsten von Bayern.

und italienischen Sprache, Tanz und Anstandslehre, denn schon als kleine Mädchen mußten sich die Prinzessinnen vor fremden Gesandten durch Weltläufigkeit und Bildung auszeichnen, um eventuell für bedeutende Heiraten in Betracht gezogen zu werden. Da mußten sie sich entsprechend benehmen, ferner verschiedene Instrumente spielen, gut reiten können und die Falkenjagd verstehen, endlich, um ja nicht müßig zu sein, die „schöne Arbeit“ zu handhaben wissen. Von dieser schönen Arbeit zeugt ein gemeinsamer Brief zweier Prinzessinnen an ihren Vater, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, vom 26. April 1674 zum Namenstag; sie erlauben sich, „demütigst glückh zu wünschen und beynebens zu bitten, Uns nit in Ungnaden aufzunehmen, daß wir Uns Unterfangen, Ewrer Durchlaucht mit gegenwärtigem Beuthel auffzuwarthen; selbiger ist zwar schlecht, weillen wir ihn aber selbsten gemacht haben, und unser erste arbeith ist ...“. Die künstlerische Arbeit, Zeitvertreib und Trost banger Stunden, Gewähr der „contenance“ in schwierigen Augenblicken — jene Plattstiche, Nadelmalereien für Paläste, Klöster und Kirchen, die zu den Feinheiten des Barock gehören. Sie stellen biblische Geschichte und Mythologie treu und deutlich dar im Kostüm des 17. Jahrhunderts, die schönsten Blumen aus den neugeschaffenen Gärten, jene Blumen, an denen sich fürstliche Frauen ergötzten, fern von der Heimat, in gezwungener Ehe einer Staatsräson zum Opfer gebracht. Eine der drückendsten Kronen war die spanische Krone, und nach der Hochzeit (per procura) in Neuburg schrieb Marie Anna, die junge Königin: „Aujourd'hui je suis reine, autrefois j'étais libre.“

Vermählungen solcher als Wert betrachteter Prinzessinnen gehörten zu den Zeremonien eines geschlossenen Bündnisses oder Friedens. So war Ludwig XIV. nach dem Friedensschluß auf der Fasaneninsel mit Maria Theresia von Spanien, der Schwester König Philipps IV., vermählt worden und hatte seine Jugendgeliebte Maria Mancini geopfert für das Wohl oder vermeintliche Wohl des Staates. Zwar verzichtete die Prinzessin dabei auf Spanien; da man ihre Mitgift aber nicht ausgezahlt hatte, erklärte Frankreich diesen Verzicht später für gegenstandslos. Ehevermittlungen waren Hauptaufgaben der Diplomatie und oft wichtiger, da im Effekt weittragender als eroberte Plätze. So bedeutungslos eine unvermählte Prinzessin war, so viel Beachtung erfuhr sie nach ihrer Vermählung.

Gröbste Indiskretionen liefen um; das junge Paar war es den Untertanen gleichsam schuldig, nichts von seinem Leben und aus

seinem Alkoven für sich zu behalten. Dies war in Spanien noch mehr wie in Frankreich der Fall. Fortwährend erinnerte man die junge Königin daran, es sei ihre Pflicht, Jahr für Jahr gesegneten Leibes zu gehen, und nur fruchtbare Königinnen hatten das Recht, im „Pantheon de Reys", der Königsgruft, bestattet zu werden. Unselbständig erzogen, war eine Prinzessin, die Regentschaft üben oder ihren schwachsinnigen Mann inoffiziell vertreten mußte, auf ihren Beichtvater oder Liebhaber angewiesen — wie Anna von Österreich auf Mazarin, den vom abenteuernden Kapitän zum Kirchenfürsten emporgekommenen Staatsmann. Die spanischen Könige und Königinnen hatten weniger Glück mit Favoritinnen oder Liebhabern, nicht einmal die Jesuiten hatten dort Erfolg, denn die eingesessenen, höchst intoleranten Dominikaner wachten eifrig auf ihren Einfluß.

Die spanischen Austria (Habsburger) waren lange die reichen Verwandten, die Österreicher die armen Verwandten. Selbst als das Verhältnis sich eigentlich umkehrte und die Spanier die armen Verwandten wurden, die nicht einmal den Infantinnen die versprochene Mitgift auszuzahlen vermochten, blieb ihr Prestige in Wien von Bedeutung, und eine entschiedene Familienzusammengehörigkeit beider Häuser spielte in die Politik. Die Unwichtigkeit der Familie in der Gegenwart ließ den früher so wachen Sinn für genealogische Fragen verkümmern, denn der Stammbaum grünt desto bedeutungsvoller, je einflußreicher das Erbrecht ist, und wenn nicht allein Geld und Gut die Erbfolge begehrenswert machen, sondern auch Name, Titel, Ansehen, Prestige und große Sippe zu wertvollem Einfluß verhelfen. Dies alles war in allerhöchstem Maß während des 17. Jahrhunderts der Fall und Europas Angelegenheit eine Familienangelegenheit der Habsburger und Bourbons.

In großen Zügen gesehen, bestand die Politik der letzteren darin, einen Keil zwischen die beiden Habsburger Sippen zu treiben und als Anwärter der wahrscheinlich fälligen spanischen Erbschaft aufzutreten, denn Spanien war „der kranke Mann" in Europa, und sein Besitz erweckte Begehrlichkeit. Zwar hatten Mißwirtschaft, Unterschleife, Unübersichtlichkeit der weit auseinanderliegenden Länder, der Aderlaß unaufhörlicher kriegerischer Verwicklungen Macht und Reichtum des Königreichs geschwächt. Die geizigen Gläubiger, die Genuesen (vgl. Band Renaissance, Spanien) hatten die schöne Halbinsel abgeholzt, so daß durch deren Zinsverlangen da und dort eine traurige Mondlandschaft entstand. Aber die anderen Teile der spanischen Krone er-

schienen um so begehrenswerter, jene unerschöpflich dünkenden Gebiete jenseits des Ozeans, dann Mailand, Neapel, Flandern. So viele feste Plätze und fette Provinzen machten den Mund wässerig an den ebenfalls in Schulden versinkenden Höfen von Wien und Versailles, und als ein Aussterben des spanischen Königshauses erst in das Reich der Möglichkeit, dann in absehbare Nähe rückte, entstand eine Erbschleicherei sondergleichen,



Der königliche Palast (Alkazar) in Madrid unter Philipp IV.
Nach einer Radierung von Louis Meunier.

ehe der spanische Erbfolgekrieg die gesamte Erbschaft des 17. Jahrhunderts liquidierte.

Die Iberische Halbinsel hatte bei Ablauf des Jahrhunderts Mißgeschick in bezug auf ihre Könige. Alfons VI. von Portugal war ein ausschweifender Idiot, der mit 24 Jahren noch nicht lesen konnte. Er wurde von seinem Bruder Pedro I. entthront und ins Kloster verwiesen. Karl II. von Spanien war ein Schwächling, der den Aufgaben eines Monarchen, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht, keineswegs gewachsen war.

Erstaunlich ist es für heutige Begriffe, daß sich die spanischen Könige des 17. Jahrhunderts in ihrem Weltreich gar nicht umsahen, Spanien überhaupt nicht und Madrid kaum mehr verließen. Sie hatten keine Ahnung vom Zustand ihrer Länder, vor allem wußten sie nichts von den so wichtigen Reichen „ultra mar“. Die Vergottung des Monarchen, die dessen „geheiligte Person“ schon in Frankreich immer unbeweglicher machte, da der umständliche Reiseapparat viel zu kostspielig wurde und



Ankunft der Königin Kleopatra in Tarsus.
Nach dem Gemälde von Claude Lorrain im Louvre zu Paris.
Beispiel für die antikisierende Kunstrichtung des Barock.



selbst die Übersiedlung von einer Residenz zur anderen, von ritualem Zeremoniell begleitet, so viel Menschen und Dinge beanspruchte, daß eine ungeheure Angelegenheit daraus wurde, zeigte sich in Spanien in noch höherem Grade übertrieben und grotesk. Nie hätte der König auch nur den Wunsch äußern dürfen, eine überseeische Reise zu machen; schon die Gefahr und die lange Zeitdauer schlossen sie aus. Der Monarch war ein Besitz Spaniens, wie etwa ein Altarbild Besitz einer Kirche ist. Ein solches Bild wurde nur selten in feierlicher Prozession außerhalb der Kirche gezeigt und dann wieder hineingetragen. So trug die regelmäßige Übersiedlung von einem Schloß in das andere, die zeremoniell geordnet mit ungeheurem Gefolge stattfand, fast den Charakter einer Prozession, wobei der König wie ein Heiligenbild zur Schau gestellt war. „Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne zu erzählen, wie man sich hier am Hof für Reisen, die nie weiter als nach Aranjuez oder in den Eskorial gehen, vorbereitet. Die Kosten sind ungeheuer. Am Tage der Abreise versammeln sich mindestens 150 Frauen des Palastes, Ehrendamen, Kammerfrauen und deren Zofen. Die Señoras sind alte Witwen in ihrer eigenartigen Tracht, die Damas tragen Mantillas. Ihre Galane sind anwesend, wenn sie in die Karossen steigen, und reiten dann neben den Wagen her." Dies schrieb die Marquise de Villars (1680).

So blieb der König „mehr oder weniger ein Gefangener im Zentrum Spaniens, solange er lebte. Er ahnte nicht, welche Länder ihm untertan waren. Kleine Begebenheiten am Hofe oder in nächster Nähe spielten für ihn eine viel wichtigere Rolle als große Ereignisse in ferneren Teilen seiner Monarchie. Was in Flandern oder in Italien geschah, interessierte ihn wenig, von Amerika gar nicht zu reden"[1]. Zu der Vorstellung von der Heiligkeit des Monarchen gehörte, daß ein Pferd, das er auch nur einmal geritten, von keinem anderen Menschen bestiegen werden durfte, daß ein Weib, das er berührt, ihm geweiht blieb, und wenn es als Geliebte abgedankt war, ins Kloster mußte.

Der große, vornehme Landadel, der sich einst vielfach im Heere ausgezeichnet und in gesundem Reichtum auf seinen Gütern gelebt hatte, war nun — ähnlich dem französischen —

[1] Die „angeführten" Stellen sind mit Erlaubnis des Autors dem Werk des Prinzen Adalbert von Bayern „Das Ende der Habsburger in Spanien", München 1929, entnommen. Das Buch ist eine außerordentlich fleißig zusammengestellte objektive Schilderung dieses kulturhistorisch sehr wichtigen Zeitraums. Jedem, der sich für den Stoff interessiert, sei es empfohlen.

zum Hofadel geworden. Die Granden — die seit Karl V. ernannt waren — bildeten die höchste Stufe. Sie durften in Gegenwart des Königs den Hut aufbehalten, sich setzen und wurden „Vettern des Königs“ genannt. Im Range nach ihnen kamen die „Titulos“. Sie alle „hatten den Ehrgeiz, am glänzenden Hofleben teilzu-



Karikatur auf den spanischen Edelmann (Hidalgo).
Nach einem Kupferstich von A. Bosse.

nehmen, Mitglieder der verschiedenen Räte, Vizekönige und Gouverneure zu werden ... und ertragreiche Ländereien zu erwerben. Sie alle saßen in Madrid, lebten von ihren Einkünften mehr oder weniger prächtig und ließen ihre großen Güter herunterkommen. Zum niederen Adel gehörten die Hidalgos“. Sie führten die Anrede „Don“ und trugen den Degen, ein Vorrecht, das ihnen damals schon die Bürger und Handwerker streitig machten, worüber die Fremden weidlich spotteten. Das Luxusbedürfnis aller Kreise

war nach dem Beispiel des Hofes so groß, daß außerordentlich viel fremde Waren eingeführt wurden. Im „discurso politico" gab Salazar ein Bild des Handels und der Gewerbe, aus dem hervorgeht, daß französische Modeartikel sehr begehrt waren, aber auch Teppiche, Luxuswagen, Schmuck, Papier, ja sogar Seide und Leinwand über die Grenzen ins Land kamen. Luis de Salazar y Castro, der spanische Hofhistoriograph, klagte, daß die Ausländer die spanische Industrie überflügelt hätten, und erwähnt, daß 50 000 Franzosen im Lande seien.

Unter den Vergnügungen nahm die Jagd wohl die erste Stelle ein; die Könige waren als echte Habsburger leidenschaftliche Jäger. Im Herbst wurde in der Umgebung des Eskorial, sonst im Norden von Madrid, das edle Weidwerk gepflegt; Mme. d'Aulnoy erzählt in ihrer spanischen Reise, der König sei von Sonnenaufgang bis in die sinkende Nacht auf der Jagd. „Natürlich bot man bei diesen Gelegenheiten alles auf, um den König zum Schuß zu bringen. Man stellte Korridore aus Stoffen auf und trieb von weitem Hirsche und Sauen hinein, bis sie dahin kommen mußten, wo der Monarch mit seinem Steinschloßgewehr, von Jägern und Beschützern umgeben, stand. Jeder Schuß bot Gelegenheit, Karl II. zu bewundern, da er anscheinend ein guter Schütze war. Diese Art Treiben von Wild sehen wir auch auf Jagdbildern von Velasquez."

Die Kostüme waren ernst und schwer; die vornehmen Herren erschienen am Hof in schwarzer Tracht, statt mit der Krause, die im Lauf des Jahrhunderts aus der Mode kam, mit weißer Golilla. Schwarze Handschuhe waren Vorschrift; wer die seinen vergessen hatte, konnte sie in einem Laden im Hofe des Schlosses ausleihen. Andere als „diese düstere Tracht fiel derart auf, daß die Damen auch Fremde ersuchten, nur spanisch zu kommen, um unnötiges Gerede zu vermeiden. Die Golilla hatte ihre Geschichte besonderer Art. Philipp IV. hatte eine Vorschrift erlassen (1623), wonach an Stelle der alten, teuren, vielfach gefältelten Mühlkragen diese steifen Umlegekragen eingeführt wurden, um dem Luxus zu steuern. Die Golilla mußte steif abstehen; sie wurde gestärkt oder durch Drähte gestützt. Die langen Bärte durften nicht mehr getragen werden".

Außerhalb des Hofes drangen französische und deutsche Moden ein. Große Schlapphüte, wie sie zu einem Koller gehörten und während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland verbreitet waren, wurden in Madrider Regimentern Mode und à la Chamberga genannt. Uniformen kamen erst im spanischen Erbfolge-

krieg auf; aber schon unterschied sich der Soldat vom Kavalier und Bürger, er hatte seine besondere Mode, sein Soldatengeckentum, das die spanische wie die deutsche Literatur in Satiren durchhechelte. Freund und Feind waren an den verschiedenen Schärpen kenntlich. So trugen die Spanier rote, die Truppen Ludwigs XIV. weiße Schärpen. Armee und Marine waren sehr herabgekommen, die Schiffe waren kaum imstande, die Gold-



Verkleinerte Wiedergabe eines Modeflugblatts aus dem 17. Jahrhundert.

und Silberfrachten aus den Kolonien vor Seeräubern und Feinden zu schützen, so daß man die holländische Flotte um Hilfe angehen mußte, als der Krieg zwischen Spanien und Frankreich ausbrach. Vaterlandsliebende Männer wandten sich eindringlich gegen solche Mißstände. So bat der Bischof von Solsona den König in einem Bericht, „er möge dem Militär sein besonderes Augenmerk zuwenden: denn ohne Truppen schwebten die Monarchien stets in Gefahr unterzugehen. Ohne starke Armee könne er seine schwache und heruntergekommene Monarchie nicht erhalten“. Im Jahre 1694 war das Heer so bettelhaft, daß es einer Verzweiflungstat gleichgeachtet wurde einzutreten, indes die Franzosen ihre Armee als Ruhmestitel, als „gloire“ betrachteten.

Indessen erstarrte unter den letzten Habsburgern der Hof immer einseitiger im Rahmen der Etikette, in dessen goldener Enge wohl Jagden, Tanz und Festaufzüge sich prunkvoll bewegten und jeder Gottesdienst und jedes regelmäßig wiederkehrende

Geschehen mit Umstand und wichtigem Formelkram zum bedeutenden Ereignis gestempelt wurden. So war der königliche Aderlaß im Frühjahr mit ungeheuren Zeremonien verbunden. Die allgemeine Geldnot drängte zu Luxusgesetzen; den Offizieren verbot man seidene Stoffe, einer Madrider Zeitungsnachricht (13. Dezember 1691) zufolge untersagte eine Polizeiverordnung vergoldete und versilberte Spitzen, sowie unnütze Kosten bei Leichenbegängnissen.

In der Frauenwelt begann ein Kampf gegen die als schwerfällig und unbequem empfundene altspanische Tracht, gegen die ungeheure Menge von Röcken, die übereinander getragen wurden, im Sommer sieben bis acht, im Winter mindestens ein Dutzend, wie Mme. d'Aulnoy erzählt, gegen die weitausladende Form, wie sie auf Velasquez' Bildern zu sehen ist, gegen das gescheitelte Haar und die überlangen, schweren Ohrgehänge, die bis zur Brust reichten. Man hörte, daß am französischen Hof elegante, junge Frauen, die Mätressen des Königs, Ton und Mode angaben, und in den Umgebungen der fremden Königinnen wurde der Wunsch laut, auch in Madrid zur eleganten Mode überzugehen; aber weder die Allongeperücke noch die hohe Frisur fand Aufnahme in dieser streng abgeschlossenen Welt, in der man alles „durch die spanische Brille" sah. „Denn eine besondere Eigenheit der spanischen Tracht erregte das Staunen der Fremden, nämlich die Manie, Zwicker und Brillen zu tragen." Es waren große, runde, in Horn gefaßte Gläser, die man der Eleganz wegen trug, ob man sie brauchte oder nicht. „Murillo hat einen nackten, heiligen Hieronymus gemalt; er wird in Gebet versunken dargestellt, neben ihm liegt im aufgeschlagenen Buch ein Zwicker, mitten in der Wildnis." Neben der Brille gehörten zur vornehmen Tracht stark parfümierte Handschuhe, „peau d'Espagne", deren Gebrauch die Moden anderer Länder aufnahmen, so daß sie an keinem Hof, in keiner eleganten Stadt fehlen durften; sie blieben als letztes Zeichen der einst herrschenden spanischen Mode elegant. „Die Handschuhfabrik von Ocaña belieferte ganz Europa und Westindien im 16. und 17. Jahrhundert. Angeblich fertigte sie jährlich 123 484 Dutzend. Später ging mit dem allgemeinen Rückgang der spanischen Industrie auch die Handschuhfabrikation zurück.

Außer unendlich vielen Hofdamen, männlichen Hofchargen und Pagen, Lakaien und Dienerschaft jeder Art, die zum engeren Hof gehörten, erwähnen die Diplomaten des 17. Jahrhunderts auch verschiedene Zwerge, die sogar zum diplomatischen In-

trigenspiel benutzt wurden. „Velasquez hat die Hofnarren und Zwerge als Bestandteil des Hofstaates seiner Zeit vor Augen geführt. Es gab auch solche an anderen Höfen; aber in Spanien waren sie besonders in Mode. ... Sie belebten die Schar gravitätischer Würdenträger und stummer Bedienter.“ Adel, Hofchargen und Diplomaten standen ebenso wie das königliche Haus unter dem Zwang, den man fälschlich „spanische Etikette“ nennt, denn es ist in Wahrheit die „burgundische“, die nach der Erbschaft Kaiser Maximilians mit den Habsburgern nach Spanien kam. „Die Etikette regelte alles, von den großen Festen bis zu den intimsten Gepflogenheiten. ... Seit Philipp II., sagt Villars, regelt sie ganz genau alle Kirchenzeremonien, Prozessionen, Jagden, Promenaden, Kleider- und Zimmerwechsel und tausend anderes.“

Als ausgesprochen dekorative Zeit und Träger des Absolutismus war das 17. Jahrhundert folgerichtig eine Blüteperiode des Zeremoniells. Durch die Eigenart des Lebens trat es in Spanien vielleicht stärker in Erscheinung, weil es geschlossener und unwidersprochen herrschte; aber maßgebend war es überall bis in die kleinsten Höfe. Auf dem Reichstag in Regensburg (seit 1663 in Permanenz) kam es lange nicht zur Beratung der wichtigsten Angelegenheiten, weil die Lösung von Rang- und Formfragen die Zeit und den geringen Verstand der Mitglieder in Anspruch nahm. Vortritt, Anrede, der Platz im Sitzungssaal, der erste Besuch waren wichtiger als die Nöte des Reichs. Dem Lever du Roi galt in Versailles mehr Bedeutung als der Politik, und die Frage, ob eine Dame einen Fauteuil oder ein Taburett beanspruchen könne, gab größere Schwierigkeit als Fragen des Handels und der Industrie. Als Deutschmeister und Bruder der Kaiserin Eleonore verlangte Pfalzgraf Ludwig Anton in Wien einen Lehnsessel, der ihm nach dem Hofzeremoniell abgeschlagen wurde, worüber eine lange, oft recht bittere Korrespondenz entstand, und ein großer Teil der gesamten diplomatischen Korrespondenz der Zeit war den „Kurialien“ eingeräumt, den sogenannten Etikettenfragen. „Man staunt, mit welchen Kleinigkeiten man sich abgab und was damals alles wichtig war. Man gewinnt ein Bild von der pompösen Einförmigkeit des damaligen Hoflebens. Alles war Programm; Überraschungen waren so gut wie ausgeschlossen.“ Und doch kamen sie vor, eben wegen der Kurialien und ihrer Wichtigkeit. „Obwohl dem Gesandten von Portugal der 19. September 1694 zur feierlichen Audienz bei der Königin Maria Anna von Neuburg bestimmt worden war, ließ er

die Königin warten. Er wollte nämlich in einem Hofwagen dorthin fahren und erwartete von dem Introdukteur der Gesandten abgeholt zu werden, wie es beim Gesandten von Toskana geschehen war. Als dieser nicht kam, schrieb der Gesandte einen vorwurfsvollen Brief an den Secretario del Despacho universal (Chef des Protokolls). Prompt kam die Antwort zurück, daß der



Die Tric-trac-Spieler.
Nach dem Gemälde von Mathieu Le Nain.

Introdukteur erkrankt sei und daß die Königin auf ihn warte. Trotzdem schrieb der Gesandte ein zweites und drittes Mal, und die Königin wartete bis zwei Uhr nachmittags."

In den Gesandtschaftsberichten ebenso wie in den Zeitungen spielt die Frage, ob König Karl II. Kinder bekäme, eine große Rolle. Sie war im Zeitalter des Absolutismus das wichtigste staatsrechtliche Rätsel, an dessen Beantwortung sich eine Konjekturalpolitik großen Stiles schloß, denn es handelte sich um die Erbschaft des Weltreichs, die Europa in Bann hielt. Es war jedesmal ein Ereignis von Tragweite, wenn ein Botschafter berichtete, Karl II. habe des Nachts die Königin besucht, denn beide wohnten der Etikette gemäß weit voneinander entfernt. Über den Besuch

ist in einer zeitgenössischen Schrift zu lesen: „Er hat seine Pantoffel angesteckt, einen schwarzen Mantel auf den Achseln und einen Schild in dem linken Arm nebst einer Flaschen, welche nicht zum Trinken, sondern sonst bei Nacht gebraucht wird, anhangen. Ferner trägt er in eben der linken Hand eine kleine Nachtlaterne, in der Rechten aber einen großen Stoßdegen. Wenn er nun also bewaffnet, darf er alsdann in der Königin Schlafgemach treten.“ Die klatschsüchtigen Höfe, die mit dem Aussterben der spanischen Habsburger rechneten, ließen sich durch ihre Diplomaten boshaft gesehene Intimitäten berichten, und Kammerfrauen, Kammerdiener, Palastwachen, Ärzte verdienten manchen Betrag, wenn sie „Informationen“ gaben.

Maskenzüge zu Pferd und zu Fuß mit nachfolgendem Spiel gab es bei besonderen Anlässen an allen Höfen. „Typisch spanische Reiterspiele waren hingegen die sogenannten Juegos de Cañas, bei denen Rohrstäbe (cañas) Verwendung fanden. ... Etliche haben sehr kurze und leichte Pferde. Die teilen sich alsdann in zwei Haufen, werfen sich mit kleinen Rennspießen, von Rohr gemacht. Wer am besten warf und sein Pferd am gewandtesten tummelte, der bekam den Preis und wurde von den Damen gefeiert. ...“ Die Juegos de Cañas, ein Ersatz für Turnier und Ringelstechen an deutschen und französischen Höfen, wurden entweder als selbständige Ritterspiele oder im Anschluß an feierliche Stiergefechte vorgeführt.

Im 17. Jahrhundert gab es noch keine Stierkämpfe mit Berufsfechtern, sondern bei den „fiestas reales de toros“ zeigten die Herren des Hofes, des Adels ihre Kunst. Die Plaza Major oder der große Schloßhof in Retiro dienten als Schauplatz. „Einige Tage vorher räumte man den Platz von Verkaufsbuden und Ständen und errichtete rund herum bis in die Höhe der untersten Balkonreihen Brettergerüste. Ein Zugang für die Reiter blieb frei; an einer Seite baute man den Zwinger für den Stier. Der Platz wurde mit Sand bestreut, die zahlreichen Balkons mit Behängen geschmückt. Der Hof fuhr in feierlichem Zug vom Schloß auf die Piazza. ... Die Kapitäne der Garden und andere Offiziere ritten auf schönen Pferden in den Platz, die spanische, deutsche und burgundische Wache folgte. Während die Offiziere einmal in eleganten Kapriolen um den Platz galoppierten, rangierten sich die drei Garden unter dem für den König bestimmten Balkon. Das Volk hatte unterdessen auf den Tribünen Platz genommen. Die Arena wurde mit Wasser gesprengt. Die Garden mußten auf ihren Plätzen verweilen, auch wenn sie etwa vom Stier an-

gegriffen würden. Zur Abwehr durften sie ihm einzig die Hellebarden entgegenhalten.“ Die Kämpfer, lauter vornehme Herren, ritten auf prachtvollen Rossen herein, lange Lanzen (garrochones) in der Hand, mit denen sie den Stier angingen. Waren die Lanzen zersplittert, saßen sie ab und griffen zum Degen. Sie trugen weiße, weiche Stiefel mit goldenem Sporn, die schwarze Hoftracht, gold- und silbergestickt, am Hut wallende Federn, farbige Schärpen um den Leib. Der Stierkampf war ein Spiel für tatendurstige



Straßenhändler im 17. Jahrhundert.
Nach einem Stich von Lauron und Boitard.

Herren, die sich vor dem König und den Damen hervortun wollten und bei dem es nicht galt, die schönen Pferde zu opfern, sondern sie durch geschicktes Reiten den Hörnern des Stiers zu entziehen.

Bei diesen den größten der spanischen weltlichen Festen zeigten sich in der Öffentlichkeit die Damen, die sonst fast wie Orientalinnen in der Zurückgezogenheit des Hauses lebten. Darüber erzählt Mme. d’Aulnoy Einzelheiten: „Die ganze Unterhaltung der Damen bestand darin, daß sie sich gegenseitig zum Plaudern besuchten. Die Wohnungen waren sehr schön eingerichtet, die Wände mit Damast bespannt, wertvolle Teppiche lagen auf dem Boden. Es gab schöne Kunstgegenstände, chinesisches Porzellan, Bibelots aus Gold und Edelsteinen. Angesichts dieser Herrlichkeiten saßen die Damen mit gekreuzten Beinen am Boden.“ „Mußten sie sich ausnahmsweise“, schrieb die Marquise de Villars, „auf Stühlen niederlassen, nahmen sie sich in ihrer Unbeholfenheit komisch aus, denn sie konnten sich auf einem Sessel nicht zurechtfinden. Es ist sehr amüsant, ihre Mienen zu beobachten, wenn sie so ungewohnt sitzen müssen. Sie

sehen abgespannt und müde aus und fühlen sich so unbehaglich, als ob sie seiltanzen müßten. Wenn die Zwergin neuen Besuch anmeldet, erheben sich alle Damen, den Eintretenden entgegenzugehen. Während der Konversation werden kandierte Früchte in silbernen Schalen und Schokolade in kostbaren Tassen gereicht. Dunkelt es, kommt ein kleiner Page, die Öllampen (Vellones) anzuzünden.“ Vornehme Damen ließen sich abends durch einen Fackelträger nach Hause begleiten und von einem



Straßenhandel mit Kindertrompeten und geräucherten Fischen, in der Mitte: Guckkastenmann.

Stallmeister zu Pferd eskortieren; sie zogen die Sänfte der Karòsse vor. Die Herren waren auf der Straße meist zu Pferd, wenn sie sich an Hof oder ins Theater oder zur Kirche begaben. Sie führten ein durchaus freies Leben und hatten zumeist, wenn man Novellen, Romanen und Satiren glauben darf, dreierlei Lieben (Voyage d'Antoine de Brunel, 1656), als offizielle Liebe die Gattin, als poetische Schwärmerei die angebetete Dame, noch vollständig im Geist der Minnezeit verehrt, und sonst eine „Manceba“, die gewöhnliche Mätresse. Schauspielerinnen, aber auch verheiratete Frauen gaben sich dazu her. Man machte kein Geheimnis daraus und sprach ziemlich offen von diesen Verhältnissen. „Zu den sonderbaren Gepflogenheiten gehörte eine Art Flagellantentum, durch das die Geißelbrüder, ‚Disciplinantes‘, ihre Schönen ehrten. ... Man sah einen Zug merkwürdiger Gestalten in feierlicher Prozession zum Haus der Angebeteten ziehen. Die Herren, die brennende Kerzen trugen, waren bis an die Füße in ein dünnes, weißes Hemd gehüllt, die Schultern waren nackt, und über den Kopf hatten sie Kapuzen gezogen, um nicht erkannt zu werden. Vor

den Fenstern ihrer Schönen geißelten sich nun die Verehrer unter Murmeln von Gebeten so lange, bis das Blut von den nackten Schultern auf das weiße Hemd spritzte. Nahte eine solche Prozession, dann bevölkerten sich die umliegenden Balkons mit Neugierigen. ... Der Kerzenschimmer verlieh diesen Vorgängen, die am späten Abend stattfanden, etwas geheimnisvoll Schauriges."

Diese nächtlich gespensterhafte Szene paßt in das Reich des letzten Austria, dessen Ende seltsame Gerüchte aus mittelalterlichem Gesichtskreis umspielen. In Angst und Schrecken erstarrte eine Regierung, die melancholisch begann, wie Rilke mit dem Wahrheitsbewußtsein des echten Dichters schrieb:

Der König ist sechzehn Jahre alt.
Sechzehn Jahre und schon der Staat.
Er schaut wie aus einem Hinterhalt
vorbei an den Greisen vom Rat
in den Saal hinein und irgendwohin
und fühlt vielleicht nur dies:
An dem schmalen, langen, harten Kinn
die kalte Kette vom Vlies.

Wie alle Habsburger hielt der kränkliche, todgeweihte Monarch mit leidenschaftlicher Treue an dem fest, was er für seine Königspflicht nahm, und opferte sich deren Zeremonien mit unheimlicher Zähigkeit. Bis zum letzten Augenblick machte er die anstrengendsten kirchlichen Funktionen mit, wankte unter dem Thronhimmel der Fronleichnamsprozession einher, wusch die Füße der „zwölf Apostel", armer Männer, am Gründonnerstag und küßte diese Füße so inbrünstig, „daß seine Frömmigkeit den Zuschauern Tränen entlockte".

Er machte die weltlichen Zeremonien mit, die nicht minder anstrengend waren, hielt das Stiergefecht aus, ohne sich anzulehnen — in seiner bleichen Stille ein erschreckendes und doch imponierendes Bild. Der Königin Maria Anna, die seine Stütze hätte sein sollen, suchten ihn politische und gesellschaftliche Intrigen zu entfremden. Ein Munkeln und Raunen ging um am spanischen Hof. Es huschte und schlich von geheimnisvollen Mönchen aller Art und aller Länder. In den unabsehbaren Korridoren und Treppengängen des Eskorial flüsterte es bang, erschreckte Gesichter begegneten einander und sprachen leise von Ohr zu Ohr. Die Zwerge wagten nicht mehr harmlos zu plaudern, noch heitere Scherze von sich zu geben, „menine" und „meninas", die kleinen königlichen Edelfräulein und Pagen, waren wie auf den Mund

geschlagen und stoben entsetzt auseinander bei jedem Geräusch. Es roch seltsam nach Weihrauch, nicht nur nach kostbarem Holz und exotischen Essenzen. Man berichtete von unheimlichen Lauten, von gräßlichen Funden, die hohen Wachskerzen erschienen gelb und tropften Tränen wie beim Totenamt, die Heiligenbilder glaubte man in deren Flackerlicht bluten zu sehen.

Entsetzlich verstört sah der König aus und betastete seine hageren Glieder, zu fühlen, ob er noch lebendig, ob er nicht schon gestorben sei vor Gram und Grauen, betastete sich und zweifelte, denn die langen, schmalen Finger waren eiskalt. Und konnte das lange, schmerzverzogene Antlitz das Antlitz eines Lebenden sein, eines lebenden Königs? Nur der Gedanke, daß er König sei, gab dem Unseligen noch Kraft. König! wenn auch der gottverlassenste, der teufelsbesessene König: „el rey hechizado", wörtlich der verhexte König. Man verstand es, seine Höllenangst in höchste Seelenfolter zu spannen, zu behaupten, seine Krankheit, die kein Purgieren, kein Aderlaß, kein noch so quälendes Mittel heilen konnte, sei Teufelswerk. Das Unglück, das Mangeln eines Thronerben, das Spanien mit größten Gefahren bedrohte, auch dieses Unheil sei nichts anderes als Teufelswerk; der König sei verhext.

Doch wo war die Hexe? Wo der böse Zauber, wie war er entstanden? Sollte nicht die unbeliebte Königin mitschuldig sein? Oder war sie selbst verhext und daher unfruchtbar? Daß der Teufelsglaube, der das 17. Jahrhundert entehrte, nachdem so viel hochstehende Menschen schon verdächtigt waren, in diesem geschichtlichen Augenblick nicht einmal vor der Majestät des Königs, dem absoluten Herrscher, haltmachte, ist eine der seltsamsten Erscheinungen, um so mehr, da Spanien nicht die eigentliche Blüte der Hexenprozesse wie Deutschland sah. Die Inquisition vertrat nach dieser Richtung die Sache der Zivilisation und hatte sich einige Male dagegen erklärt. Der erste Verdacht scheint von der eigenen Verwandtschaft der Königin ausgegangen zu sein, vom kaiserlichen Hof in Wien. Leopold I. (1658—1705), ein gutmütiger Liebhaber der Musik, glaubte fest an Teufel und Hexen, wie seine Umgebung. Absonderlicherweise hatte der Hexenglaube aus dem Humanismus Vorteil gezogen, indem Ovids Metamorphosen, barock umgedichtet, als Hexenzauber erschienen. „Als der Botschafter Graf Pötting dem Kaiser einmal aus Spanien berichtete, eine Kurtisane habe ihren Geliebten in eine Orange verwandelt, damit ihn der Fürst von Piombino (der sie aushielt) nicht sehe, antwortete Leopold I. ganz ernsthaft: Der casus ... ist wohl seltsam, und behüte einen Gott vor so

künstlichen Weibern, die einem mit Leib und Seel' in Verderbnis stürzen können" (1671). Es wurde auch behauptet, die beiden ersten Gemahlinnen des Kaisers seien verhext gewesen. Man glaubte an die Verwandlung in Orangenbäume, wie bei Ovid Daphne in einen Lorbeer verwandelt wurde. Die „verwunschenen



Kaiser Rudolf II.

Amouren" der alten Götter erscheinen grotesk verschnörkelt in Buhlschaften mit Dämonen, und es macht dem Teufel Spaß, sich in die Eheangelegenheiten der Sterblichen, „besonders der höchsten Personen", zu mischen.

Leopold I. führte die Vorliebe der Kaiser Rudolf II. und Matthias für okkulte Dinge weiter. So erschien es glaubhaft, als in Wien „ein besessener Bub" verkündete, der spanische König sei verhext, und diese Mitteilung spielte in den diplomatischen

Korrespondenzen eine Rolle. Daraufhin teilte der Teufel — es muß ein politisch eingestellter Teufel gewesen sein — einem Besessenen in Spanien mit, der König sei allerdings verhext, „und zwar von französischen Lilien". Es scheint, daß der Teufel bald da und bald dort Geld genommen hat. Bei geheimer Audienz versprach ein Pater dem König Heilung und überzeugte ihn von seiner Besessenheit, sei es durch einen Trick, sei es, daß der Pater ein Medium war und suggestiv wirkte. Der Monarch versprach, bebend vor Grauen, sich dem Teufelsbann zu unterziehen. Die merkwürdigsten geschichtlichen Schicksale erscheinen immer wieder dadurch bedingt, daß auf dem Gebiet der Heilkunde und insbesondere der Psychiatrie so namenlose Unwissenheit herrscht und rücksichtslose Grausamkeit den Leidenden gegenüber (auch heute noch). Das Gebiet seelischer Erkrankungen, medialer Veranlagung und seelisch kontagiöser Wirkungen ist heute noch kaum betreten, geschweige denn erforscht; pedantischer Irrglaube, Wahnvorstellungen, Geschwätz und Schwindel treiben noch immer ihr Wesen. Zwar spricht man nicht mehr vom Teufel, sondern von Komplexen, die Terminologie der Ignoranz hat gewechselt, die Ignoranz selbst ist immer noch nicht überwunden, man hat nur kleine Schritte gemacht in der terra incognita der Seelenforschung. Historische Rückblicke machen bescheiden und lehren, wie verhängnisvoll Aberwitz auf solchen Gebieten wirkt und wie das Heutige mit dem Gestrigen zusammenhängt. Wie die Psychoanalyse heute auf Sexualerlebnisse schwört, so war der Teufelsglaube mit sexualen Problemen eng verbunden und eben darum von geheimnisvollem Reiz. Schon die Erzählung gewöhnlicher Liebesgeschichten dient erotischem Reiz, wieviel mehr solcher, die mit okkultem Gruseln operieren und den Kitzel teuflischer Vorstellungen bergen. Man bedenke noch, daß Narren sehr oft an Megalomanie leiden, an Größenwahn, und sich mit hohen Personen identifizieren, mit Fürsten, mit Gott selbst, und sich rühmen, Verkehr mit Engeln oder Teufeln zu pflegen. Auch schlüpfen sie in geträumte Personen und treten also schauspielerisch auf. Das Schicksal des spanischen Königs arbeitete in der Phantasie von Narren und Halbnarren, immer wieder meldeten sich solche und pfuschten in seine Behandlung, wurden von Intriganten benutzt oder vorgeschoben. Genau wie Rasputin als Visionär auftrat und den russischen Hof berauschte, wie dieser medial starke Mann durch Levitationen imponiert haben soll, so versuchten es Mönche am Hof Karls II. Die Königin Marie Anna betrachtete zwar diese Sachen

zumeist als „Komoedy“; dann erschrak sie aber, wenn sich ein auffallendes Phänomen ereignete, und zweifelte, ob nicht wirklich ein Teufel sein Spiel treibe, denn auch das Haus Pfalz-Neuburg war durchaus hexengläubig.

Nur der englische Gesandte Lord Stanhope blieb unentwegt skeptisch und berichtete an seinen Hof, der Alpdruck der Besessenheit sei nur lachhafter Schwindel. In England überwanden damals die gebildeten Kreise dank bedeutender Ärzte den Hexenwahn, der auf dem Kontinent noch merkwürdig fest in den Geistern haftete. Die Todesstrafe für Ketzer hörte in England 1677 auf, 1683 brannten die letzten Hexen; der Historiker Lecky setzte das Erlöschen des Wahns aber erst in die Zeit von 1718.

Indessen spielten noch die schrecklichsten pedantischen Verfolgungen in Deutschland, und am spanischen Hof wagte man, den König für behext zu erklären; der kranke Monarch glaubte selbst, „eine Million Teufel sei ihm in den Leib gefahren“. Diese Intrige war eine der furchtbarsten in diesem Zeitalter der Intrigen, der fromme König litt unsäglich darunter; er duldete still diese Qual, von Zweifeln zermürbt, bis er auf dem Sterbebett den alten Beziehungen zu Wien abschwor und auf den Einfluß seines letzten Beichtigers hin, des Kardinals Portocarrero, die französischen Verwandten zu Erben aller spanischen Kronen einsetzte. Auf diesen „letzten Willen“ mußte der spanische Erbfolgekrieg einsetzen; so entzündete sich das große Leid Europas an dem Leid des kranken Verhexten, und die schwache Hand, die nichts zu halten vermocht, hatte im Todeskampf die Kraft, eine furchtbare Brandfackel zu schleudern.

2. *Abschnitt.*

Westindien. — Die Ankunft der Flotten. — Der Rat von Indien. — Wer hat den Nutzen? — Die Leitung des Überseehandels. — Kolonie und Mutterland. — Ausbeutung. — Barockruinen.

Der große Traum stand endlich in Erfüllung — die Märchenländer der bunten Vögel und bunten Steine waren den gierigen Europäern anheimgefallen. Der König von Spanien nannte „Westindien“ sein. Aber der König von Spanien hat keine Ahnung, was sein Besitz bedeutet, welche Wichtigkeit Westindien innewohnt. Man erzählt ihm, daß die dortigen Heiden bekehrt werden und daß es billig sei, wenn sie für solchen Segen Schätze hergeben. Der König, in dessen Namen großartige alte Kulturen vernichtet wurden und alte Rassen Untergang fanden, hatte nicht die

geringste Ahnung von diesen alten Kulturen. Was von Mexiko, was von Peru verlautete, klang wie ein Märchen, dessen Held der spanische Konquistador war. Die Philippinen und Kuba — älteste spanische Kolonien —, Mexiko, ein Geschenk des Fernando Cortez an die spanische Krone, Kalifornien, Yukatan, Florida, Peru, Chile, nichts als Namen für den Madrider Hof, Namen, mit denen sich nur sehr vage Begriffe verbanden. Westindien als Gesamtbegriff wurde mit der Zeit nichts als ein großer Bankbegriff, an dem jeder mehr verdiente als der König.

Es war gut für die Taschen der Beamten und der Kaufleute, daß der König keine Vorstellung von seinen Ländern ultra mar hatte. „Ab und zu, wenn die Silberflotten in Sevilla anliefen, meldete man ihm, daß soundso viel Geld angekommen sei, und verschwieg, wieviel es hätte sein sollen und wo der Rest hingekommen war. Der König und sein Hof waren zufrieden, und man sprach von etwas anderem[1]."

Nicht als ob es gefehlt hätte an Verwaltung und Verwaltungsbeamten. Deren gab es zu viel. Aber der Apparat funktionierte schlecht, weil die Schwierigkeiten des langsamen Verkehrs tatsächlich ein Überwachen und Übersehen ausschlossen. Allein auf der Seereise gingen oft Monate vorüber, ehe eine Nachricht kam. Nicht nur Wind und Welle boten Gefahr, stets lauerten Seeräuber auf allen Meeren; es herrschte ein anerkanntes und von den eigenen Regierungen geschütztes Raubrittertum zur See; Flibustier, Freibeuter, Piraten fanden Zuflucht in sicheren Häfen. Waren die spanischen Schätze meist nicht auf lauterem Wege gewonnen, sie zerrannen; in leidenschaftlichem Nahkampf wurden die geraubten Reichtümer wieder geraubt. So erreichten sie selten vollbeladen die Halbinsel, wo sie der „Rat von Indien", Zentralstelle der überseeischen Angelegenheiten, in Empfang nahm und weiterleitete. Dieser Rat war altertümlich, schwerfällig und feierlich. „Er bestand aus einem Präsidenten, einem Großkanzler, acht Räten, einem Fiskal, zwei Sekretären" und verschiedenen Unterbeamten; dazu kamen ein Chronist, ein Geograph und ein Mathematiker. Also ausgerüstet war die Behörde sogar mit wissenschaftlichem Apparat. Sie besaß die Jurisdiktion über Westindien und alles, was damit zusammenhing, schlug dem König die Stellenbesetzungen vor, regelte die Abfertigung der Flotten, war oberste Instanz für alle Beschwerden und entschied auch in militärischen Angelegenheiten. Trotzdem waren die

[1] Aus: „Das Ende der Habsburger in Spanien."

spanischen Vertreter in Amerika nahezu selbständig. Die westindischen Vizekönige übten königliche Gewalt aus, regelten die Finanzverwaltung und holten nur für neue Ausgaben in Madrid Genehmigung ein. Neben ihnen standen „Audiencias", Behörden mit beratenden und oberrichtlichen Funktionen, die mit den Vizekönigen leicht und oft in Konflikt gerieten; sie sahen darauf, daß die spanischen Gesetze auch in den Kolonien vollzogen wurden. In Amerika waren besondere Beamte angestellt, um die Verladung der Güter zu überwachen und die Tribute der Eingeborenen einzuziehen. Sammeln und Verladen der Waren zur Reise nach Europa war in Anbetracht der weiten Strecken und schlechten Transportmittel keine Kleinigkeit. „Schon vor dem Verladen war Gelegenheit zu Unterschlagungen. In Puerto Velo mußten die Schiffe lange warten, bis von Potosi, Ciudad de los Reyes in der Gegend von Lima, das Gold an die Küste herankam. Gold graben war jedem gestattet, sofern er dem König den vorgeschriebenen Tribut entrichtete. ... Alles Gold und Silber mußte genau registriert werden, sonst riskierte man Konfiskation."

Kaufleute verschiedener Nationen nutzten die allgemeine Geldnot in Spanien zu Schiebungen aus, der König nahm Vorschüsse und die Handelshäuser gewannen; so zogen ausländische Kaufleute größeren Gewinn als Spanien aus der Fracht westindischer Galleonen. Den gesamten Überseehandel leitete erst von Sevilla, dann von Cadiz aus die „Casa de la Contratacion". Sie schloß die Geschäfte mit den Privatfirmen ab und bestimmte sowohl Führer wie Kurs der Flotten, wozu zweierlei Räte dienten, solche, die sich mit Vorbereitung der Expeditionen befaßten, und solche für die unvermeidlichen Prozesse. Der Unsicherheit des Handels entsprechend war ein Fonds für Verluste vorgesehen, „el fondo de las Havarias".

Diese Institutionen hatten sich ähnlich jenen des Mutterlandes herausgebildet, nicht ohne Anklang an die älteste Kolonisationsarbeit der Europäer, jener der ausschwärmenden Griechen, die überall Töchterstädte gründeten mit Tempeln und Geschäftsstellen, Märkten und Gerichten nach Muster der eigenen, oft gleichbenannt, nur mit dem Zusatz „neu", wie die Spanier jetzt Nueva España, Nueva Castilia sagten, die Holländer Neu-Amsterdam. Die Absicht war eben, eine Kopie herzustellen, in der veränderten Umgebung das Heimweh der Auswanderer zu lindern und die Kopie in Abhängigkeit vom Original zu erhalten, sowohl was Gemütswerte als was reale Werte betraf. Der Ausdruck Mutterland und Tochterland ist darum so richtig, weil tatsächlich

ein töchterliches Verhältnis herrschte im Sinne jener Zeit, da die Tochter noch unter strenger Fuchtel der Eltern stand.

Zwischen Kolonie und Mutterland entwickelte sich aber im Lauf der Zeit ein ähnlich tragischer Konflikt wie zwischen Alter und Jugend, wenn die Tradition verlassen wird. Rom und Konstantinopel bieten ein krasses Beispiel dieses geschichtlichen



Barockkathedrale in Mexiko.

Schicksals. Doch meist entwickelte sich die Sache so, daß die Jugend sich vom Alter und dessen Maßnahmen nicht mehr bevormunden lassen wollte, die Kolonie voll Jugendmut die Fesseln abzuschütteln suchte, sich nicht mehr verpflichtet fühlte, dem Mutterland zu helfen, wenn dieses unbillige Forderungen erhob. Anderseits hat die Jugend, das Tochterland, ein Gemütsverhältnis, gepaart mit Snobismus, der die Tradition wertvoll macht und starke Bindungen erzeugt.

In Lateinamerika ist dies sehr merkbar, da die weiße Bevölkerung mit der europäischen verwandtschaftlich zusammenhing, auf diese überseeische Verbindung sehr stolz war, indes der Haus-

genosse und einheimische Mitbürger des Kolonisten, der Indianer oder der Mischling, Mestize und Mulatte, sowie der eingeführte Negersklave wegen der Farblinie Geringschätzung erfuhr. Solche Bindungen erwiesen sich stark genug, den Zusammenhalt von Mutterland und Tochterland auf 300 Jahre zu gewährleisten, wiewohl die spanische und portugiesische Herrschaft von Anfang an verkehrt aufgezogen waren, unpraktisch und naiv, nur auf



Ruinen einer Jesuiten-Niederlassung in Paraguay.
Nach A. Demersay.

Ausbeutung der Kolonie berechnet und derselben gegenüber mehr rabenmütterlich als mütterlich. Die Ausbeutung bestand hauptsächlich darin, begünstigten Spaniern (resp. Portugiesen) Verwaltungsstellen einzuräumen mit absolutistischer Gewalt. Die Inhaber dieser Posten protegierten ihre Kreaturen, die Kreaturen schoben ihre Klienten an die Raufen der Staatskrippe. Ähnlich hatte Rom gewirtschaftet, als es seiner Weltmacht nicht mehr gewachsen war und den Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Prokonsuln zuließ. Rom schaffte jedoch die meisten Mißbräuche unter Augustus ab, als die Kolonien beziehungsweise die fernen Provinzen durch das Netz der römischen Straßen zugänglicher wurden. Straßen fehlten aber durchaus in Lateinamerika; jene, die noch von der Maja- und Aztekenkultur stammten, überwucherte bald der Urwald oder die Steppe, niemand pflegte, keine Behörde ersetzte sie. Nur die Kirche versuchte kulturbringend zu

wirken, nahm sich stellenweise der Bevölkerung an und empfing dafür den Lohn rührender Anhänglichkeit. Wie in Europa erhoben sich im 17. Jahrhundert in Lateinamerika überall Kirchen und Klöster, zeigten einen ausgesprochenen, wenn auch kolonialen Barockstil und bilden heute vielfach — wo Erdbeben ihr festes Gefüge zerstörten — Ruinen über Ruinen, denn sie hatten sich meist über verwüsteten Tempeln heimischer Götter erhoben.

VII.

Wien und der Osten.

Gebote der Staatsräson. — Der Zug nach dem Westen. — Wiens Verteidiger. — Der Posten auf dem Stefansturm. — Das geplünderte Lager. —Das erste Café.—Die Lager der Habsburger Monarchie.—Bocskays Aufstand. — Das Türkengebet. — Der Hofnarr Nelli. — Die Vorschrift, Geld auszugeben. — Die bayrische Kurwürde. — Die polnische Grenze. — Sobieskis Gabe an den Papst. — Ein Rückblick auf Polens Entwicklung. — Das nordische Venedig. — Der polnische Adel. — Der Geist des Rittertums. — Ein sozialphilosophischer Widerspruch. — Sprichwörtlicher Reichtum. — Der kleine Absolutismus. — Die Thronkandidaten. — Sobieskis Reiter. — Kaiser und Wahlkönig. — Die christliche Bombe. — Die orientalische Frage. — Finanzsorgen. — Der Kampf der Stände. — Loslösung von Wien. — Rang und Würde. — Was die Titelsucht kostet. — Die Reputation. — Ein Blick auf Wien. — Die neunte Kurwürde. — August der Starke. — Die preußische Königskrone. — Ein Rückblick auf Preußens Geschichte. — Die Wiener Anerkennung. — Die Stephanskrone. — Ungarns Kultur. — Die Corviniana. — Lateinische Bildung. — Venedigs letzte Macht. — Die erste Fremdenstadt.

Es gehörte zu den Geboten der Staatsräson, die feindlichen Mächte, bösen Nachbarn oder unzufriedenen Elemente eines anderen Staates, den es zu bekämpfen, zu schädigen und zu unterdrücken galt, als Hilfskräfte heranzuziehen, sie aufzuhetzen und zu unterstützen, bis der aufs Korn genommene Staat in die Enge getrieben war. So verfuhren im Weltkrieg die Feinde gegeneinander, bis den Deutschen mit den russischen Revolutionären der unheimliche Wurf gelang; so verfuhr Ludwig XIV. im Haß gegen die Habsburger, indem er sich, trotzdem er gläubiger Katholik war, der protestantischen Partei in Deutschland bediente und jene unterstützte, die vor der Gegenreformation nach Ungarn geflohen waren, um die Kaiserlichen zu molestieren. Die Ostvölker wiederum und die protestantischen Flüchtlinge, denen eingestandenermaßen die Türken lieber waren als die Papisten, traten mit dem Erzfeind in Bund, und der „allerchristlichste

König" sah sich vielleicht nicht ohne Staunen auf seiten der Türken.

Durch die Unverträglichkeit der Christen untereinander hatten die Türken schon Konstantinopel zu Stambul machen können und den Halbmond auf die Hagia Sophia gepflanzt; nun über-



Kara Mustapha Pascha,
der Führer des türkischen Heeres vor Wien.

fluteten sie Ungarn immer wieder, besetzten die festen Städte und gingen westwärts vor, die Herren in Europa zu spielen. Es galt nur noch, sich Wiens zu bemächtigen, der Kaiserstadt, der Hauptstadt der alten Ostmark, die mit breiter Brust die aus dem Osten vordringenden Völker von den Heiligtümern des Westens abzuhalten ersehen war.

Europas Bruderkriege, der steif kurzsichtige Religionshader, lieferte in der Zeit dieser Weltwende das Abendland dem Osten aus. Wäre, wie es die Türken erwartet, Wien so weich und verfault gewesen wie Konstantinopel im 15. Jahrhundert und von

Sekten zerfressen, hätte Kara Mustapha, den Graf Tököly mit anderen verschworenen Magnaten herbeigerufen, die Stadt spielend im Ansturm genommen. Es traf sich anders, denn Wien war wieder glaubenseinig und heimatstolz. Die Bürger konnten mit Zuversicht auf einen heldischen Verteidiger sehen, den Grafen Rüdiger von Starhemberg, Stadtkommandant von Wien. Er schickte den Kaiser und Hof zur Sicherheit nach Linz, stellte angesichts des Feindes in fünf Tagen die vernachlässigten Festungswerke her, feuerte den Mut der schnell bewaffneten Bürger an und hielt den Platz (9. Juli bis 12. September 1683), bis die Ersatzheere, das deutsche unter Karl von Lothringen, das polnische unter Johann Sobieski, heranrückten. Ohne den heldischen Rüdiger, den ebenso klugen wie tapferen Edelmann, wären die langsam heranrückenden Heere, deren Führer den Hauptruhm ernteten, wohl zu spät gekommen. Es dauerte fast zu lange, bis das Heer Karls von Lothringen, innerlich uneinig und vielfach aufgehalten, in Sichtweite kam und die Späher auf dem Stefansdom endlich dem Grafen Starhemberg melden konnten, daß Staubwolken von den Heerstraßen wirbelnd aufstiegen. Die überraschten Türken, die sich, auf die Hilfe der Renegaten vertrauend, zu sehr in Sicherheit wiegten, flohen vor dem Lothringer und gerieten in das Feuer der Polen. Ihre Flucht war so eilig, daß die Zelte mit allem Prunk und der ganzen Bagage zurückbleiben mußten. Das gab eine gesegnete Plünderung, von der länger gesprochen wurde als vom Krieg und Sieg.

Die beste Beute war aber der in großen Säcken aufgestapelte Kaffee. Ein geschickter Pole, der um dessen Zubereitung wußte, eröffnete damit in Wien das erste Kaffeehaus — wichtiger Denkstein moderner Kultur. Es befand sich am Graben.

Wer sich über den kulturellen Zustand der Habsburger Monarchie im 17. Jahrhundert orientieren will, muß zunächst die seltsame geographische Lage ins Auge fassen, unter der das Reich einerseits litt und anderseits seine Vorteile zog. Im Südosten ebbte unter beständigen Kriegen die Grenze hin und her. Am Anfang des Jahrhunderts erhob sich in Siebenbürgen gegen die Bedrückung einer pedantischen Beamtenschaft Stephan Bocskay, der fürchtete, „daß die Räte des Kaisers die Freiheiten Ungarns und Siebenbürgens beseitigen wollten“ und daß die Gegenreformation seine protestantische Überzeugung antaste. Die Erhebung gelang, der Sultan bestätigte Stephan als Fürsten von Siebenbürgen, er marschierte siegreich in Ungarn vor und schloß (1606) den Wiener Frieden, der bis in die neueste Zeit die Grundlage

des öffentlichen Rechts bildete. Er gewährte den Ländern der Stephanskrone Religionsfreiheit.

Was half es, daß beim Läuten des Türkengebets (wie auch in Bayern) jeder, wo er sich befand, auf die Knie fallen mußte und ein Vaterunser beten, daß Wageninsassen, halten lassend, auszusteigen, Reiter abzusitzen gezwungen waren? Die politischen Dinge nahmen ihren Lauf, und gegen den Majestätsbrief von 1609, der den drei Ständen, Herren, Rittern und Städten, freie Religionsübung gewährte, war nicht mehr anzukämpfen. Kaiser Matthias, ein schwerfälliger alter Herr, der sich von seinem Hofnarren Nelli so scharfe Dinge sagen ließ wie der Narr im „Lear" seinem königlichen Herrn, versuchte umsonst, den Uhrzeiger zurückzustellen, und seine Umgebung, die ihn für verhext erklärte, dem spanischen Einfluß gefügig zu machen. Wie stark die „Kaiserherrlichkeit" und die Bedeutung des Reiches gesunken waren, geht aus einem grimmigen Scherz Nellis hervor. Es war auf dem Regensburger Reichstag (1613), wo das Reich vollkommen auseinanderging. Die Union zeigte sich separatistisch nicht nur in religiösen Fragen, auch in Steuersachen; die Fürsten



Belagerung Wiens durch die Türken (1683).
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

wollten keine Majorität und keine Autorität mehr anerkennen, „weil keiner dem anderen vorschreiben könne, Geld auszugeben". Da ging Nelli mit einem Büchlein unter dem Arm spazieren, und als man fragte, was es enthalte, antwortete er, „Reichstagsakten". Es waren aber nur leere Blätter darin.



Helm und Schlachtrüstung des Polenkönigs Johann Sobieski.

Auf der Westseite war also die Lage auch nicht gerade beruhigend; der Union der protestantischen Fürsten und Städte stand zwar die katholische Liga des Herzogs Maximilian I. von Bayern entgegen, aber dessen Feindschaft gegen die Habsburger war bekannt, und es kostete große Mühe, ihn zu gewinnen. Als er sich nach dem böhmischen Aufstand auf die Seite Kaiser Ferdinands stellte, erhielt er die Kurwürde und die Oberpfalz.

Die polnische Grenze, die sich fast von der Warthe bis zu

Ungarns östlichem Ende zog, wo das Osmanische Reich nicht weit von den Quellen des San begann, bot im 17. Jahrhundert die wenigsten Schwierigkeiten; Polen war in Kämpfe mit Schweden und der Türkei verwickelt, in der Adelsrepublik gewann die Familie Sobieski die Oberhand, und die Bundesgenossenschaft bedingte schon die gemeinsame Türkengefahr. Der dekorativen Zeittendenz entsprach, daß ihm höchster Triumph wurde, als er vor Wien die Fahne des Propheten eroberte und dies Feldzeichen, unter dem Mohammed selbst seine Siege errang, mit demütiger Geste dem Papst als Gabe übersenden ließ.

Auch Polen, der Kulturfaktor des Ostens, äußerstes Bollwerk gegen das unkultivierte Moskowitertum, das ein Ausläufer asiatischen Wesens war, aber nun europäische Stellung und Verbindungen zu erstreben begann, auch Polen stand unter Einfluß und Eindruck des dekorativen Zeitcharakters, und seine Könige strebten aus dem Gehege der Adelsrepublik in das freie Feld des Absolutismus. Der Schauplatz seiner Geschichte erstreckte sich seit dem Ausgang des Mittelalters auf den westlichen Teil der osteuropäischen Tiefebene, von den Höhenzügen der Karpathen im Südwesten bis zu den Ufern der Düna im Nordosten. In den Zeiten eines noch wenig entwickelten Nationalgefühls war die Gleichmäßigkeit des Bodens, der Mangel natürlicher geographischer Scheidewände ein wichtiger Faktor, die nach Abstammung und Kultur auseinanderstrebenden Teile zusammenzufassen. An der Weichselmündung lag, von Deutschen bevölkert, die reichste Stadt des polnischen Königreichs, Danzig, das wichtigste Durchgangstor für den internationalen Handel, von den Zeitgenossen „das nordische Venedig“ genannt. „Neben der deutschen Bevölkerung verschwand im ganzen Preußenlande an Bedeutung die geringe polnische Bevölkerung im Westen und die über das flache Land verstreute lettische, zum scheuen Arbeitstier herabgedrückt, vom Deutschen Orden seinerzeit nur äußerlich zum Christentum bekehrt. Südlich von der alten Hauptstadt Krakau, mit der betriebsamen, größtenteils von Juden und Armeniern bewohnten Handelsstadt Lemberg, wohnten, den polnischen Edelleuten untertan, die Ruthenen. Im Osten, im Land von Kiew mit der malerisch gelegenen Stadt Kiew, der Mutter der russischen Städte, war die Bevölkerung russisch und dem Glauben nach orthodox. Wo sich die Grenze in unbesiedelte Steppen verlor, lebten die Kosaken“ (Zivier, Neuere Geschichte Polens. 1915). Eine vollständig abgeschlossene Kaste bildete der Adel — reich, lebenslustig, stets zu Händeln geneigt, eine Familie eifersüchtig auf die

Macht der anderen. Ohne daß es durch geschriebene Konstitutionen oder staatsrechtliche Verträge festgelegt wurde, hatte sich auf dem Wege der Gewohnheit ein Mitregierungsrecht des Adels und der Prälaten gebildet, das dem Lande in Wirklichkeit den Charakter einer Adelsrepublik mit einem König an der Spitze



Ungarische, polnische und tschechische Studenten der Universität Prag mit ihrem Rektor. (Nach Lacroix.)

gab. „Polnisches Land und polnische Menschen sind die beiden Grundtatsachen polnischer Geschichte", sagt Dr. Otto Forst-Battaglia in einem Buch über den Ausgang des alten Polenstaats „.. slawisch ist die sanguinische, kindliche Art, mit der die Polen ihr Leben führen, ihr vielbeschriebener Leichtsinn, die Sprunghaftigkeit ihrer Entschlüsse und Neigungen. Slawisch das triebhafte Naturgefühl, die Unlust, sich den hemmenden Ketten organisierter Ordnung, geschriebener Gesetze zu fügen. ..." Aber daß

der Geist der ritterlichen Gesellschaft mit ihren scharf ausgeprägten Ehrbegriffen, Urteilen und Vorurteilen in Polen gebot, lebendig blieb, wie kaum in einem anderen Lande, hat das Polnische Reich und seine Herrenklasse dauernd von den östlichen Slawen, besonders den Russen, geschieden. Ein stark ausgeprägtes Ehrgefühl, zarte Rücksicht für die Dame, Mißachtung jeder körperlichen Arbeit und jedes Geldverdienstes sind an der Weichsel letzte Erinnerung an den Einfluß der provenzalischen Minnehöfe.

„Galanterie, Höflichkeit, Grazie, Redegewandtheit, Spielwut, Trunksucht, erotische Reizbarkeit bilden Licht und Schatten des polnischen Herrentums.“ Ritter und kein Krämer, stellt sich der Pole selbst in den Mittelpunkt des Geschehens und will unter keinen Umständen ein im Staate aufgehendes politisches Wesen sein. Daher steht Polen im 17. Jahrhundert in sozialphilosophischem Widerspruch zu der herrschenden Richtung Europas, dem Absolutismus; das gab die Tragik zwischen Führer und Reich, König und Adel. In Augenblicken feindebedrängter Not konnte ein König, eine geborene Herrschernatur, seinen Adel mit sich fortreißen, wie Zamojski, wie Johann Sobieski. Aber niemals war

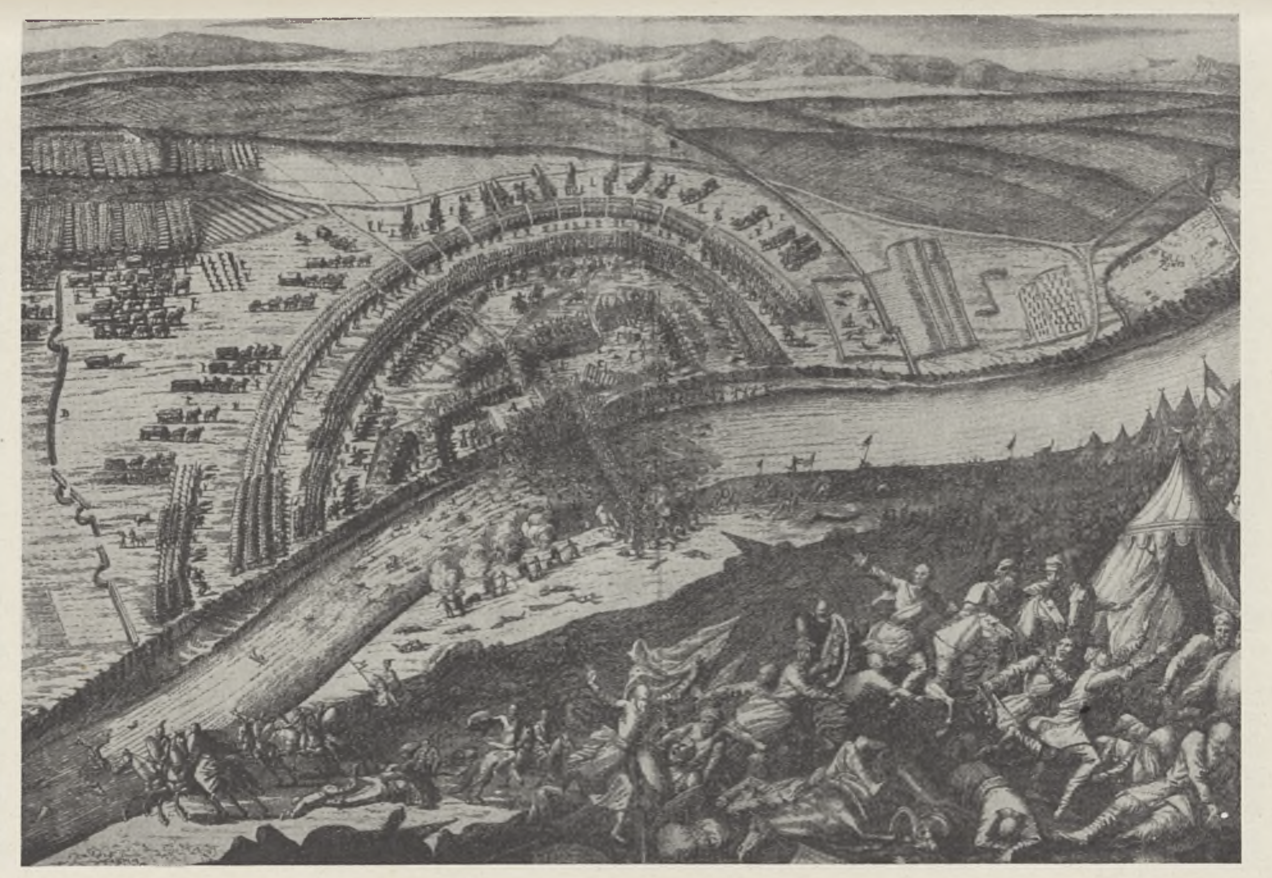


Johann Sobieski, König von Polen.

solchem Manne Dank beschieden, selten Zuneigung. „Wer am Staatsruder stand, hatte viel des Bitteren zu erleiden und endete nur zu oft in verzweifeltem Unmut. Sobieski, den die Gloriole des Türkenbesiegers umgab, nicht anders“ (Forst-Battaglia). Gegen seine Macht liefen die Magnatenfamilien Sturm, die im 17. Jahrhundert durch Teilnahme an Kriegen und Besitz von Regierungsstellen in die Höhe wuchsen. Damals wurden die gewaltigen Schätze und Güter der polnischen Hocharistokratie in ganz Europa sprichwörtlich.

Jeder Magnatensohn machte eine Bildungsreise nach Westen, gewann Kenntnisse und feine Manieren, lernte Kunst und Kunstgewerbe lieben und zog — zur Herrschaft seines Hauses gelangt — Künstler und Baumeister an, seinen Besitz mit Bauten und Bildwerken zu schmücken. Die Paläste der Aristokraten, erbaut von Wiener, Pariser oder italienischen Architekten, die Kirchen, nach Stil und Art der Jesuiten errichtet, zeigten die Sehnsucht nach westlicher Kultur. Die Herrenhäuser schmückten sich mit herrlichen Gemälden, waren mit Teppichen von märchenhafter Schönheit geziert und bildeten den Sitz einer verschwenderischen Gastfreundschaft. Hunderte von Dienern eilten umher, die Haustruppen, deren sich jeder Magnat eine stattliche Anzahl hielt, bezogen die Wachen, wie sie damals Mode wurden, paradierten auf westliche Art und wurden bei Gelegenheit als starkes Gewicht in die Waagschale politischen Einflusses geworfen.

Was die Herren als Staatsbegriff ablehnten, die absolute Gewalt, erstrebte und übte ein jeder für sich im eigenen Gebiet. Es ging dem polnischen König nicht anders mit seinen großen Herren, als dem römischen Kaiser deutscher Nation mit seinen Fürsten, sie verweigerten im großen, was sie im kleinen begehrten. Nicht nur für die Politik, sondern auch für das kulturelle Leben Polens waren die Schlösser des Hochadels von ausschlaggebender Bedeutung. In ihren Haustheatern wurde der Grund der polnischen Schauspielkunst gelegt, in ihren Bibliotheken fanden Gelehrte und Dichter das nötige Material, eine polnische Wissenschaft und Literatur. „Hier waren die spärlichen Leuchttürme, aus denen inmitten der Finsternis das Licht westlicher Zivilisation hinausstrahlte, mit seinem Aktionsradius so weit reichend, wie der des Magnaten, dem er zugehörte.“ In Krakau pflegte die Universität im Einklang mit dem polnischen Teil der Bevölkerung katholische, in Königsberg im Sinne des deutsch-protestantischen Wesens protestantische Wissenschaft. Interessant ist, daß die erste polnische Übersetzung des Neuen Testaments in Königsberg



Die Türkenschlacht bei Zenta 1697.
Nach M. Merian, Theatrum Europaeum.

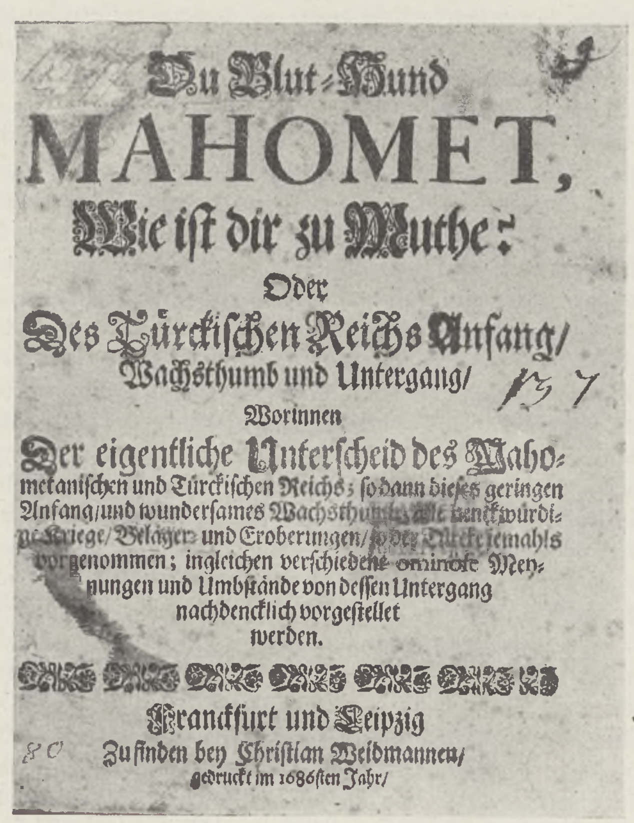
gemacht wurde und erschien. Das geistige Leben Polens beschränkte sich auf die Universitäten und die Höfe der Magnaten, das politische auf letztere.

Es war ein merkwürdiger Treppenwitz der Weltgeschichte, daß die beiden Feldherren Johann Sobieski und Karl von Lothringen, die Wien bei der türkischen Belagerung entsetzten, sich bei der polnischen Königswahl als feindliche Thronkandidaten gegenübergestanden. Sobieski, der eine französische Gemahlin hatte, war der Kandidat Frankreichs gewesen, Karl jener der kaiserlichen Partei, die ihre politische Aktion mit viel zu ärmlichen Mitteln in die Wege geleitet. Nun rettete — wohl auf einen Wink von Versailles und gleichzeitig für die eigene Sicherheit besorgt — der polnische König, gemeinsam mit dem Führer des Reichsheers, die „christliche Sache". Seine Reiter kamen in bunter Uniform, mit hohem Rückenschild, von Tigerfellen umflattert, den Stahlhelm auf dem Kopf, die Lanze in der Faust . . . und nach dem Siege wurde in der Stephanskirche über den Vers gepredigt: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes." Kaiser Leopold aber, der von Linz zurückkam, den Sieg zu feiern, wußte als echter Vertreter des Absolutismus, der sich „von Gottes Gnaden" nannte, nicht, wie er einen Wahlkönig begrüßen solle. Als ihm seine Minister sagten: „Mit offenen Armen, denn er hat das Reich gerettet", wich der Kaiser aus und ließ es bei einer steifen Begrüßung zu Pferde im Freien bewenden.

Als die Feldherren, der Pole und der Lothringer, sich anschickten, die Türken weiter nach Ungarn zu verfolgen, bekam dieser Zug weittragende Wirkung auf die gesamte Orientpolitik in Europa. Venedig hatte das Gefühl, Luft zu bekommen, landete Truppen in Griechenland und marschierte gegen Athen. Damals geschah es, daß eine „christliche" Bombe ins Parthenon flog und die Akropolis zerstört wurde; die marmornen Löwen des Piräos schmücken seit dieser Zeit das Arsenal in Venedig.

In Ungarn wurde nach dem Sieg und der Eroberung Ofens das freie Wahlrecht aufgehoben und die Erblichkeit der Krone für das Haus Habsburg „dekretiert" (1687). Die Siegesnachricht von Mohacz, mit welcher Schlacht die Türkengefahr für den Augenblick beschworen schien, brachte jener junge Prinz, den Ludwig XIV. mit Spott abgewiesen, Olympia Mancinis Sohn, Prinz Eugen von Savoyen. Der Horizont der österreichischen Politik erweiterte sich nach Osten, und Kaiser Leopold, der dem jungen Prinzen mit der Siegesnachricht sein Miniaturbild, in Diamanten gefaßt, überreichte, knüpfte an jenen Sieg den Gedanken, ob es

nicht günstig sei, Österreichs Politik erobernd nach Osten zu orientieren und den Westen, das Deutsche Reich, mit seinen immer mächtiger und selbständiger werdenden protestantischen und auch katholischen Fürsten mehr und mehr sich selbst zu überlassen. Mit dieser Überlegung, die den alten Zweck der Ost-



Du Blut-Hund
MAHOMET,
Wie ist dir zu Muthe?
Oder
Des Türckischen Reichs Anfang/
Wachsthumb und Untergang/
Worinnen
Der eigentliche Unterscheid des Mahometanischen und Türckischen Reichs; sodann dieses geringen Anfang/und wundersames Wachsthum[illegible] denckwürdige Kriege/ Belägern und Eroberungen/ so der Türcke jemahls vorgenommen; ingleichen verschiedene ominöse Meynungen und Umbstände von dessen Untergang nachdencklich vorgestellet werden.

Franckfurt und Leipzig
Zu finden bey Christian Weidmannen/
gedruckt im 1686sten Jahr/

Verkleinerte Wiedergabe des Titelblattes einer seltenen Flugschrift aus der Zeit der Türkenkriege des Prinzen Eugen.
Original in der Bibliothek Wildberg.

mark in veränderten Zeiten wieder aufleben lassen wollte, begann die orientalische Frage, eines der schwierigsten und folgenschwersten Probleme Europas.

Mit den Siegen Sobieskis, des Herzogs von Lothringen und später des Prinzen Eugen, also mit Hilfe von fremden Truppen und Heerführern, war es dem Hause Habsburg gelungen, die Türken zurückzutreiben, Siebenbürgen und Ungarn bis zur Theiß zu gewinnen; Kaiser Leopold, der ein sehr frommer Mann war,

nahm seine Rettung für ein „miracle“ und sagte denen, die de
Feldzug gewannen, sie sei von Gott gekommen, „der in allem s
übernatürlich vor das Haus Österreich operiert“. Nur in bezu
auf die Finanzen verließ das Glück die Regierung in Wien, un
wenn der Blick des Politikers nach Osten schweifte, wo die sieg
reiche Armee „in miseria“ verkam, sah man schwere Sorgen, di
Abhilfe verlangten, mußte Steuern ausschreiben, und die Be
amten bekamen nicht selten zu hören, daß es unter dem Halb
mond weit besser gewesen sei.

„Seit dem 16. Jahrhundert“, sagt Grün in seiner Kultur
geschichte, „war die Idee der Volkssouveränität nicht ohne Ein
fluß der jesuitischen Literatur aufgekommen.“ Diese Idee fan
jedoch nur in England eine Handhabe durch die beiden Häuse
des Parlaments, in Frankreich suchten die Gerichtsparlament
sich zwischen Volk und Krone zu schieben, in Deutschland er
hoben die privilegierten Stände denselben Anspruch. Mit ihrem
Recht wollten sie das allgemeine Recht vertreten; aber in beide
Ländern wurden sie durch den Absolutismus niedergehalten. Di
deutschen sogenannten „Wahlkapitulationen“ verboten den ein
zelnen wie den Landständen, sich um Rechtsschutz an den Kaise
zu wenden; das Reichskammergericht, wohl eine der schlechte
sten und verwirrendsten juristischen Institutionen der Wel
geschichte, versagte nach jeder Richtung und wußte nicht
anderes, als Prozesse in die Länge zu ziehen und unnötige Koste
zu erzeugen. So ging im Reiche alles auf Sonderung, auf Einze
willkür aus, vom untersten bis zum obersten strebten die Reichs
stände nach Loslösung von Wien und Erhöhung ihrer Selb
ständigkeit.

Dem dekorativen Sinn der Zeit entsprechend spielten die äuße
ren Abzeichen von Rang und Würde eine gewaltige Rolle. Hie
setzte die Finanzverwaltung des deutschen Kaisers den Hebel an
und der pedantische Beamtengeist der „Hofräte“ feierte seine
Triumph, indem er aus der Titelsucht der Westhälfte des Reiche
das Geld für die östlichen Machenschaften herauszupressen be
gann. Wer „durchleuchtig“ sei, wie viele Schritte dem Gesandte
eines Königs, eines Kurfürsten entgegengemacht werden durften
das war auf dem Reichstag die „deutsche Frage“, deren Beant
wortung in klingender Münze für die Lösung der orientalische
aufkommen sollte. Es war ein eitles Sichrecken und Strecken, ei
Wedeln um den Kaiser, der nur im Verleihen von Titeln noc
Macht und Finanzquellen besaß“. Die Grafen sehnten sich nac
der Fürstenkrone, Leopold erhob sie gegen Taxen und nannt

das die „Reputation“. Der Preis für Rangerhöhungen war sein sicherstes Einkommen aus dem Reich. Für einen Fürstentitel gingen 12 000 fl. nach Wien, der Grafentitel kostete 4000 fl., ein Ritter 300 fl., „Wohlgeboren“ wurde man für 200 fl. Ein Hoflieferantentitel kostete 80 fl., ein Doktordiplom 60 fl. Die Lizenz für eine Druckerei erwarb man um 400 fl. Für die Gründung einer Universität mußte der Landesherr 2000 fl., für ein Gymnasium 1000 fl. zahlen (seit 1672). Auf diese Weise kamen der Wiener Hof und die Stadt wieder zu Geld, und es geschah, daß der volkstümliche und hochberühmte Kanzelredner Abraham a Santa Clara „die kaiserlich Residenzstadt, dieses verfestigte Granitzhaus, die ehrreiche, lehrreiche und gewehrreiche Stadt“ also apostrophieren konnte: „Stadt in höchster Glorie! Schöne Residenz und Burg, du bist wirklich vom römischen Kaiser und dessen volkreicher Hofstatt bewohnt! Der Adel, fast in einer unzählbaren Menge, frequentiert nicht ohne kostbare Pracht ganz diensthaft den Hof; von allen Orten und hohen Höfen täten ab- und zulaufen die eilfertigen Kuriere. Absonderlich dazumalen war zu sehen mit höchster Verwunderung der prächtige Einzug der großen moskowitischen Gesandtschaft, die in etlich hundert Personen bestand, sodann wieder der ansehnliche und den alten Römern zu Trutz angestellte Eintritt des polnischen Ambassadors. Auch ein hundertäugiger Argus hätte genug zu gaffen gehabt, wobei das versammelte Volk in den Gassen beiderseits, wie eine lebendige Ringmauer, gestanden und sich über solchen indischen Pomp verkreuzigt ... die klingenden Trompeten und allerorts erschallende Musik aus der Adelichen Palast und Höfen machten immerzu ein solches annehmliches Getös, daß man dafür gehalten, der Himmel muß haben ein Loch bekommen, wodurch die Freuden metzenweis in die Wiener Stadt gefallen!“ Und dann kam eine dröhnende Mahnung der Buße, und alle Schrecken von Pest und Türkengefahr wurden an die Wand gemalt.

Die pomphaften Gesandtschaften, wie sie der Mönch erwähnt, mehrten sich, der Handel mit Kronen setzte ein, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg ließ sich den neunten Kurhut verleihen und wurde Kurfürst von Hannover. Der sächsische Kurfürst Friedrich August erschien (zuerst als Prinz) und bezauberte durch seine gewaltigen Körperkräfte und die elegante Führung aller ritterlichen Künste die Damen und die sportfrohe männliche Jugend. Er schloß Freundschaft mit dem ältesten Sohn des Kaisers, dem gewählten „König“ Joseph, und in Wien faßte man den Plan, aus dem feingebildeten und prächtig einherstolzieren-

den nunmehrigen Kurfürsten von Sachsen den König von Pole
zu machen, als die Nachricht vom Tode Johann Sobieskis eintra
Der schöne, ritterliche Mann mußte dort nach aller Meinung g
fallen. Und er gefiel; er schlug durch reichliche Bestechung de
französischen Gegenkandidaten, Prinzen von Conti, aus de
Feld — denn die Pariser Subsidien waren knapp geworden -
und erhielt die Unterstützung des Jesuitenordens, nachdem
der polnischen Krone zulieb in Baden bei Wien katholisch g
worden, „um der Reputation willen“, wie damals gesagt wurd
Hier wuchs ein Reichsfürst aus dem Verbande des Reichs herau
wie es bisher nur das Haus Habsburg mit den Kronen von Unga
und Böhmen erreicht hatte. Um seinen prächtigen Hof, d
zwischen Dresden und Warschau den Aufenthalt wechselte, u
die Kosten des Wahlfeldzugs zu bestreiten, verpfändete und ve
kaufte der Kurfürst einige Gebiete an seinen Brandenburg
Nachbarn, der indessen zu Reichtum und Macht herangewachse
war. Von dort kam nun eine Gesandtschaft nach Wien, dere
Forderung den Kaiser wie seinen Räten bedenklich erschien. I
Auftrag hing nach zwei Seiten mit den polnischen Dingen z
sammen.

Es war eine Gesandtschaft des Kurfürsten Friedrich III. v
Brandenburg, der anfragte, wie Kaiser Leopold sich zu einer E
hebung des Kurfürsten zum König von Preußen verhalten würd
Zunächst lehnte die römische Majestät ab und verschanzte si
hinter einem Berg von Formalitäten. Ein Wahlkönig von Pole
schien seinen Räten durchaus annehmbar; aber ein erblich
König von Preußen, der in Berlin ständig residierte, wirkte b
denklich. Als die Ausflüchte des Kaisers feste Gestalt bekame
wandte sich Friedrich III. nach Versailles durch einen auße
ordentlichen Botschafter mit der gleichen Anfrage.

Inwiefern die Dinge mit Polens Königswahl auch außerha
der kurfürstlichen Eifersucht auf den Königstitel des sächsisch
Nachbarn zusammenhingen, zeigt ein kurzer historischer Rüc
blick. Nach dem Ende des souveränen Ritterordens, der das He
zogtum Preußen als polnisches Lehen besaß und es nach der R
formation unter dem gleichen Lehensverhältnis als Erbherzo
tum der Familie des letzten regierenden Hochmeisters, ein
Brandenburgers, überlassen mußte, sicherte sich Kurbrandenbu
durch eine Doppelheirat die Anwartschaft. Das Erbe realisier
sich (1618) beim Tode des Herzogs Albrecht Friedrich, und Ku
fürst Johann Sigismund von Brandenburg wurde Herzog v
Preußen unter polnischer Lehnsoberhoheit, die allerdings me



Apotheose auf Kaiser Leopold I.
Titelblatt aus: „Triumphus novem saeculorum imperii Romano Germanici etc.“ Wien 1700.

ein historisches Recht als ein praktischer Übelstand war. Während der Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640 bis 1688) wurde die Lage durch den Polnisch-Schwedischen Krieg unhaltbar; der Kurfürst schloß gegen Schweden ein Bündnis mit den polnischen Städten in Westpreußen, wurde aber von den



Friedrich August II., der Starke,
Kurfürst von Sachsen, König von Polen.
Kupferstich von Joh. Jak. Thourneyser.

Schweden, die vor Königsberg erschienen, so stark bedrängt, daß er ihnen ein Bündnis anbot und sein Herzogtum nun als „schwedisches Lehen“ von König Karl Gustav in Empfang nahm. Als er sich aber als Bundesgenosse bewährte und vor Warschau die Polen schlug, hob Karl Gustav zum Dank das schwedische Lehensverhältnis auf, das polnische bestand jedoch weiter, bis im Vertrag von Wehlau (1657) die Souveränität anerkannt und im Frieden von Oliva auch von Frankreich bestätigt wurde gegen einen

Verzicht auf Westpreußen. Bei der Anfrage wegen der Königskrone in Wien machte man die ersten Schwierigkeiten wegen der ungeklärten polnischen Lehensverhältnisse, die vom Reich keine Anerkennung erfahren hätten. August der Starke, der von Brandenburg Subsidien für seine Wahl erhalten hatte, machte keine Schwierigkeiten; aber vertraut mit den seltsamen Wiener Verhältnissen, wo nur durch Beichtväter und Hofräte etwas zu erreichen war, riet er seinem Nachbarn, er möge doch katholisch werden und sich vom Papst die Königskrone bestätigen lassen. Aber die Sache machte sich in Wien schneller als man dachte. Der Spanische Erbfolgekrieg war im Entstehen, Brandenburgs Kriegsmacht konnte ein entscheidender Faktor werden, und alles kam darauf an, den Kurfürsten von einem französischen Bündnis abzuhalten. Der Kaiser erkannte „um der Reputation willen“ die zweite Königskrone im Reich an, die an Stelle eines Kurhuts trat.

Waren die polnisch-preußischen Schwierigkeiten auf diese Weise beseitigt oder vielmehr hinausgeschoben, für Wien und den europäischen Osten klaffte noch immer in Ungarn eine blutende Wunde, und eine alte Kultur drohte unter der Türkenherrschaft zu verbluten. Seit die Magyaren kurz vor dem Jahre 1000 Christen geworden waren und dafür vom Papst Sylvester II. die „Stephanskrone“ nebst einem Patriarchenkreuz und den Titel des „apostolischen“ Königs für ihren Herrscher erhalten hatten, wogte der innere Kampf zwischen dem alteingeführten Heidentum und der neuen Religion noch lange im Inneren fort. Für die Kultur des Landes ließen die Könige Kolonisten vom Niederrhein kommen, die sogenannten „Flandrer“, dann Sachsen und Schwaben, die gute Landwirtschaft in den fruchtbaren Gebieten einführten. Bald erzwang der Adel große Vorrechte durch eine „Goldene Bulle“ und die Geistlichkeit ein günstiges Konkordat, das Handwerk und die Industrie richteten sich teils nach byzantinischem und teils nach Wiener Vorbild, das gesellige Leben des Adels hatte viel Gemeinsames mit dem polnischen Nachbarn. Mochten die Könige dem Lande entstammen oder dem neapolitanischen Hause Anjou, es galt den kriegerischen Sinn wachzuhalten, denn bald bedrohten Mongolen, bald feindliche Balkanvölker die Grenzen. So kam es, daß die ungarischen Turniere die glänzendsten waren, der Adel waffengeübt blieb und leicht zur Unbotmäßigkeit geneigt. Durch seine Gemahlin, die Erbtochter der Anjou, wurde der deutsche Kaiser Sigismund König von Ungarn. Er hatte viele Streitigkeiten mit den Magnaten und die ersten Angriffe der Türken zu bestehen, führte in diesem Grenz-

land das „erste Militärreglement“ ein und gab den bisherigen königlichen Freistätten die deutsche Reichsstandschaft. Durch seine Tochter, die den Herzog Albrecht von Österreich heiratete, kam Ungarn zum erstenmal an das Haus Habsburg, dann nach dem Tode von dessen unmündigem Sohn wurde Matthias Corvinus Hunyady zum König gewählt (1458—1490), der glänzend Hof hielt und dem Lande eine kurze Kulturblüte brachte. Er gab Ungarn eine bis dahin nicht erreichte Macht, eroberte sogar Wien und schlug dort seine Residenz auf. In Ofen wie in Wien regierte er als Förderer der Wissenschaften, versammelte berühmte Gelehrte an seinem Hof und legte eine kostbare Büchersammlung an. Unterstützt von seiner kunstsinnigen Gemahlin, Beatrix von Aragon, brachte er mit einem jährlichen Aufwand von 33 000 Dukaten einen Schatz von etwa 5000 klassischen, syrischen und hebräischen Handschriften zusammen, die in der Festung von Ofen, neben der Kapelle des heiligen Johannes untergebracht, als öffentliche Bibliothek dienten unter Leitung des Humanisten Thadäus Ugoletti. Die Bibliothek litt unter den Eroberungen von Ofen im folgenden Jahrhundert und wurde zum größten Teil zerstreut, bis vor der Eroberung von 1686 ein Teil nach Stambul in das alte Serail kam, der andere zu Geschenken verwandt wurde. Die Codices der Corviniana sind am Einband oder Titelblatt mit dem Wappen des Gründers zu erkennen. Nach dem Tode des Matthias litt Ungarn unter wechselvollen Kämpfen mit den Türken, stand meist unter Herrschern des Habsburger Hauses und raffte sich (1667) zu einer großen Adelsverschwörung auf, als Kaiser Leopold religiöse und politische Freiheiten anzutasten schien. Die Verschwörung wurde entdeckt und die Führer enthauptet. Ungarn blieb immer unruhig und eifersüchtig bedacht auf seine Rechte; doch der Wahlkampf schwieg, seit Ofen den Türken wieder abgenommen war und zum Dank die Erbmonarchie — wie schon erwähnt — zur Einführung kam. Die Kultur Ungarns war insofern eine humanistische geblieben, als die Magnaten zu Staatsgeschäften und öffentlichen Reden sich der lateinischen Sprache bedienten und als letzte Nation in Europa diese Tradition internationalen Schrifttums auch außerhalb der gelehrten Welt pflegten. Die ungarische Sprache erhoben erst die Dichter des Landes und Schriftsteller der Barockzeit unter dem Druck der türkischen Besatzungen und im Kampfe um die Freiheit zu einer literarischen, und um die Mitte des Jahrhunderts erschien sogar eine Enzyklopädie aller Wissenschaften auf Ungarisch nach dem Beispiel der Deutschen.

Als Bundesgenosse des Reichs im Südosten erlangte die Republik Venedig neuen Aufschwung; der Kampf mit Ungarn um Dalmatien, der im Mittelalter immer wieder störend in die Handelsbeziehungen griff, war vorüber, seit die Türken im gesamten Balkangebiet die Oberhand gewonnen; aber der Streit mit dem Halbmond hatte im 16. Jahrhundert trotz der berühmten diplomatischen Geschicklichkeit Venedigs harte Opfer gekostet. Erst als die spanische Großmacht um die Mitte des Jahrhunderts zurücksank und deren Hegemonie in Italien zu schwanken begann, schlossen sich die Venezianer fest an Wien, gingen gleichzeitig mit den Siegen der Kaiserlichen gegen die Türken vor und befestigten ihre kulturelle Stellung im Orient so gut, daß die Republik bis zum Ende des Jahrhunderts eine neue Blüte erlebte, ehe sie in die Idylle der Rokokozeit einmündete und sich — wie ein Reisender schrieb — „auf sich selbst zurückzog". Im Barock blühte die Seidenfabrikation wie früher, berühmte Tabakfabriken verarbeiteten orientalische Rohstoffe, Seife und Wachs wurden im Hafen versandt, und die schönen, eigenartigen venezianischen Kunstmöbel wurden ebenso begehrt wie Spitzen, Gläser und Spiegel. Die reichen, lustigen Kavaliere Europas begannen sich in den Spielsälen und Palästen der Inselstadt zu amüsieren. ... Europas erste Fremdenstadt entfaltete langsam ihren verführerischen Reiz.

VIII.

Berlin und der Norden.

Gegensatz von Nord und Süd. — Der Große Kurfürst. — Die Geburt der preußischen Armee. — Die Bestimmung des Glaubens. — Kampf gegen die Stände. — Rocher de bronze. — Protest und Assekuration. — Ein Volk in Waffen. — Steuerdruck und Akzise. — Einwanderung. — Die erste Kolonie. — Die Stadt Berlin. — Älteste Zeitungen. — Das interkonfessionelle Kleindeutschland. — Der Kampf gegen Habsburg. — Friedrich der Prächtige. — Der Musenhof von Charlottenburg. — Die philosophische Königin. — Die Sozietät der Wissenschaften. — Schlüter. — Die Königskrone. — Die schwedische Kultur. — Adelsrepublik. — Das Stockholmer Blutbad. — Die Reformation im Norden. — Auf der Universität von Upsala. — Das Schulwesen. — Neue Kultur. — Descartes. — Christines Hof. — Finanzwirren. — Die Abdankung. — Absolutismus ohne Land. — Karl Gustav. — Der Reichsrat a. D. — Die ewige Seligkeit vor Gericht. — Der Absolutismus als Lehre. — Die kartesische Philosophie. — Der Knabe auf dem Thron. — Ad absurdum. — Der Ritt zur Krönung. — Das böse Omen. — Im Jugendübermut. — Die Stadt unter dem Knabenterror. — Versailles in den Schatten gestellt. — Corneille in Schweden. — Ein Rest von Barbarei. — Voltaires Urteil. — Das Ende des Absolutismus. — Dänemark. — Die erste Zeitung. — Der Wunsch nach der Diktatur. — Das Königsgesetz. — Die Architektur. — Schrift- und Kultursprache. — Ole Worm. — Tycho Brahe. — Die dänische Kultur. — Leibeigenschaft. — Vom Einfluß der Führer.

Innerhalb derselben Nation läßt sich kaum ein schärferer Gegensatz denken, als der im 17. Jahrhundert hervortretende zwischen dem habsburgischen Österreich und dem hohenzollerischen Kurfürstentum Brandenburg. Dort ein behaglich lässiges, spanisch vornehmes Wesen, leichte Musik und weggescherzte Angst vor feindlichen Angriffen — die Note Wiens und seines Hofes. Hier ein langsames, stetes Aufstreben, beginnende Industrie, soldatisches Wesen — der Auftakt Berlins in der Weltgeschichte. An der Donau unter dem Taktstock des musikalischen Kaisers Leopold ein fatalistisches Ausruhen auf der breiten Tradition und ein hartnäckiges Beharren in veralteten Anschauungen, an der Spree stete Unruhe, rasches Einstellen in veränderte geistige Strömung. Konnte man am kaiserlichen Hof den Gedanken nicht aufgeben, die alte Weltmonarchie auf katholischer Basis wiederherzustellen, das kurfürstliche Haus beseelte das konsequente Trachten, die hergebrachten Reichsschranken zu durchbrechen und einen neuen Staat von europäischer Geltung zu schaffen. Politische Heiraten mit Erbschaftsaussichten, Ein-

handeln von Ländern und ihre Monarchien bei Friedensschlüssen zu vergrößern, verstanden beide, waren auch nicht wählerisch bei Mitteln zum Zweck; aber sie unterschieden sich in der diplomatischen und militärischen Ausnutzung des Erworbenen, eben durch die oben angedeuteten Gegensätze.



Kurfürst Friedrich Wilhelm.
Gemälde von Hannemann.

Seit Kurfürst Friedrich Wilhelm, der Neffe Gustav Adolfs, den Kurhut aufgesetzt hatte (1640), war in die Stadt und das Land eine ungewohnte Bewegung gekommen. Der Kurfürst, fein gebildet und fast gelehrt — er hatte in Leyden Geschichte und Sprachen studiert —, betrachtete Staatskunst und Kriegskunst als Wissenschaften, die man mit allen Mitteln einer modernen geistigen Technik und Waffenkunde beherrschen müsse. In der schwedischen Großmacht sah er den wichtigsten Staat des nörd-

lichen Europa, in Holland den zweitwichtigsten, mit denen er Verbindung suchte. Nachdem sich der Plan, Gustav Adolfs Tochter, Christine von Schweden, heimzuführen, an deren Ablehnung zerschlagen hatte, wandte sich Friedrich Wilhelm nach dem Haag und vermählte sich mit der Tochter des Erbstatthalters, Luise Henriette von Oranien. Die Armee säuberte er von dem Gesindel des Dreißigjährigen Kriegs und bildete aus einem Kern von 3000 Mann jene Elitetruppe, aus der im kommenden Jahrhundert die preußische Armee hervorgehen sollte.

Das politische Intrigenspiel und die stets wechselnden Kriegsverhältnisse des Jahrhunderts führten zu verschiedenen Plänen; so riet damals schon Graf Waldeck, ein von den Holländern übernommener Diplomat, zu einer preußisch-deutschen Union (deren Plan hundert Jahre später als Fürstenbund auftauchte und 1871 als Deutsches Reich Erfüllung fand). Zu den fast ununterbrochenen äußeren Verwicklungen kamen schwere innere Wirren religiöser und politischer Natur. Heftiger denn je tobte der Kampf zwischen Lutheranern und Reformierten. Zu den ersteren gehörte ein großer Teil der Bevölkerung, zu den andern der Kurfürst und sein höfischer Anhang. Mit dem gleichen Absolutismus, mit dem er nach französischem Beispiel regierte, wollte Friedrich Wilhelm den Glauben seiner Untertanen bestimmen. Er wollte zwar an der Gewissensfreiheit nicht rütteln; aber die einzelnen Bekenntnisse sollten sich vertragen. Als er von den Predigern einen Revers verlangte, nach dem sie sich verpflichten sollten, auf der Kanzel nichts gegen die Reformierten vorzubringen, weigerten sich die meisten, darunter der Dichter Paul Gerhard, und wurden ausgewiesen. Die Theologen traf das Verbot, in Wittenberg zu studieren; sie mußten die reformierten Fakultäten in Frankfurt a. d. O. oder in der neugegründeten Hochschule in Duisburg besuchen.

Heftige Opposition gegen die absolutistischen Gelüste des Kurfürsten machten die Stände, namentlich im Herzogtum Preußen. Die Zeit war, teils durch die allgemeine politische Konstellation, teils auch infolge der Reichsverfassung, dem Ständewesen nicht günstig. In England hatte die Restauration das Parlament von seiner souveränen Höhe gestürzt, in Frankreich war der Staatsbegriff mit der Person des Monarchen identisch, in Dänemark und Schweden waren „die alten Freiheiten“ überlebt, in Holland beschränkte das Haus Oranien systematisch „die Rechte der Hochmögenden“. Dem Staatswillen des Kurfürsten, dem diese Beispiele eine Lehre schienen, standen naturgemäß die korpo-

rativen Rechte der Stände im Weg. Er wollte seine Souveränität als „rocher de bronze“ in den Kampf stellen, und sein werdender Militärstaat sollte ihm dazu dienen. Diese dem 17. Jahrhundert entstammende Redensart vom „ehernen Felsen“ bekam historisches Interesse, als Friedrich Wilhelm I. sich ihrer erinnerte und schrieb: „Ich setze die Krone fest wie einen rocher de bronze“ (1716).

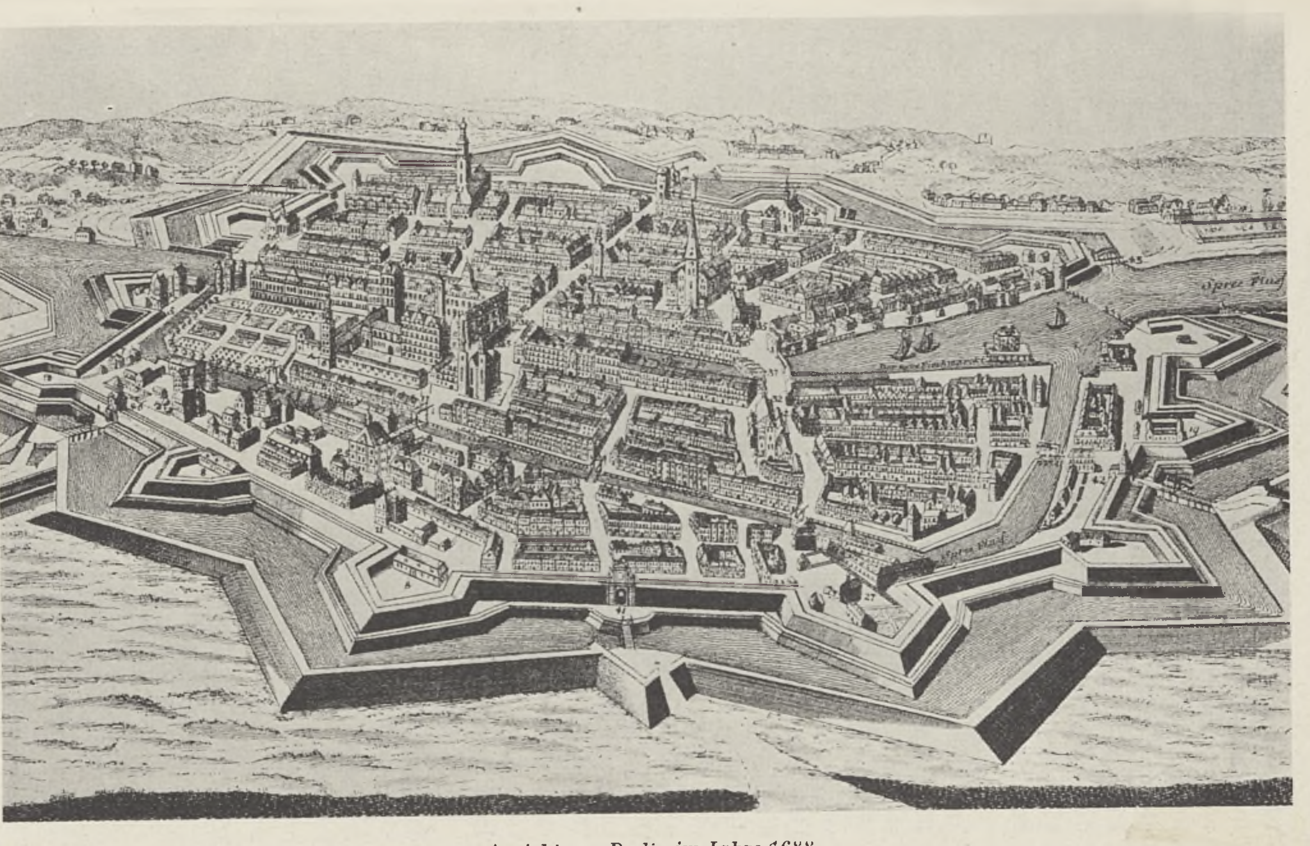
Als der Kurfürst in Preußen die Rechte der Stände beiseite schob, erfolgte ein Protest. Hieronymus Rhode, ständischer Schöppenmeister von Königsberg, und Oberst Christian Ludwig von Kalkstein wandten sich um Hilfe an den „polnischen Lehnsherrn“, obwohl ein Lehnsverhältnis seit dem Frieden von Oliva nicht mehr bestand und die Königsberger Volksstimme variierte das ungarische Wort und meinte, „es sei härter als türkisch regiert zu werden“. Es kam zum Konflikt. Der Kurfürst umzingelte Königsberg; Polen wollte — von der Furcht vor Absolutismus im eigenen Hause gepackt — den Ständen zu Hilfe kommen (1661). Rhode wurde gefangen und blieb bis zu seinem Tode im Kerker. Die Parteien einigten sich in einem Kompromiß, der sogenannten „Assekuration“, und eine Huldigung wurde ausgeschrieben. Da Kalkstein nicht dabei erschien, ließ ihn der Kurfürst verhaften, begnadigte ihn aber, als er „Urfehde“ schwor. Jedoch kurz darauf ging Kalkstein nach Warschau, von wo der Kurfürst dessen Auslieferung verlangte. Da es damit gute Wege hatte, so ließ der preußische Gesandte am polnischen Hof den Kalkstein heimlich aufgreifen und über die Grenze bringen, machte sich aber selbst nach dieser Verletzung des Völkerrechts aus dem Staub. Kalkstein wurde in Memel enthauptet (1671). Zu der ungeheuren Aufregung, die solche Gewalttat auslöste, gesellte sich ein schwerer Steuerdruck und Widerstand gegen die ebenso gewaltsame „Konskription“ von Soldaten, die an Stelle der einstigen Werbung trat.

Der Weg, ein Volk in Waffen zu bilden, war angetreten.

Um die schweren Lasten der Städte zu erleichtern, verlieh ihnen der Kurfürst das Recht der „Akzise“, eine Ergänzung der direkten Abgaben, wie er sie in Holland gesehen. Diese Steuer gehört zu den frühesten „Verzehrungsabgaben“, die nach der Produktion eine Ware zum zweitenmal trifft, ehe sie in die Hand des endgültigen Verbrauchers kommt. Abgesehen von solchen Steuerschröpfungen war die Regierung bemüht, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu beleben, wobei dem Landesherrn seine Lehrzeit in Holland vielseitig zugute kam. Niederländische Kolonisten bürgerten die erste rationelle Viehzucht und sorgfältigen

Ackerbau ein. Baumeister, Zimmerleute, Stempelschneider von dort gaben dem Handwerk frischen Zug, die Kurfürstin zog Maler und Bildhauer in ihre Nähe, die ersten preußischen Verwaltungsbeamten gingen an ihre Arbeit, „submisseste“ Pedanterie mit praktischem Verständnis für die Erfordernisse der Landschaft gemischt. Die erste Idee einer Flotte tauchte auf, preußische Werften bauten zwei Fregatten, die ausliefen, in Westafrika eine Kolonie zu gründen. Der Gedanke war weitausschauend und klug, die Ausführung töricht. Am 2. Januar 1683 wurde die Brandenburger Flagge in „Großfriedrichsburg“ gehißt. Den Treueschwur der Eingeborenen feierte man mit „Fetisiesaufen“. Fetisie war eine Schale Branntwein mit Schießpulver oder Wermut versetzt. (Die fieberverseuchte, ohne Verstand gewählte und besiedelte Kolonie wurde 1720 an die Holländer abgetreten.) Der geistig lebhafte und stets vorausdenkende Kurfürst, dem für weite Unternehmungen nur die rechten Männer fehlten, interessierte sich lebhaft für China und legte die erste Sammlung chinesischer Kulturerzeugnisse in Europa an.

Im Großen Kurfürsten, wie ihn die Mitwelt seit dem Sieg über die Schweden bei Fehrbellin (1675) nannte, kann man den Gründer der eigentlichen Stadt Berlin erkennen. Vor ihm war es ein Städtchen von 6000 Einwohnern; er brachte seine Residenz auf 28 000 und schuf damit eine Hauptstadt, die zum Kulturmittelpunkt eines in den Anfängen schier gewaltsam zivilisierten Landes werden sollte. Die Linden und der Lustgarten wurden angelegt, Berlin und Kölln verbunden, die Dorotheenstadt und Friedrichswerder neu angelegt, die Straßen gepflastert und des Abends beleuchtet. Durch Ansiedlung vieler Franzosen und Süddeutscher, die durch Religionsstreit vertrieben wurden, bekam die Stadt weltbürgerlichen Charakter und äußeren Schliff. Die erste regelmäßig erscheinende Zeitung ging aus der Haudeschen Offizin hervor. Die erste deutsche Zeitung, die täglich erschien, war die heute noch bestehende „Leipziger Zeitung“ (seit 1660), die ältesten Wochenblätter stammen aus Köln, Straßburg und Frankfurt a. Main. Es war eine Tat des absolut denkenden und regierenden Kurfürsten, ein ziemlich frei gehaltenes Nachrichtenblatt zu erlauben. Im ganzen weit und frei denkend, nahm er Hugenotten und Katholiken, sowie alle Sektierer in seinen Landen auf, wenn sie nur gegenseitig Ruhe hielten, so daß man vom Jülich-Cleveschen Gebiet als von einem „interkonfessionellen Kleindeutschland“ sprach. Jesuitenpatres verkehrten am Berliner Hof und wurden, wie die Patres Wolff und Volta, zu diplo-



Ansicht von Berlin im Jahre 1688.
Nach dem Kupferstich von Joh. Bernh. Schulz.

matischen Aufträgen benutzt. Die seit ungefähr einem Jahrhundert ausgewiesenen und verbannten Juden ließ der Kurfürst wieder ins Land, was den Aufschwung des Handels bedeutend förderte. Kurfürst Friedrich Wilhelm starb nach 44jähriger Regierung (1688), nachdem er den Staat bedeutend vergrößert, die Einkünfte verfünffacht und als Erbschaft seinem Sohn Friedrich die Königsidee hinterlassen hatte, den Kampf gegen Habsburg aber als politisches Vermächtnis. Der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland keimte unter seiner Regierung.

Ihm folgte Friedrich der Prächtige. „Weder im Kabinett noch im Felde zu Hause", sagt Grün in seiner Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts, „wurde er doch Mehrer des Reichs, und an seinen Namen knüpft sich die Einführung höherer Bildung, der Wissenschaft und Kunst in Preußen." Im Innern wurde die gesunde Agrarpolitik seines Vorgängers fortgesetzt, verschiedene Domänen durch Parzellierung besiedelt und für einzelne Güter die Erbpacht eingeführt, die man später wieder aufgeben mußte, da die Grundbesitzer dagegen arbeiteten und auch der Staat bei dem stets fühlbarer werdenden Geldmangel seine Liegenschaften nicht verkleinern durfte. Doch solange Friedrich regierte, lag ihm vor allem daran, das Land mit nützlichen Bewohnern zu bevölkern, geschickte und kunstfertige Leute anzusiedeln, den Wohlstand durch gewinnbringende Arbeit zu heben. Daß er auch vielfach versuchte, durch die Goldmacherkunst die leeren Kassen zu füllen, lag im Zuge der Zeit. Er war in einem dekorativen Jahrhundert der richtige Herrscher.

Edle Kultur und feine Lebenskunst pflegte die Kurfürstin Sophie Charlotte. Sie stammte aus dem geistig sehr kultivierten Hof von Hannover und suchte ihren Einfluß weithin wirksam zu machen. Ihr zu Ehren wurde Charlottenburg gegründet und benannt, das Schloß von Andreas Schlüter, dem letzten Repräsentanten antiken Formbewußtseins in der Architektur, gebaut[1], der Garten nach Lenôtres Plänen angelegt. So gestaltete die „philosophische Königin", wie man Sophie Charlotte, die Freundin Leibniz', nannte, das alte Lietzenburg in ihrem Sinne um (1695). Auf ihre Anregung wurde eine Akademie der bildenden Künste und durch Leibniz die „Sozietät der Wissenschaften" gegründet. Mathematik, Physik und Sprachenkunde fanden Pflege, die Gelehrten traten mit ihren berühmten Fach-

[1] Es wurde von Eosander von Göthe und Knobelsdorf im 18. Jahrhundert vergrößert und ausgebaut.

genossen des Auslands in Verbindung. Die Kurfürstin — durch langen Aufenthalt in Paris mit Frankreichs führenden Geistern bekannt — empfing die Vertreter der verschiedensten Richtungen in Philosophie und Religion, widmete den Künsten ihr lebhaftestes Interesse. Nach Schlüters Plan wurde auch das Berliner Schloß



Gottfried Wilhelm von Leibniz.

in den wuchtigen Formen der Spätrenaissance umgebaut. Schlüter schuf die Köpfe der sterbenden Krieger am Zeughaus und die Reliefs am Schloß. Es war Bewegung in der Stadt und am Hof, man strebte über die bisherige bescheidene Stellung hinaus und sah sich dem Ziel nahe, als endlich die mühevollen Verhandlungen zur Anerkennung des Königstitels geführt hatten und im Januar 1701 mit ungeheurer Pracht die Krönung in Königsberg vonstatten ging.

Dies war die erste Etappe in der preußischen Entwicklung; die zweite sollte die Ostsee in den Machtbereich des Hauses bringen und vor allem Schweden vom pommerischen Festland verdrängen. Im Besitz der wichtigsten Gebiete fast rund um die Ostsee, war Schweden seit dem Dreißigjährigen Krieg die erste Macht des Nordens. Die schwedische Kultur. auf uralten Traditionen empor-





Köpfe sterbender Krieger am Zeughaus in Berlin.
Skulpturen von Schlüter.

gewachsen, die sich weit in sagenhafte, vorchristliche Zeiten verlieren, war auf dem Lande, in den Adelssitzen und den kleinen Küstenstädten eigenartig nordisch geblieben. Wikingergeist, Hansageist und ein romantisches Streben nach Kriegsruhm beherrschten die starke, blonde Bevölkerung. Gustav Adolfs siegreiche Kriege, vorher schon das Vordringen des Herrscherhauses auf den polnischen Thron, die Beteiligung an der europäischen Politik trugen neuen Geist ins Land und befriedigten die romantischen Träume. Nicht ausgesprochen, aber in Wirklichkeit war das Reich eine Adelsrepublik mit einem König an der Spitze, dem die Herren in altnordischer Treue Gefolgschaft leisteten, wenn auch da und dort Auflehnung, Parteibildungen die ruhige Entwicklung störten und meist blutiges Ende fanden. Die Geschichte



Hof des Berliner Schlosses.
Erbaut von Andreas Schlüter.

bietet ein ewiges Hin und Her in den Jahrhunderten der Gotik und Renaissance, zumeist (wenn auch mit Unterbrechungen) unter dänischen Königen, seit Margarethe von Dänemark in der Kalmarischen Union die drei nordischen Kronen vereinigt hatte. Diese Gemeinsamkeit fand ihr Ende in dem Stockholmer Blutbad, als nach einem Aufstand die Edelsten und Angesehensten der



Der schwedische Kanzler Axel von Oxenstierna.
Stich von W. J. Delff nach Mierevelt 1624.

Nation grausam aus dem Wege geräumt wurden, damit Christian II. eine absolute Macht auf den Trümmern der Aristokratie errichten könne (1520). Dieser Frevel einigte die Schweden; sie erhoben sich unter Gustav Wasa und erwählten ihn auf dem Reichstag zu Strengnäs zum König nach Vertreibung der Dänen; damit hörte die Kalmarische Union für immer auf, deren eifrigste Parteigänger die Bischöfe gewesen. Deren Macht brach König Gustav und führte durch Reichstagsbeschlüsse die Reformation im Lande ein, wobei die Klöster und geistlichen Güter eingezogen

wurden. Zu Ende des Jahrhunderts setzte eine Gegenreformation von kurzer Dauer ein. Endgültig befestigte Karl IX. den lutherischen Glauben; er unterdrückte die Macht des Adels, begründete einen zeitgemäßen Bergbau, versuchte Industrie einzuführen und traf manche treffliche, gemeinnützige Einrichtung; er ließ die alten Volkslieder sammeln und die Chroniken, die reichlich im Lande erhalten waren.

Als sein Sohn Gustav II. Adolf zur Regierung kam, stand die allgemeine Bildung noch auf niedriger Stufe; aber die Jugend war doch schon so bildungshungrig, daß auf der Universität Upsala die Hörer sich in die Collegia drängten. Zwei gelehrte Professoren wetteiferten derartig um die Gunst der Jugend, daß gewaltige Prügeleien entstanden. Der König machte kurzen Prozeß, indem er beide abberief. Der eine, Messenius, der Geschichtskomödien für das Theaterspiel seiner Studenten schrieb, kam in Gefangenschaft und verfaßte im Kerker eine große 14bändige Geschichte von Schweden; der andere, Rudbeckius, organisierte, nachdem sein Nebenbuhler beseitigt war, im Sinne der Zeit das gesamte skandinavische Schulwesen. Gustav Adolf gründete die Universität Dorpat, ließ Gymnasien errichten, belebte Bergbau und Handel, bereitete die große Epoche der schwedischen Architektur vor, die sich an die Namen Tessin und Jean de la Valée knüpft. Maler sammelten sich am Hof und auf den Schlössern des Adels, der sich während der siegreichen Kriege des Königs und durch diese ungeheuer bereicherte, die Herrensitze wurden neu erbaut und mit prächtigem Hausrat geschmückt. Es war eine junge, eigenartige Blüte, die sich im Norden entwickelte, indes die alten Kulturländer Europas im Kriege verbluteten.

Nach Gustav Adolfs Tode (1632) kam dessen sechsjährige Tochter Christine auf den Thron, zwölf Jahre unter Vormundschaft des adligen Reichsrats, an dessen Spitze Axel Oxenstierna stand, zehn Jahre als souveräne Königin, unter deren Zepter Künste und Wissenschaften gediehen, der Philosoph Descartes erschien als Gast, Dichter umschmeichelten die junge Königin, die mit großer Geste Millionen verschwendete und daran war, ein medizäisches Zeitalter zu träumen, als die Staatsfinanzen in derartige Unordnung gerieten, daß Krongüter veräußert werden mußten und die unzufriedene Bauernschaft zu rebellieren begann. Christine kaufte Bilder, sammelte Münzen, Handschriften und Bücher, war bewandert in jedem Sport und in jeder Gelehrsamkeit ... nur allzu wenig vertraut mit Finanzangelegenheiten und Staatsgeschäften. Unter ihrer Regierung erschien die erste regel-

mäßige Zeitung, der etwas später der „Svenska Mercurius“ (1674) folgte. Im Jahre 1654 versammelte die Königin die Reichsstände in Upsala und legte die Krone zugunsten ihres Vetters Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken nieder, behielt sich aber außer einem festen Einkommen die Unabhängigkeit ihrer Person und die absolute Gewalt über ihr Gefolge vor. Letzteres führte zu dem seltsamen Fall, daß sie in Paris als souveräne Königin ihren Stallmeister Marquis Monaldeschi zum Tode verurteilte und in einem Zimmer des Schlosses von Fontainebleau, das sie als Gast bewohnte, hinrichten ließ (1657). Dies entsprach den Grundsätzen des konsequent durchgeführten Absolutismus.

Die Politik ihres Nachfolgers, auf die Verstärkung der Ostseemacht gerichtet, führte zu Kämpfen gegen Polen und Dänemark. Anfangs siegreich, hinterließ Karl Gustav das Land bei seinem plötzlichen Tod in schwerer Bedrängnis, und Schweden sah sich — ein unmündiges Kind auf dem Thron — der Einkreisung jener Mächte gegenüber, die nach ihrer Staatsräson die Vormacht des Nordens zurückdrängen mußten. Die schwedische Diplomatie bewährte sich aber. Erst als Karl XI. mündig war und sich in Kriege verwickelte, ging Pommern an Brandenburg verloren. Nach Friedensschluß führte der König, französischem Muster entsprechend, den ungehemmten Absolutismus ein und regelte seine Souveränitätsrechte, wie es Ludwig XIV. getan, der Macht seines uneinigen Adels ein Ende bereitend. Die gesamte Verwaltung wurde neu eingerichtet, die Rechtspflege verbessert und von mittelalterlichen Gebräuchen gereinigt, ein Gesetzbuch in Angriff genommen. Der König verband sich mit der Geistlichkeit, den Bürgern und Bauern gegen den Adel und schränkte die Befugnisse des Reichsrats ein, der schließlich — sein eigenes Todesurteil verkündend — die Erklärung abgab, der König sei gar nicht gebunden, die Stände um ihre Meinung zu fragen. Als nun der Propst Boethues gegen den Absolutismus schrieb, wurde er zum Tode verurteilt und ihm überdies im gerichtlichen Urteil „die ewige Seligkeit abgesprochen“.

Auf der Universität in Upsala mußte der Absolutismus als die einzig richtige, von Gott eingesetzte Staatsverfassung gelehrt werden. Doch so absolut der König alles behandelte, was die Staatsräson betraf, zum Gebieter in geistigen Fragen wollte er sich nicht aufwerfen. Weitverbreitet und von allen für damalige Begriffe modern Denkenden war auch in Schweden das philosophische System des Descartes, „die cartesische Philosophie“, und man erinnerte sich gern an den Besuch des Meisters an

Christines Hof und an sein feierliches Begräbnis in Stockholm. Aber die protestantischen Theologen fanden Ärgernis an diesem System und stellten an die philosophische Fakultät den Antrag, es aus dem Lehrplan zu verbannen. Doch den Professoren der Gottesgelahrtheit ward die Antwort: „Es ist kein Wunder, daß



König Karl IX. von Schweden.
Nach dem Kupferstich von R. White.

ein alter Professor, der an die 20 Jahre den Studenten philosophiam aristotelicam diktiert und sich dadurch ein venerables Ansehen erworben, vor Eifersucht fast bersten will, wenn er sieht, daß ein junger Cartesianer auftritt und die graubärtige Weisheit für lauter Lapperei und nutzlosen Bettelkram erklärt und bei der Jugend Gehör und Zulauf findet.“ Karl XI. ließ die neue Philosophie in seinen Staaten unbehelligt, das „cogito ergo sum“ schien ihm keine schlechte philosophische Basis des Selbst-

herrschertums, und der Begründer des Rationalismus blieb dem naturwissenschaftlich interessierten Jahrhundert überall ein guter Berater.

Als Karl XI. starb (1697), sah Schweden im König den Staat, und der Knabe, dessen Hände die Zügel des Gefährtes leiten sollte, raste in tollem Galopp durch die Zeit, bis sein Wagen umstürzen



Karl X. Gustav schreibt, von tödlicher Krankheit ergriffen, sein Testament.
Nach der „Schaubühne der Weltgeschichte".

mußte. Die Regierung Karls XII. führt den Absolutismus als System für den politisch Denkenden ad absurdum und läßt der großen Tragödie des Jahrhunderts ein tolles Satyrspiel folgen. Der Fünfzehnjährige, wild und tollkühn von Natur, von Kindheit an im Allmachtsgefühl des Selbstherrschers aufgezogen, warf das Testament des Vaters um, der eine Vormundschaft angeordnet hatte, und fand willfährige Werkzeuge, die seine Volljährigkeit aussprachen. So kam Schweden dazu, den Launen eines eigensinnigen und schlechterzogenen Kindes gehorchen zu müssen.

Der junge König äußerte nur den Wunsch, von der lästigen Regentschaft, die ihm Unterricht erteilen lassen wollte, befreit zu werden, und nach drei Tagen war der Staatsstreich durchgeführt; eigentlich hatte es dazu nur weniger Stunden bedurft, ein Be-

weis, wie rasch ein durchgeführter Absolutismus nicht nur die Gesetze, sondern auch den Patriotismus und jedes Unabhängigkeitsgefühl vernichtet. Ein kluger Intrigant, der nach Einfluß strebt, einige bequeme Aristokraten genügten und ein brutaler Kraftmeier, wie Graf Lewenhaupt, der in der denkwürdigen Sitzung drohte, jeden Gegner des Plans zum Fenster hinauszuwerfen. Ohne Zögern empfing der Knabe Huldigung und Eidschwur der Stände, weigerte sich aber seinerseits, „die königliche Assekuranz“ zu geben. Er wollte ungebunden bleiben und die Krone von niemand entgegennehmen. So setzte er sich, als der Krönungstag dämmerte, zu Pferd — die Krone auf dem Kopf, das Zepter in der Hand — und ritt zur Kirche, umjubelt von der Bevölkerung, die den jugendschönen Reiter wie einen Märchenprinzen anstaunte. Aber die Krone fiel ihm vom Kopf, in die Märchenstimmung kam der schwarze Schatten eines bösen Omens.

Hemmungslos, von keiner wohltätigen Macht beeinflußt, folgte der schöne Märchenprinz jeder Regung seiner Phantasie. Die Staatsgeschäfte erledigte er rasch in seinem Schlafzimmer mit Hilfe einiger Günstlinge — oft fand er wochenlang keine Lust dazu und warf die Minister, die sich meldeten, persönlich zur Tür hinaus; sie bekamen nur selten die Depeschen zu lesen, die von den auswärtigen schwedischen Gesandten an den König gingen. Die Feinde der nordischen Großmacht freuten sich über die Zustände in Stockholm, vereinigten sich zu gemeinsamer Tat und rüsteten. Indessen ging der König auf Bärenjagd, machte die wildesten Ritte, scheute keine Lebensgefahr und keine körperliche Abhärtung, exerzierte Soldaten ein und verführte die jungen Edelleute seiner Umgebung, mit ihm als wilde Meute im Palast und in der Stadt zu tollen. Bei Tisch warf er den eingeladenen Würdenträgern Kirschkerne ins Gesicht und trieb, mit seinen Kameraden vereint, jeden denkbaren Unfug, den Knaben in den Flegeljahren ersinnen. Alle Marmorbüsten im Schloß, die Christine und ihre Nachfolger gesammelt, büßten ihr Nasen ein, Möbel wurden zerschlagen und in der Kapelle die Bänke angesägt, damit die Hofgesellschaft während der Predigt stehen mußte. In seinem Zimmer hielt Karl XII. einen zahmen Bären, den er besoffen machte, wobei das Tier aus dem Fenster stürzte und sich tötete. Mit den Läufern des Hofes liefen die jungen Edelleute und der König um die Wette; tollkühne Schlittenfahrten über das Eis und Schwimmen mitten im Winter ergötzten die Knaben. Als der Prinz von Holstein zu Besuch kam, ging es noch toller zu; ein Hase wurde

im Schloß gejagt bis in den Saal des Staatsrats, wohin er sich geflüchtet ... und die Perücken wackelten vor Angst, und in die Handelsleute kam Unruhe ... und die jungen Mädchen kicherten hinter den kleinen Scheiben ihrer Fenster, als die Prinzen mit ihren Kameraden in die Stadt ritten, den blanken Degen in der Faust, nichts als ein Hemd auf dem Leib. Des Nachts lief die übermütige Bande durch die Straßen, warf den Ministern die Fenster ein und machte furchtbaren Lärm. Kälber und Ziegen schlachteten Karl und der Holsteiner mit einem Säbelhieb in den Zimmern, die Köpfe warf man zum Entsetzen der Vorübergehenden auf die Straße hinaus. Einmal ritt der König zum Staunen der sportfrohen Jugend einen Hirsch, den man auf der Jagd gefangen hatte. Nichts bändigte den Übermut, kein Zureden, keine Bitten; die breitesten Gräben wurden genommen, der königliche Sport forderte Tote an Mensch und Pferd.

Doch mit den Jahren wechselte die Laune. Mit einemmal verlangte der König reiche, elegante Feste, „wie zu den Zeiten der Königin Christine“. Bälle und Maskeraden folgten sich, durch die Säle, die Treppen hinunter bis zur Straße ging der festliche Wirbel. Die Paläste illuminierten; prächtiges Feuerwerk erhellte die Nacht. Selbst der Hofprediger gab ein Fest, von dem skandalöse Dinge erzählt wurden. Wenn sich der König nicht betrank, tanzte er bis zum frühen Morgen, wobei er drei bis viermal das Kostüm wechselte. Der Glanz von Versailles sollte überboten werden am nordischen Hof.

Im November 1699 kam eine Truppe Pariser Komödianten nach Stockholm, die Stücke des großen Corneille übten ihre flammende Wirkung auf die kriegs- und abenteuerlustige Jugend; König Karl lauschte begeistert den Versen, die dem absoluten Herrschertum schöne Worte widmeten. „Wie sich der Absolutismus“, sagt der französische Historiker Geffroy in „Le Charles XII. de l'Histoire“ (Revue des deux mondes 1869), „im Westen kundgab durch die Ausschweifungen Karls II. von England, durch die geisttötende Etikette eines Philipp III. und IV. in Spanien, durch die raffinierte Zivilisation von Versailles, die aber immer noch viel Rohes und Brutales an sich hatte, man erinnere sich, daß der junge Ludwig XIV. zum Scherz die Fauteuils mit den Prinzessinenen umwarf, so ahmte ihn jetzt der Norden nach; er borgte die Übertreibungen, die er noch steigerte durch die Reste seiner Barbarei. Karl August von Polen zeigte seine herkulische Kraft, indem er ein Hufeisen in der Hand zerbrach, Karl XII. ahmte sein Vorbild in Versailles nach, indem er die

Gesetze aufhob und die prächtigsten Feste auf seine Manier feierte.“ ... Aber dieser Karneval übermütigster Jugend nahte seinem Ende. Ruhm und Heldentum erfaßten die Seele Karls im Sinne Corneilles. Er brauchte nicht lange zu warten, bis die Gelegenheit kam. Seit seiner Thronbesteigung bedrohte ihn ein weitverzweigtes Komplott seiner Nachbarn. Der Herzog von Hol-



Karl XII., König von Schweden.
Schabkunstblatt von John Smith nach dem Porträt von David Kraft.

stein wurde zuerst bedrängt; Karl beschloß — ohne mit irgend jemand Rat zu pflegen —, dem Freund und Vetter bewaffnete Hilfe zu leisten. „Au démon de la guerre“, schrieb Voltaire, „qui l'inspirait tout entier, Charles allait sacrifier, pour un peu de gloire éclatante au début, les interêts les plus sacrés de son peuple, la sécurité de sa couronne, et finalement sa vie.“ Am 13. April 1700 gab der Achtzehnjährige in aller Stille seine militärischen Befehle, nahm „für einige Tage“ Abschied von der Königinmutter und seiner Schwester und verließ des Nachts heimlich Stockholm, das er nie wieder betreten sollte. Er begab sich ins Lager; der Nordische Krieg begann. Zeigte sich Karl auch militärisch als

Genie, in der Politik benahm er sich als Narr, bis ihn die tödliche Kugel (1718) traf. Schweden litt bitter unter dem absoluten Herrscher, der immer nur Geld verlangte und kein Schriftstück unterzeichnen wollte, so daß Anarchie eintrat und alles geschäftliche Leben erstarrte. Man hatte genug von jenem Absolutismus, den die Universität als alleinseligmachende Regierung pries, und die Schweden beriefen die jüngste Schwester Ulrike Eleonore auf den Thron, indem sie die königliche Gewalt zugunsten des Reichsrats von neuem beschränkten.

Den kulturellen und politischen Vorteil aus der Regierung Karls XII. von Schweden zog der alte Gegner und Nebenbuhler um die nordische Hegemonie, Dänemark. Wirft man einen kurzen Blick auf das vielgliedrige Inselreich, zu dem Schleswig, Holstein und Oldenburg am Schluß des starkbewegten 17. Jahrhunderts gehörten, so leuchtet sofort ein, daß die Bevölkerung auf Handel und Schiffahrt angewiesen war. Durch gutes Weideland war Gelegenheit zur Viehzucht im Innern der Inseln. Das Reich suchte geistigen Anschluß an das Festland, und es ist für den dort herrschenden Geist bezeichnend, daß die erste Zeitung, die regelmäßig erschien (1663), „Europäische wöchentliche Zeitung" hieß; erst das ihr folgende Blatt trug einen Hinweis auf die Heimat „Danske Mercurius" (1666). Es war in Versen geschrieben, nach französischer Mode in Alexandrinern.

Durch den Dreißigjährigen Krieg in Verwicklungen mit Schweden einerseits und anderseits mit den Kaiserlichen gezogen, war das Land, wie alle mehr oder minder beteiligten, in Not geraten. Ein Reichstag in Kopenhagen sollte (1660) beraten, was geschehen solle, bei den mißlichen Zuständen Abhilfe zu schaffen. Hier trat der seltsame, bereits erwähnte Fall ein, daß die Hilfe von einem unumschränkt regierenden König erwartet wurde, und da der Reichsrat wie der Adel nicht das Geringste ihrer Privilegien opfern wollten, taten sich unter Führung des Bürgermeisters von Kopenhagen, Nansen, und des Bischofs, Svane, Bürgerschaft und Geistlichkeit zusammen, die volle erbliche Souveränität dem König anzubieten. So trat Dänemark als letzter in die Reihe der absolut regierten Staaten ein. Die neue Verfassung war festgelegt im „Königsgesetz" (1665) und nannte sich selbst „ein für alle Zeiten unveränderliches Grundgesetz". Sie ist der schroffste Ausdruck des Absolutismus in legaler Form, denn der König herrscht vollständig unumschränkt und schuldet nur Gott Rechenschaft für seine Handlung. Es steckt eine Art Laienunfehlbarkeit in dieser Auffassung, die nur durch die Unab-

hängigkeit des Gerichtswesens gemildert wurde. Ein Gesetzbuch (1683) weist Fortschritte in der Rechtspflege auf.

Den gotischen, oft sehr schönen Ziegelbauten folgten solche nach dem Geschmack des französischen Barock mit Sandsteinverzierungen zwischen den roten Ziegeln; vielfach verwendeten die Erbauer von Schlössern und Kirchen plastischen Schmuck; niederländischer und französischer Einfluß waren maßgebend. Obgleich die lateinische Sprache dem Dänischen bis in das 17. Jahrhundert wenig Raum zur Entfaltung ließ, denn die Wissenschaft hatte sie beibehalten, und obgleich die vornehme Welt sowie die Handelsstadt Französisch und Deutsch zum geselligen Verkehr und zum Abwickeln der meisten Geschäfte bedurften, die Kirchenreformation entwickelte durch die Predigt eine dänische Schrift- und Kultursprache. In Volksbüchern sammelten sich die Sagen, in Chroniken die historischen Überlieferungen, und ein stark ausgeprägtes Nationalbewußtsein führte dazu, die Lehren des Humanismus, die den griechisch-römischen Komplex umfassen, auf das Studium des nordischen Altertums auszudehnen. Ole Worm und Peter Siv waren es vor allem, die den Grund zu altgermanischer Sagenforschung legten und damit der Geschichte des gesamten Germanentums wichtige Dienste erwiesen; Ole Worm gründete in Kopenhagen ein Museum für nordische Altertümer und naturwissenschaftliche Dinge; er bildete einen Kreis gelehrter Männer, die weit hinaus wirkten auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft. Sie alle fanden jene Förderung, wie sie unter Friedrich II. Tycho Brahe erfahren hatte, den der König sogar mit einer Insel im Sund belehnte. Dort arbeitete der gelehrte Astronom an seiner messingnen Himmelskugel, die 5000 Taler gekostet hatte, ehe er nach Prag übersiedelte, als Christian IV., Friedrichs Nachfolger, den Astronomen durch kirchliche Belästigungen in seinen Arbeiten störte. Unter Christian V. erfreute sich die Forschung wieder jeder nötigen Freiheit. Der Anatom Niels Steno förderte das Wissen auf medizinischem Gebiet durch neue Erkenntnisse, die Literatur stand unter deutschem Einfluß, besonders Martin Opitz wirkte auf die Form der Poesie. Es war nicht wie in Schweden eine durchaus aristokratische Kultur, die das Land beherrschte, sondern es war durchdrungen von jener behäbig bürgerlichen, die von den Städten der Hansa, Hamburg und Lübeck, ausgegangen war. Weiten Gesichtsblick eröffnete der Besitz westindischer Kolonien, die Christian V. erwarb und die den Handel nach der Neuen Welt stützten. Den Verkehr mit Dänemark erleichterte es, daß der

König in seinen Ländern einerlei Maß und Gewicht einführte, eine Neuerung, die namentlich im benachbarten, vielgeteilten Deutschen Reich Bewunderung und Neid erweckte.

In den nordischen Staaten machte sich mit Ablauf des Jahrhunderts die Tendenz geltend, in sich zu beruhen und möglichst



Christian IV., König von Dänemark.
Nach einem Stich von Lucas Kilian um 1625.

wenig mit den Verhältnissen der Nachbarländer in Berührung zu kommen. Der Absolutismus neigte in Schweden zum Aristokratentum, in Dänemark zum Demokratentum — wenn man die Entwicklung in großen Zügen betrachtet. Die dänischen Bauern waren im 17. Jahrhundert noch Leibeigene, wie übrigens in großen Teilen Preußens und in Polen; sie konnten aber nur mit dem Gut, zu dem sie gehörten, verkauft werden und hatten das Recht, eigenes Vermögen zu bilden und sich vor Gericht zu verteidigen. Es handelte sich also bei dieser Leibeigenschaft um Zugehörigkeit zu Grund und Boden, den die Leute nicht verlassen

durften (glebae adscriptio) ... eine milde Form der Unfreiheit, die in großen Teilen Europas erst im 19. Jahrhundert ein gesetzliches Ende fand. Sie war die Grundbedingung der Landwirtschaft, solange diese den feudalen Charakter bewahrte, und ihre Aufhebung änderte durchaus den Charakter der Länder.

Je nach dem Temperament des Volks, das ihn aufnahm, wirkte der Absolutismus verschieden auf die europäischen Staaten. In Dänemark, wo seine Form die ausgeklügelt strengste war, kam er am mildesten zur Geltung, denn alles hängt im Grunde von der Persönlichkeit ab. Die Masse bleibt träge, schließlich entscheidet der Führer über Glück und Unglück, Frieden und Krieg der Länder, und wenn die Kultur trotzdem ihre selbständigen Wege geht, so ist das nur ein Beweis, daß auf ihrem Gebiet andere Führer als auf politischem am Steuerruder stehen.

IX.

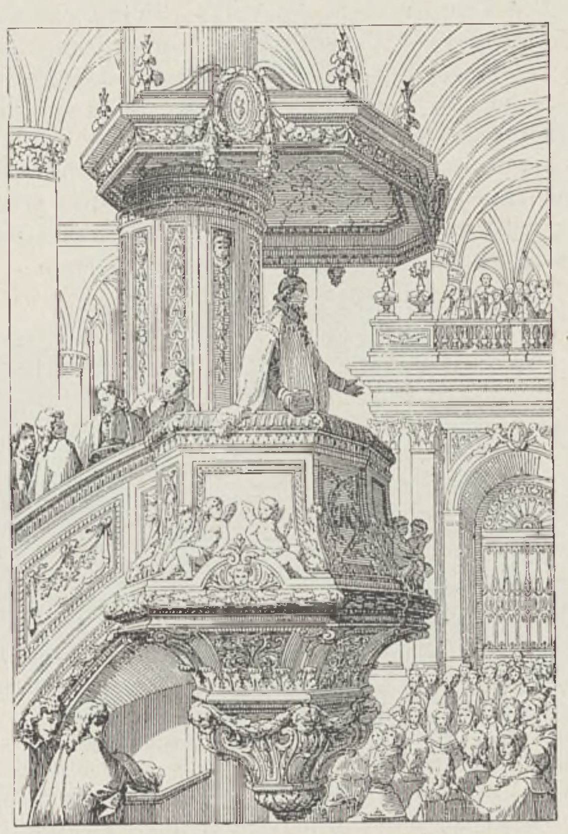
Die Liga.

Das große Kulturamt. — Bei den zwei Konfessionen. — Unter dem Krummstab. — Das Salzburger Land. — Die tote Hand. — Gewähr der Sicherheit. — Die Wasserkunst von Hellbrunn. — Rheinische Kurfürsten. — Der öffentliche Garten. — Im Stift von Münster. — Die rheinische Allianz. — Ausbreiten des Absolutismus. — Reduktionen. — Der Kölner Kurhut. — In Bayern. — Maximilians I. Testament. — Kulturblüte. — Marie Adelaïde. — Das Werden der Kunststadt. — Einflüsse im Leben. — Ausblick. — Die Künstler am Werk. — „Rasche Erholung". — J. v. Sandrart. — Zeitung und Post. — Industrie. — Die Hauptnahrung der Mönche. — Noch einmal Pedanterie. — Der große Brand. — Geschlossene Tore. — Herkules und die Skapuliere. — Fürstliche Gnade.

Im 17. Jahrhundert besann sich die katholische Kirche ausdrücklich ihres großen Kulturamts und bildete einen Zusammenschluß, den man füglich Kulturtrust nennen könnte. Nicht nur die Reformation hatte, wie es oft behauptet wird, eine neue geistige Tätigkeit entfesselt und neue Entdeckungen oder Erfindungen ermöglicht, denn tatsächlich war diese Befreiung der Geister schon vor der Reformation vorhanden, teils herbeigeführt durch die Entdeckung der Neuen Welt, zum größten Teil aber heraufbeschworen durch die Entdeckung der Alten Welt. Diese Arbeit der Humanisten wirkte sich weiter aus, obwohl sie der Glaubensstreit vielfach zurückstaute und stellenweise der Krieg die Kultur auf lange hinaus vernichtete.

Unbehelligt und mit großer Kühnheit hatte Lionardo da Vinci

schon geforscht; es fanden sich in der Folge Denker und Forscher großen Ausmaßes in beiden Lagern. Tatsächlich blüht die Kultur stets im Zusammenhang mit Reichtum, mit einer gewissen Sicherheit des Besitzes und zugleich mit der Gewährleistung, daß Widerhall stattfindet, daß Gönner und Kenner dem Strebenden



Kunstvoll gearbeitete Kanzel einer Barockkirche.
Nach Lacroix.

gern hilfreich sind. Solche Voraussetzungen waren beispielsweise in den üppig gedeihenden Niederlanden gegeben. Dort konnte der Gelehrte mit sicherem Erfolg seine Studien geschätzt sehen und der Künstler Auftraggeber finden. Strenggenommen ist also der fortschrittliche Geist daselbst nicht allein der Konfession zuzuschreiben; die katholischen Provinzen blieben hinter den holländischen keineswegs zurück. Der allgemeine Wohlstand hob das Niveau der Kultur.

Wenn nun von einem Kulturtrust der Kirche die Rede sein kann, so hat dies mit den Glaubensangelegenheiten weniger zu schaffen als mit der weltlichen Organisation, die sich nach dem Tridentiner Konzil einheitlich straffte, angesichts der großen Fährlichkeiten auch auf praktischem Gebiet konsequent geschlossen. Dank vernünftiger Wirtschaft gab es in dieser großen Organisation stets Geld, und allgemeiner Wohlstand brachte Kulturfreundlichkeit mit sich. Nicht umsonst lautete das Sprichwort: „Unter einem krummen Staben ist gut seine Wohnung haben.“ Mit wenigen Ausnahmen war der Krummstab ein sehr leutseliges Zepter. Die Prachtliebe, die manchem Fürstbischof vorgeworfen wird, schuf ringsumher viel Segen, denn durch Beziehungen zu italienischer Kunst und Kultur entstanden nördlich der Alpen in den bischöflichen Residenzen und Ländern wichtige Mittelpunkte nachahmender Kultur, geschützte Stätten für Kunst und Bildung. So gelang es einem Salzburger Kirchenfürsten, durch seine geschickte Diplomatie wie durch kunstreichen Ausbau der Festung nach neuestem System und Aufstellen einer ordentlichen Schutzarmee sein Land vor den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges zu bewahren. Mußten also Kirchenfürsten oft wie die weltlichen zu „streitbarer Defension“ bereit sein, sie konnten sich, nicht so bereit wie die weltlichen, schwer zum Angriff auf ihre Nachbarn rüsten und ihr Land für Kriegszwecke dynastischer Art aussaugen. Was für Eroberungs- und Erbschaftskriege von weltlichen Fürsten verausgabt wurde, ließ sich von den geistlichen viel nutzbringender anlegen. Der eine hatte Liebhaberei für Gemälde, der andere für Bücher, der dritte für Obst und Blumen, und solche Liebhabereien wirkten frucht- und kulturbringend. Unter dem Krummstab lebte es sich schon deshalb gut, weil der Landesherr nicht immer, wie andere Landesherren, schwer in Schulden steckte. Er gehörte ja zum Kulturtrust, und seine friedlichen Unternehmungen wurden entsprechend finanziert. Die „tote“ Hand war eben nicht tot oder noch nicht tot, sie öffnete sich segensreich; denn wenn es sich die Herren selbst auch gut sein ließen, sie hatten für legitime Verwandtschaft nicht so ausgiebig zu sorgen und einzutreten wie die Monarchen, noch Kriegslast auf ihre Schultern zu laden. Wurde in einem Bistum geplündert und verwüstet, der Landesherr sorgte nach Abzug der feindlichen Truppen rascher für Nahrung, Arbeit und Aufbau, wobei der Kulturtrust der Kirche ihm zur Seite stand. Wenn in einem Land durch törichte Wirtschaft alles zugrunde gerichtet wurde, wie in Spanien, so behielten allein die geistlichen Würden-

träger und Klöster noch Besitz, nicht weil sie den Besitz freventlich an sich zogen, sondern weil ihre Administration besser war, keine Beamtendurchstechereien erlaubte und weil ihr — eben weil sie einzigartige Sicherheit bot — Gelder mündelsicher anvertraut, geliehen, geschenkt, in Verwaltung gegeben wurden. Es ist wohl anzunehmen, daß auf diese Art die Klöster sich in unsicheren Zeiten zu Kreditanstalten entwickelten.

Jede Gewähr von Sicherheit in wirtschaftlich schlimmen Momenten, jede Sicherung der Person und des privaten Besitzes bedeutet Kulturarbeit.

Denn nur im Gefühl der Sicherheit kann überhaupt Kultur gewonnen und erhalten, beziehungsweise wiedergewonnen werden, wenn sie verlorengegangen ist. Sie gedeiht an geschützten Stellen und sucht immer wieder solche geschützte Stellen zu ermöglichen. So verläuft beständig die Wechselwirkung. Soweit die Kirche Prestige hat, Vertrauen erweckt, auch was ihre weltliche Administration betrifft, so besteht zwischen ihr und der jeweiligen Kultur ein gegenseitiges, starkes Freundschaftsverhältnis, das die zeitgenössische Kunst unmittelbar ausdrückt. Im Jesuitenstil, der zum Barockstil gehört, ist sehr interessant zu sehen, wie sich diese Tatsache kundtut.

Die dunklen Kirchen, in deren Seitenkapellen mystisch ausdrucksvolle Lichtlein brennen und phantastisch in Gesichter voller Inbrunst leuchten, sind in diesem Stil nicht mehr denkbar, sie gehören der Gotik an. Der neue Stil verkündet eine göttliche Majestät, die zeremoniös von himmlischem Hofhalt umgeben ist mit seinen Kirchen und Palästen, deren helle Freundlichkeit von leutseliger Herrlichkeit spricht, deren Pracht daran erinnert, daß hier auch in weltlicher Beziehung Halt und Sicherheit, Beruhigung und Frieden herrschen. Im berühmten Barockgarten von Hellbrunn bei Salzburg findet sich eine Wasserkunst, die noch heute anschaulich zeigt, wie sich das Kulturleben einer bischöflichen Residenz mit dem Dom als Mittelpunkt freundlich geschäftig, sicher und ruhig abspielte, indem charakteristische Figürchen, von der Wasserkraft bewegt, ein treues Lebensbild darstellen. Der froh sichere Handwerker, der behäbige Bürger, die zierliche Bürgerin — alle hantieren und amtieren wohlzufrieden in der eigenen Linie, jeder steht richtig an seinem Platz, hat Platz, hat Zeit, und die freundliche Majestät des Glockengeläutes beherrscht den Rhythmus der kleinen Zauberstadt.

Dieser Rhythmus, der den größten Teil der geistlichen Staaten am Rhein und im Donaugebiet erfüllte, gab der Bewegung des



Johann Baptist Fischer von Erlach: Karl-Borromäus-Kirche in Wien.

Jahrhunderts überall dort einen freundlichen Charakter, wo die Lebenslust der Bewohner idyllischen Zuständen gern entgegenkam. Im Reich der Kurfürsten von Köln und Trier sowie im Stifte Münster machte sich nach dem Westfälischen Frieden der niederländische Kultureinfluß bedeutsam geltend. Die Höfe dieser geistlichen Herren zeichneten sich durch geschmackvollen und oft fröhlichen Prunk aus — es sei nur an die lustigen Narrenfeste der Kurfürsten in Bonn erinnert —, zogen Künstler und Baumeister an, gaben ihren Residenzen neue architektonische Prägung und förderten den Handel, nachdem schwedische, spanische, böhmische Truppen endlich die Länder am Rhein geräumt hatten. Die Landwirtschaft, der Weinbau, die Industrie belebten sich wieder. Wohl zeigte sich viel Französisches in dieser jungen Zivilisation, und dem Kurfürsten Joseph Clemens von Köln wurde nachgesagt, er habe an seinem Hof 150 französische Lakaien. ... Vom Kaiser Leopold ging sogar ein Verbot aus, „französische Bediente im Reich zu halten“, doch die Kurfürsten legten solche Reskripte lächelnd zur Seite ..., sie führten wohl fremde Küche und die Vornehmen legten „welsche Tracht“ an, aber die deutsche Kunst, die deutsche Wissenschaft, Handwerk und Ackerbau fanden gesunde Pflege, und ihre Bildergalerien schmückten die Herren mit manchem Gemälde, das aus dem Frankfurter Künstlerkreis stammte, und Kupferstiche der Familie Merian häuften sich in den Mappen ihrer Sammlungen.

Das Salzburger Beispiel wirkte in bezug auf den Gartenbau im übrigen Deutschland; der Bischof von Olmütz legte große Gärten in seinem Sommerschloß Kremsier an, der Kurfürst von Mainz das berühmte Lustschloß Favorite. Der Garten zog sich von einem Hügel südlich von Mainz terrassenförmig zum Rhein hinab, hatte Wasserwerke wie Hellbrunn, eine große Anzahl von Statuen und eine schöne Orangerie. Er war dem Publikum täglich geöffnet, eine Neuerung, die viel Aufsehen erregte und das väterliche Regiment im geistlichen Kulturtrust beweist. Öffentliche Gärten sind stets ein Gradmesser der Kultur; sie lassen sich nur einführen, wo ein gebildetes Publikum sie zu genießen und zu schonen versteht.

Aber auch im geistlichen Regiment kam das Streben nach Absolutismus deutlich zum Ausdruck. Ein Beispiel bietet der Streit zwischen dem Bischof Christoph Bernard von Galen und der Stadt Münster, die manche Freiheit gewonnen hatte während der Verhandlungen des Westfälischen Friedens, als der Kurfürst von Köln zugleich Bischof von Münster gewesen. Christoph Bernard

schaffte Ordnung und wurde vom Papst unterstützt in seinem Kampf gegen die leicht erregbare und übermütig gewordene Bevölkerung. Als ihm deren Unterwerfung angezeigt wurde, antwortete Papst Alexander VII. in Erinnerung seiner Anwesenheit während der Friedensverhandlungen, „daß er den Einfluß des Volks auf das Stadtregiment zu beseitigen um so mehr für notwendig halte, je weniger ihm dessen Treiben persönlich gefallen habe. Er hoffe, daß die neuen Einrichtungen des Fürstbischofs die Ruhe und Sicherheit der Stadt und die kräftige Handhabung des Rechts befördern werde".

Fast in derselben Zeit, wo Münster mit seinem Streben nach Unabhängigkeit scheiterte, wurde Erfurt durch den Mainzer Kurfürsten seiner Reichsfreiheit beraubt. Die Zeit der städtischen Freiheit war — mit wenig Ausnahmen großer Handelsstädte — im Prinzip vorüber, und die absolutistisch gesinnten Zeitgenossen suchten zu beweisen, daß sie keine Erhaltung verdiene, „da es dahin gekommen war, daß die Zunftmeister sich getraueten, auf dem Rathause und im Staate so gut Bescheid zu wissen wie in ihrer Werkstätte, und infolgedessen, daß in den Handwerkern Ansprüche auf Teilnahme an der Führung der öffentlichen Sachen erwachten, die Reibungen, die Kämpfe, die blutigen Auftritte allgemein und verderblich wurden" (Hüllmann, Städtewesen III). In den Gebieten, die zum geistlichen Kulturtrust gehörten, verschwanden solche Reibungen am ehesten. Der althergebrachte Streit zwischen bischöflichem Troß und städtischer Bevölkerung hörte schon dadurch auf, daß die Fürsten dem Beispiel Ludwigs XIV. folgten und in freigelegenen, gartenumhegten Residenzen hofhielten, statt in den festen, turmbewehrten Schlössern. In Coesfeld wohnte der Münsterer Bischof, in Bonn der Kölner Kurfürst, und auch die weltlichen Herrscher gründeten in der Nähe ihrer Hauptstädte moderne, sonn- und lufterfüllte Sitze. Die Städte wehrten sich zwar gegen solche „Reduktion", und Erhard schrieb in der Geschichte Münsters, „daß das Schicksal einer so berühmten Stadt auf das gesamte Städtewesen zurückwirkte, indem es die Scheu, mit der man im Reich die größeren Städte bisher betrachtet hatte, aufhob und dadurch nicht nur im allgemeinen eine veränderte Stellung der Städte zu ihren Landesherren herbeiführte, sondern auch Katastrophen einzelner Städte, die sich mit Münster in ähnlicher Lage befanden, beförderte". Ihnen fehlte der einstige Zusammenhalt der Hansa und anderer Städtebünde, während die geistlichen und weltlichen Fürsten geeint handelten, wo es sich um das Durch-

setzen absolutistischer Prinzipien handelte. In diesem Sinne ist die „rheinische Allianz“ der Kurfürsten und Bischöfe aufzufassen, die in Frankfurt a. Main abgeschlossen resp. verlängert wurde (1663).



Kurfürst Joseph Clemens von Köln.
Nach dem Kupferstich von Leonhard Heckenauer.

Seit dem Jahr 1583, das ganze Barockzeitalter hindurch, trugen den Kölner Kurhut ausschließlich bayrische Herzoge, so daß die Wittelsbacher Länder ziemlich in den geistlichen Kulturkreis eingeschlossen waren und durch regen politischen, künstlerischen und familiären Verkehr damit zusammenhingen. Der prächtige Hof des jugendlichen Kurfürsten Joseph Clemens — ihm wurde mit 18 Jahren diese Würde zuteil und vom Papst wie vom Reich anerkannt — mußte für längere Zeit der Kriegsgewalt weichen, und Joseph Clemens floh zu Ludwig XIV., seinem Bundesgenossen, wo er die glänzendste Aufnahme fand; die Fürsten-

schicksale des Barockzeitalters verliefen stürmisch, hin und her geworfen von wechselnden Strömungen; gastfreie Aufnahme boten die absoluten Herrscher jedoch einander, mochten sie „als Staat“, d. h. als Personifizierungen ihrer Staaten, auch durch die wechselnde Bündnispolitik in kriegerische Gegensätze geraten sein, als Vertreter des Leitgedankens der Zeit, des Absolutismus, gewährten sie sich gegenseitig persönlichen Schutz. In diesem Fall spielte das aufkeimende Nationalbewußtsein noch keine Rolle.

Zu dem großen Kulturtrust der katholischen Kirche und Fürsten gehörte seit Gründung der Liga das Herzogtum Bayern, das aus dem Westfälischen Frieden unter Maximilian I. als Kurfürstentum hervorging. Hatte das Land im Krieg durch schwedische Besetzung schwere Zeiten erduldet, es ging vergrößert und finanziell sichergestellt aus den Wirren hervor, so daß nach dem Tode Maximilians, der als Staatsmann und Feldherr der Bedeutung nicht ermangelte, eine glanzvolle Kulturzeit unter Ferdinand Maria und Maximilian II. anbrechen konnte. Im Testament des ersten Kurfürsten stand die weise Ermahnung an seinen Sohn, daß der Staat auf vier Grundsäulen beruhe: „Kriegsmacht, soviel vonnöten, Barschaft an Geld, soviel genug, haltbare Schlösser und Festungen.“ Das war die Staatsweisheit, die zur Staatsräson seines Jahrhunderts gehörte. Unter strenger Erziehung in der Sparsamkeit harter Jahre aufgewachsen, erkannte Ferdinand Maria, daß kein fruchtbringender Aufbau des Landes mit diesem System zu erreichen sei. Es mußte Umsatz an Waren, rascher Geldumlauf, Arbeitsgelegenheit geschaffen werden. Der Kurfürst begann, von seiner Gemahlin Adelaïde von Savoyen beraten und unterstützt, den Hof nach dem Beispiel seiner Kölner Vettern möglichst prächtig und gastfrei zu halten und vor allem seine Hauptstadt durch großartige Bauten zu schmücken. Wo gebaut wird, haben alle Handwerke zu tun ... so kam Leben, wie noch nie, nach München und in das Bayerland. Auch hier hatte unter Maximilian I. der Absolutismus gestaltend eingegriffen. Man kann nicht gut von einem herzoglichen München sprechen, da bis zum Ausgang der Renaissance ein starkes, kulturell sehr lebendiges Bürgertum Gleichwertiges wie die Herrscher schuf. Erst die Kurfürsten gaben der Stadt das höfische Gepräge. Bayern wurde unter ihnen zum klassischen Land des deutschen Barock, zum Mittelpunkt neuzeitlicher Kulturbestrebungen.

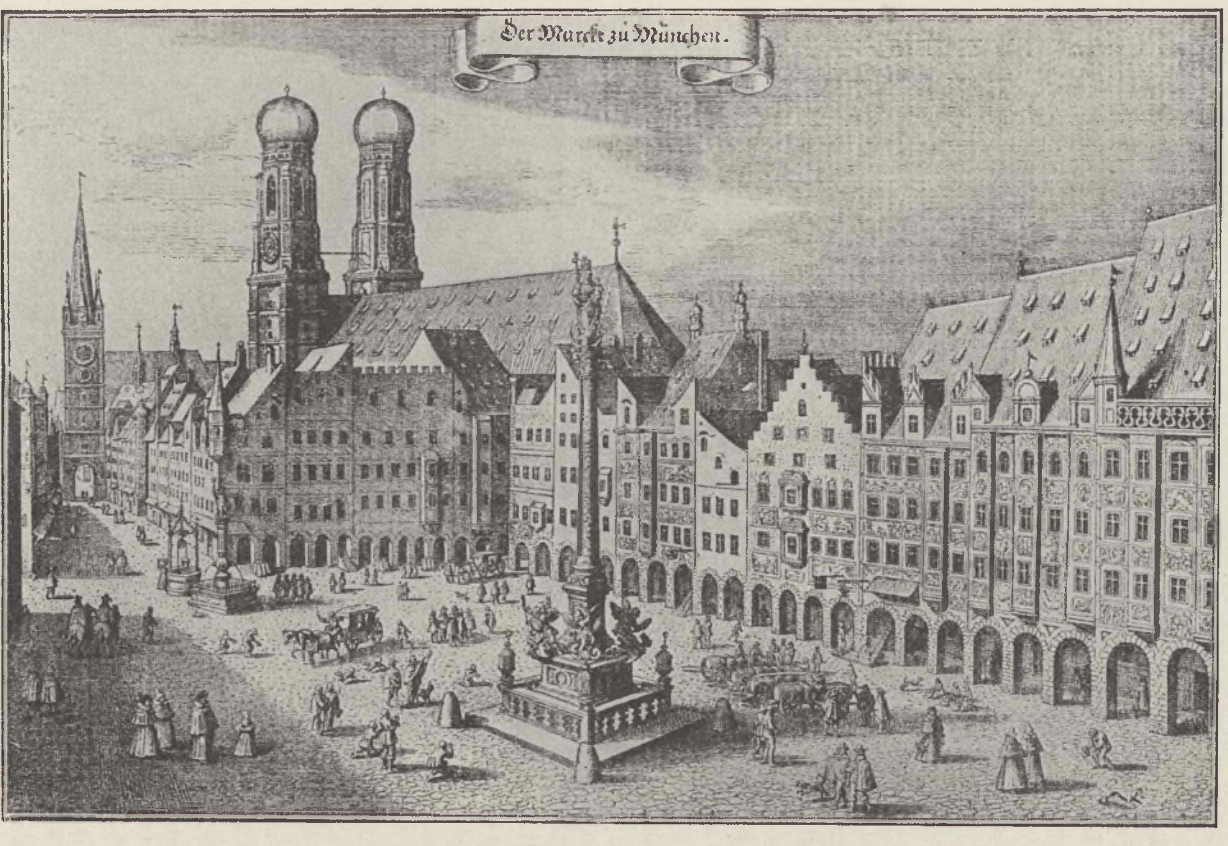
Ferdinand Maria überließ der Kurfürstin das kulturelle Gebiet. „Sie vereinigte in sich alle äußerlichen Reize einer idealen Frauen-

gestalt mit Geistesanlagen ungewöhnlicher Art", schrieb schon im Jahre 1673 ein Zeitgenosse. Da der Hof die Neigungen und Liebhabereien der jungen Kurfürstin kannte, berief man vor ihrem Einzug in die Hauptstadt italienische Künstler. Aber nicht nur ihre Landsleute und die über Köln und Straßburg nach Bayern vorgedrungenen französischen Einflüsse wußte Adelaïde zu würdigen; sie unterstützte mit rasch gewonnenem, klugem Verständnis die deutsche Kunst. Überall wird der Künstler in Anspruch genommen, beim Bau von Kirchen und Palästen, bei Theatervorstellungen, Fest und Tanz, bei Turnieren und Wasserfahrten. Auf dem Starnberger See wird ein Abbild des Bucentoro von Venedig gerudert, Schloß und Park Nymphenburg entstehen, die Theatinerkirche folgte als Baudenkmal der wunderbaren Renaissancekathedrale von St. Michael im Kranz der Münchener Kirchen. Augustin Barella erbaute sie nach dem Vorbild von St. Peter in Rom mit anschließendem Kloster. In der Residenz entstanden neue Säle mit prächtigem Mobiliar; ihre Einrichtung galt für eine der schönsten in Europa. Hans Mielich, Christoph Schwarz, Hans von Aachen, der berühmte kaiserliche Hofmaler aus Prag, schmückten Säle und Kirchen, Peter de Witte (Pietro Candido), Architekt, Maler und Bildhauer, übte tiefgehenden Einfluß auf die Baugestaltung aus; man nannte ihn die rechte Hand des Kurfürsten, als er mit Heinrich Schön und Simon Reiffenstuel die Pläne zum neuen Residenzbau entwarf und ausführte. Hubert Gerhard und Hans Krumpper wirkten als Erzgießer in dieser ersten Kunstblüte der Stadt. Jakob Balde, ein Jesuitenpater, dessen lateinische Gedichte zur besten Poesie der Zeit gehören, feierte in Versen die „rasche Erholung der Stadt vom Dreißigjährigen Krieg".

Die Flamme sank, und wohlbehalten
doppeln die Städte den Glanz, gefällig
mit neuer und ehrwürdig mit alter Pracht.
Voran die deutsche Roma. Zermalmtes
steigt gefesteter empor vom Grund und stolzer.

Die savoyische Prinzessin war ungefähr von gleichem Alter wie der Kurfürst, „ihm aber an Verstand und Anlagen, an Energie und Herzensgenialität, wie auch an Geschicklichkeit für alle Winkelzüge der Politik und des damals zu seiner bizarrsten Blüte sich aufschließenden Wesens der höfischen Diplomatie weit überlegen[1]". Ihr Ehrgeiz trieb sie zu politischen Abenteuern, aber

[1] G. J. Wolf, Die Münchnerin, 1924.



Der Marktplatz zu München im 17. Jahrhundert.

Stich von Merian.

auch zu kulturellen Großtaten. Im Stadtbild Münchens sind heute noch die Spuren ihrer Wirksamkeit, der Einfluß ihrer Persönlichkeit ist in späten Ausstrahlungen lebendig geblieben, „hier hat sie tatsächlich entscheidend in die Gestaltung der Physiognomie der Stadt eingegriffen“. Als Enkelin Heinrichs IV. von Frankreich war sie von Kindheit an ehrgeizig gewesen und hatte gehofft, die Gattin Ludwigs XIV. zu werden. Nun da sie mit der Kurfürstenwürde vorlieb genommen, strebte sie danach, den Gemahl zum deutschen Kaiser zu machen ... ein Plan, der sich zerschlug und erst für ihren Enkel in Erfüllung ging, obwohl Mazarin sich für Ferdinand Maria bemühte. Mußte sie sich „in politicis“ bescheiden, sie fand Ersatz auf zivilisatorischem Gebiet. München hat zu allen Zeiten reichliche und fruchtbringende Beziehungen zu den Kulturen Frankreichs und Italiens unterhalten; diese zu vertiefen war Adelaïde durch ihre zeitvollendete Bildung wohl geeignet. „Wenn heute im Münchener Volkstum, besonders im Dialekt auch der unteren Schichten, welsche Bestandteile zahlreich auftreten, wenn die italienischen Elemente und Familien im bayrischen Adel, in der Kaufmannschaft und im Beamtentum nicht selten sind, wenn im Stadtbild unverkennbar italienische Züge obwalten, so findet sich fast zu jeder einzelnen dieser Erscheinungen und Tatsachen eine Erklärung, die zurückführt zu Adelaïde, zu Persönlichkeiten und Auswirkungen ihres Hofes, zu ihren zwanzig Münchener Jahren[1].“ Große Summen wurden ausgegeben für Unternehmungen, die den Ruf Münchens als Kunststadt begründeten, seiner Physiognomie jene Züge einzeichneten, die der Stadt in kulturellen Dingen internationalen Charakter gaben und ihr die künftige Stellung in Deutschland, man kann sagen in Europa, anwiesen. „Sie ist die Begründerin und Königin jener prunkender Feste, die kaum irgendwo mit so viel Pracht und Anmut gefeiert wurden. ... Vom Hofe nahmen sie ihren Ausgang, drangen in die Adelspalais, im demokratischen 19. Jahrhundert in die Zirkel der vornehmen Vereine, um zuletzt als Künstlerfeste noch einmal zu alter Herrlichkeit aufzurauschen und ihrer großen Patronin von einst, der Kurfürstin Adelaïde, würdig zu enden.“

Joachim von Sandrart, der französische Porträtmaler, widmete der Kurfürstin sein umfangreiches Werk „Deutsche Akademie“ (1675). Auch er war international in Wesen und Wirken, porträtierte Papst Urban VIII. und dessen Hof, sowie im gegnerischen

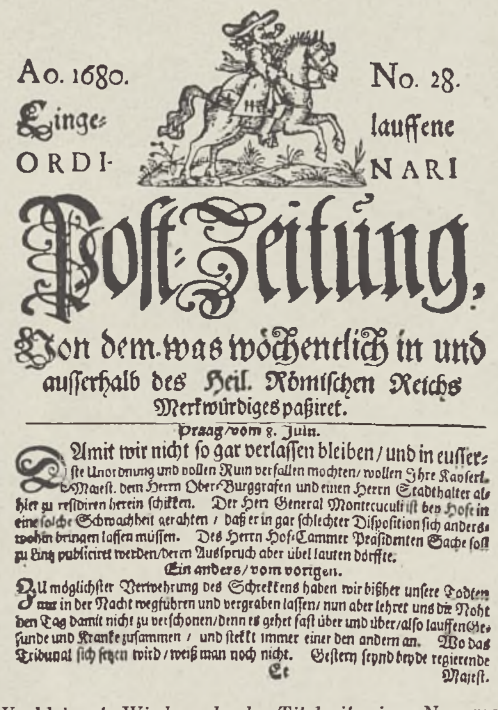
---

[1] G. J. Wolf.



Feuerwerk zu Ehren des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern 1717.
Nach J. A. Friedrich.

Lager den Herzog Bernhard von Weimar und dessen Offiziere. Im Jahre 1653 wurde ihm zu Regensburg der Reichsadel verliehen. Mit Hilfe seiner Kunst und seiner wahrhaft europäischen Bildung schlug er zwischen Staaten und Bekenntnissen eine goldene Brücke und vermittelte von einem Gesellschaftskreis zum andern als Weltmann à la mode. Nach ihm kam der Hofmaler Lud-



Ao. 1680. No. 28.

Einge- lauffene ORDI- NARI

Post-Zeitung,

Von dem, was wöchentlich in und ausserhalb des Heil. Römischen Reichs Merkwürdiges paßiret.

Prag / vom 8. Julii.

DAmit wir nicht so gar verlassen bleiben / und in eusserste Unordnung und vollen Ruin verfallen mochten / wollen Ihre Kayserl. Majest. dem Herrn Ober-Burggrafen und einen Herrn Stadthalter alhier zu residiren herein schikken. Der Herr General Montecuculi ist bey Hofe in eine solche Schwachheit gerahten / daß er in gar schlechter Disposition sich anderswohin bringen lassen müssen. Des Herrn Hof-Cammer Präsidenten Sache soll zu Linz publiciret werden / deren Ausspruch aber übel lauten dörffte.

Ein anders / vom vorigen.

ZU möglichster Verwehrung des Schrekkens haben wir bißher unsere Todten nur in der Nacht wegführen und vergraben lassen / nun aber lehret uns die Noht den Tag damit nicht zu verschonen / denn es gehet fast über und über / also lauffen Gesunde und Kranke zusammen / und stekkt immer einer den andern an. Wo das Tribunal sich setzen wird / weiß man noch nicht. Gestern seynd beyde regierende Majest.

Et

Verkleinerte Wiedergabe der Titelseite einer Nummer der „Ordinari Post-Zeitung“ von 1680.

wigs XIV., Pierre Mignard, um die kurfürstliche Familie zu porträtieren, und Claude Lorrain soll Aufenthalt im Harlachinger Schlößchen genommen haben. „Die Herrschaft der welschen Kunst in dieser Epoche“, sagt K. Th. v. Heigel, „war ein notwendiges Bindeglied, um einen Aufschwung der deutschen Kunst zu ermöglichen.“

Die „Rechte Ordinari Zeitung“ vermittelte seit dem Jahr 1628 — ein älteres Exemplar ist nicht bekannt — Nachrichten aus aller Welt, nur nichts von dem, was in Bayern geschah. Das wisse man ohnedies, war die naive Ansicht; Stadtneuigkeiten verbreiteten sich rasch am Wirtshaustisch. Von 1680 an erschien die

wöchentliche „Ordinari Post-Zeitung“. Bis zur Mitte des Jahrhunderts hatte das Postwesen, das Bayerns Zusammenhang mit der großen Welt besser als die Zeitung vermittelte, seinen Hauptpunkt in Augsburg, wo die großen Taxischen Postrouten Mailand—Brüssel und Wien—Brüssel zusammentrafen und die Post nach Paris abgefertigt wurde. Der Hof sowohl wie die Kaufmannschaft mußten ihre Briefe mit Kurier nach Augsburg oder Innsbruck zur Post schicken. Da dieser Zustand bei wachsendem Wohlstand und Verkehr unerträglich wurde, bestellte der Kurfürst eigene Landesposten; im Jahre 1664 richtete die Taxissche Verwaltung die erste Reichspost in München ein, die Kurse gingen nach Augsburg und Salzburg, in der Stadt besorgte eine einzige Briefträgerin das Austragen, die ein Jahresgehalt von 50 fl. erhielt. Seit dem Jahre 1697 ging — die politischen und kommerziellen Beziehungen zu stützen — eine direkte Postlinie von München nach Frankfurt, den Rhein hinunter über Köln nach Brüssel. Mit dieser Post brauchte man 15 Tage bis zum Ziel. Dies sei als Beispiel für Verkehr und Reisedauer gesagt.

Der einzige Industriezweig, der außer dem Bier den Handel der Stadt belebte, war die Lodenfabrikation, deren Gewerbe im Jahre 1681 nicht weniger als 514 Meister umfaßte; die Zahl der Brauereien betrug 69 schon zu Anfang des Jahrhunderts. Dazu kam eine Gründung, die kulturgeschichtlich interessant ist wegen ihrer Motivierung und zeigt, wie der absolut regierende Landesvater für alles sorgte. Rechts der Isar lebten die „Brüder des heiligen Franz von Paula“ in strenger Klosterregel, die namentlich sehr harte Fastengebote enthielt. „Nur Art und Menge des täglichen Trunkes stand den Brüdern frei.“ Darum erwirkten sie eine Erlaubnis zur Errichtung eines Bräuhauses. Sie wurde gegeben und der Kurfürst bemerkte dazu: „Ein gleiches und gesundes Getränk ist ein wesentliches Erfordernis für Mönche, deren Hauptnahrung das Bier ausmacht.“

Es war auch gut, ja notwendig, daß der Herr Kurfürst sich um alles irgend Mögliche selbst kümmerte, denn sein Beamtentum war kläglich, aufgeschwollen in törichter Pedanterie, und seine Kosten belasteten die Steuerkraft weit drückender als Bauten und Feste, denn diese erforderten produktive Arbeit, nährten die Künste, den Handel und das Handwerk, während die unproduktive Wirksamkeit der Behörden sich „absolut“ wie der Herrscher geben wollte und der kulturellen Entwicklung vielfach hemmend entgegentrat. Welches Maß an Pedanterie das sonst so glanzvolle Jahrhundert nach dieser Richtung hin erzeugte, geht aus einer

Geschichte hervor, die symbolisch das Wesen der festbesoldeten Perücken zeigt und außerdem aufhellt, wie es in Wahrheit stand um die Stimmung gegenüber den absoluten Herren.

In der Nacht vom 9. zum 10. April 1674 ließ die Hofdame de la Perouse ihr Licht brennen und schlief ein; das Licht entzündete einen Vorhang und die Flammen griffen in fürchterlicher Schnelligkeit um sich. Alle mit Ausnahme der Kurfürstin verloren den Kopf. „Obgleich von dem vorigen Kurfürsten“, berichtet ein Augenzeuge, „mit großem Kostenaufwand die nötigen Feuerlöschrequisiten hergestellt und deren Bewahrung mit großer Sorgfalt überwacht werden sollte, obwohl die zweckmäßigsten Anordnungen für den Eintritt eines solchen Unglücks getroffen waren, so zeigte sich, daß die dazu bestellten Beamten alle diese Anordnungen und Befehle gänzlich vernachlässigt hatten. In den Reservoirs und auf den Dachböden war nicht das geringste Wasser vorhanden, die Feuerlöschrequisiten waren in höchster Unordnung, zum Teil unbrauchbar.“ Der Pförtner hatte den Kopf dermaßen verloren, daß er den Schlüssel zum versperrten Residenztor nicht finden konnte und der Marquis de Beauvau das Tor einschlagen mußte, um in die Stadt zu gelangen, Hilfe herbeizuholen. „Aber nicht genug an diesen Hindernissen!“ fährt der Schilderer fort. „Noch anderweitige Widerwärtigkeiten stellten sich der rechtzeitigen Hilfe entgegen. Der junge Marquis versuchte vor allem die Öffnung der Stadttore, die jede Nacht geschlossen wurden, zu veranlassen, um aus der Vorstadt Au Arbeiter und Taglöhner, die dort in Menge wohnten, herbeizurufen. Allein der Wachtkommandant, der die Torschlüssel in Verwahrung hatte, weigerte sich, das Tor zu öffnen, da er nach seiner Instruktion eine spezielle Erlaubnis einzuholen habe. So galten Schlendrian und altes Herkommen mehr, als das Gebot der dringenden Notwendigkeit!“

Als endlich nach langem Zögern dies Hindernis gehoben war, wurden 24 Arbeiter aus der Au hereingelassen. Indessen lief Herzog Maximilian, der Bruder des abwesenden Kurfürsten, in der Stadt herum, „die Bürger mit den schönsten Worten zur Hilfeleistung zu bewegen; allein sein Ansehen sowohl wie seine Bitten halfen wenig. Erst nach anderthalb Stunden kamen die ersten Bürger mit Löschgerät“. Mit Lebensgefahr retteten einige Kavaliere das Geheimarchiv und schafften es in das nächstgelegene Kloster; mit Mühe brachte der Marquis d’Espinhal den Schmuck der Kurfürstin in Sicherheit; der Minister und Haushofmeister, Graf von Fürstenberg, gab Befehl, die Schatzkammer zu räumen.



St.-Michaels-Kirche in München.

Kostbarkeiten von ungeheurem Wert, Gemälde, darunter „die Himmelfahrt Mariä" von Albrecht Dürer, herrliche Möbel und Statuen verbrannten, wobei ein Stück zugrunde ging „von eingelegter Arbeit, das auf 50 000 Taler geschätzt war und das im Dreißigjährigen Krieg Gustav Adolf von Schweden hinwegzunehmen sich nicht getraute aus Besorgnis, es zu beschädigen, obgleich er großes Verlangen danach trug"[1]. Endlich setzte eine starke Mauer, die den Herkulessaal abschloß — der für den schönsten und prachtvollsten in Deutschland galt —, dem Feuer Schranken. In seiner Erzählung des Ereignisses setzt Marquis de Beauvau hinzu, „als wolle es die Wohnung dieses Halbgotts

[1] Erzählt nach Ferdinand Kronegg, „Geschichte der Stadt München", 1903.

respektieren". Die Umgebung der Kurfürstin aber sagte, ein sichtbares Wunder habe den Brand zum Stillstand gebracht, nachdem man vier Skapuliere und mehrere Agnus Dei in die Flammen geworfen. So begegnen sich humanistische und fromme Weltanschauung in jenem Jahrhundert, das der Aufklärung voranging. Als die schuldige Hofdame, halbnackt und weinend, sich zu Füßen der Kurfürstin niederwarf, hob Adelaïde das Mädchen auf und meinte, „sie und der Kurfürst hätten der Reichtümer genug, um jeden Schaden, den der Brand verursacht, wiedergutzumachen".

Im Barockzeitalter war schon viel „wiedergutgemacht" und viel zerstört worden. Die Menschen waren kräftige Naturen und verzweifelten nicht, was auch geschah.

X.

Krieg und Frieden.

Der Weltfriedensgedanke. — Gottesfrieden. — Ewiger Landfriede. — Erreger der Kriegsseuche. — Tartüff. — Der Plan überstaatlicher Verbindungen. — Elisabeths Ränkespiel. — Die französische Kaiserkandidatur. — Malherbes Verse. — Grotius, der Schöpfer des Völkerrechts. — Abbé de St. Pierre. — Wohltätigkeit. — Der gefährliche Klub. — Eine starke Idee. — Der Krieg als Geschäft. — Die Tragödie des Siegers. — Im Banne des Ethos. — Die Vereinigten Staaten von Europa. — Die Politik der Heiraten. — Der höfliche Verkehr. — Das Opfer der Prinzessin. — Schiedsgericht. — Le grand dessein du roi. — Das europäische Gleichgewicht. — Die Gruppierung der 15 Staaten. — Praxis gegen Theorie. — Penns Essay. — Leibniz' concilium. — Ausblick. — Die helleren Köpfe.

Da, wo schmerzensreiche Krankheiten am schlimmsten toben, ist die Sehnsucht nach Heilung am heftigsten, der Ruf nach dem Heilkünstler, nach dem Heiland am lautesten. Die Klugen stecken die Köpfe zusammen, ebenso jene, die klug sein wollen; man munkelt von Wunderkuren. Tatsächlich erreicht das starke Hoffen, das intensive Wollen in vielen Fällen ein Niederhalten der Krankheit; aber wenn die eigentlichen Erreger derselben nicht getötet sind, bricht sie plötzlich aufs neue schrecklich hervor.

In diesen Sätzen liegt die Geschichte des Weltfriedensgedankens, der im 17. Jahrhundert keimte und jedesmal einsetzt, wenn Europa nach immer irrsinnigerem Herumschlagen fiebernd und blutend am Boden liegt. In Frankreich, dessen reiche Fluren die allgemeine Beutegier lange Zeit besonders wachhielt, und in

Italien, dessen einzelne Teile jahrhundertelang Kampfobjekte waren, wurde das Bedürfnis nach Sicherheit und dadurch friedlicher Kulturentwicklung zuerst lebendig, und in den Köpfen philosophisch gesinnter Männer kam dort der Weltfriedensgedanke zur Welt. Sie erinnerten sich an die Bemühungen verschiedener Päpste, die dafür eingetreten waren, die Rauflust einzudämmen, und an einige, wenn auch überspannte Sekten, die sich in der Vergangenheit dieses Ideals bemächtigt hatten. Sie gedachten jener mutigen Bischöfe Frankreichs, die im frühen Mittelalter den „Gottesfrieden“ verkündeten, die „trève de Dieu“, die an den drei letzten Tagen der Woche jede Fehde auszusetzen befahl, und den allgemeinen Landfrieden, den Rudolf von Habsburg (1287) auf drei Jahre erlassen und dann um sechs Jahre verlängert hatte. Aber diese und die späteren Versuche einer treuga Dei behielten stets nur lokale Bedeutung und waren von kurzer Dauer, obwohl ihnen der Name eines „Ewigen Landfriedens“ beigelegt wurde. Behaupteten einst die französischen Bischöfe, den Befehl zu ihrer Friedensbestrebung visionär erhalten zu haben; sie drangen ebensowenig dauernd durch wie die deutschen Kaiser, wenn sich auch der Segen ihres Friedenswillens sofort in den betreffenden Ländern geltend machte und den Fortschritt zivilisierten Handels und Wandels ermöglichte.

Aber der Gottesfriede genügte in den folgenden Jahren nicht mehr, die politischen Leidenschaften im Zaum zu halten; ja ein großer kultureller Rückschritt machte sich geltend, als im Namen Gottes Krieg statt Frieden gepredigt wurde, ein Fall, der sich im 20. Jahrhundert auf das schrecklichste in allen Ländern wiederholte. Die Erreger der Kriegskrankheit sind und waren im Grunde zwar stets wirtschaftliche Mißstände oder Verwicklungen, doch die verantwortlichen Träger der Politik hatten immer den Ehrgeiz, dies der Geschichte und sich selbst nicht einzugestehen. Es schien geboten und anständig, namentlich praktisch, zum Erwecken von Begeisterung große Worte zu wählen. Wenn einmal ein Raubzug naiv und zynisch (wie die Erbfolgekriege des 17. Jahrhunderts) als solcher ohne weiteren Vorwand unternommen wurde, so erregte dieser Zynismus Widerwillen. In der Politik hat Tartüff stets das letzte Wort, denn seine Entlarvung gelingt nie vollständig, Kollektiveitelkeit verhindert sie.

Von der Vogelschau der Kulturgeschichte aus gesehen, ergibt sich im Schwanken der europäischen Menschheit zwischen Kriegsbegeisterung und Friedenssehnsucht eine bestimmte Evolution, die gerade im Zeitalter des Absolutismus eine höchst auffallende

Phase erreichte und deshalb nach dem Überblick der europäischen Kulturen dieses Jahrhunderts beleuchtet werden muß. Periodisch wird die gründliche, die endliche Heilung heraufbeschworen, nachdem in stets weiter gespannten Kreisen immer mehr denkende Menschen vom Krieg schwer betroffen, gefoltert und beraubt wurden, wie dies im größten Maßstab in den Kriegs-



Deutsche Edelleute aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg.

wirren des 17. Jahrhunderts der Fall gewesen. Bei dieser kulturgeschichtlich bedeutungsvollen Erinnerung ist es nicht unwichtig zu erwähnen, daß in Frankreich, als es sich anschickte, Europas Hegemonie zu gewinnen, einflußreiche Politiker mit dem Plan einer überstaatlichen Verbindung spielten und sein Für oder Wider bald darauf ernstlich erwogen. Als Träger des Gedankens treten zuerst König Heinrich IV. von Frankreich und sein Vertrauter, der Herzog von Sully, sichtbar in Erscheinung.

Die spanische Monarchie, die über ein Jahrhundert lang Europas Vormacht gewesen und ihren politischen Einfluß auf dem ganzen Erdteil geltend zu machen verstanden hatte, war innerlich so sehr im Verfall begriffen, daß ihre weit vorgestreckten Äste austrockneten und der Saft ihren gewaltigen Körper zu

nähren versagte. Im Gegensatz zu diesem von Zeit und Kultur abgenutzten Staat erhebt sich Frankreich aus der blutigen Zerrüttung von Bürger- und Religionskriegen unter einem scharfblickenden, umsichtigen König, der die Grundlage künftiger Blüte zu bilden versteht. Durch klug eingefädelte politische Bündnisse, durch ein Zusammengehen mit andern jung aufstrebenden Staaten bereitet er das Werk Richelieus und Mazarins vor und schafft Bedingungen, die es den beiden Staatsmännern ermöglichen sollten, die Leitung Europas zu erlangen.

Am Hof der Königin Elisabeth in London drängen die Ratgeber zu einem Bündnis mit Frankreich gegen Spanien.

Aber Heinrich IV. war in den Kämpfen und Verfolgungen seiner Jugend zu einem guten Menschenkenner herangereift und ließ sich von den Verlockungen der Inselkönigin nicht betören. Erbittert über die Seeräuberei, die Elisabeths Schiffe „mit der größten Unparteilichkeit gegen die Fahrzeuge aller Nationen ausübten“, überlegte er die Frage, ohne sich von einem Scheinvorteil blenden zu lassen. Aus den Briefen des Königs an seinen Londoner Botschafter Beaumont geht deutlich hervor, daß ihm die Erfahrung der Geschichte die Gewißheit aufdrängte, England verspreche stets Großes, im Augenblick der Gefahr ließe es aber die Wucht des Kampfes gern auf seine Verbündeten fallen. Dies Urteil steht wörtlich in des Königs Brief.

Während sich Heinrich IV. also mit kluger Abwehr gegen Westen wendete, suchte er sich nach Osten durch engeren Zusammenhang zu stärken. Aus diesen Versuchen erwächst in Brief und Gespräch jener utopistische Gedanke friedlicher Verbrüderung, auf den idealgesinnte Männer in einem späteren Jahrhundert zurückgegriffen haben, um den galanten König zum Paten ihrer Friedensideen zu machen. Jenes überstaatliche Zusammenfassen verschiedener Monarchien oder Republiken, wie er es im Römischen Reich Deutscher Nation und in der Schweiz vor Augen sieht, erweckt dem König und seinen Ratgebern den Plan, derartige lockere Gebilde weiter auszubauen. Auf der Grundlage solcher mehr philosophischer als politischer Erörterungen wird aber bald der Wunsch erwogen, eine Kandidatur des französischen Königs als römischen Kaiser aufzustellen. Mit dem Fallenlassen der Kandidatur, die allzu starkem Widerstand bei den verschiedenen Höfen begegnete, verschwand auch der Plan, in dem viele den Keim der Friedensbewegung sehen wollen. Den König in gewissem Sinne zum internationalen Friedensfürsten zu stempeln, trug die Dichtung der Zeit manches bei. Begeistert wird

die allgemeine Sicherheit in den lateinischen Briefen Bongars an Camerarius gepriesen, und überall, wo französische Herrschaft oder französischer Einfluß gilt, liest man mit gläubiger Andacht Malherbes Verse:

> Als Bollwerk gilt die Furcht vor Heinrich allerorten,
> und Wachen braucht man nicht auf Mauern, nicht an Pforten,
> die Posten zieht man ein auf jedem Turm,
> zum Pflügen dient das Eisen statt zum Sturm,
> das Volk, noch zitternd jüngst, vor wildem Krieg erschreckt,
> wird jetzt zum Tanz durch Trommelschlag geweckt.



Hugo Grotius.

Daß Hugo Grotius, der Schöpfer des Völkerrechts, durch hohe Versprechungen nach Paris gezogen werden sollte und während einer Gesandtschaftsreise von König Heinrich IV. ausgezeichnet wurde, gab Anlaß zu mancher Folgerung, die historisch nicht bewiesen ist. Jedenfalls wird aber auch dieser geschickte Diplomat und Friedensvermittler am französischen Hof über jenen Plan verhandelt haben, den das 18. Jahrhundert dem König Heinrich IV. zugeschrieben hat.

In dem dreibändigen Werk über den Ewigen Frieden[1] hat der

[1] Projet de Traité pour rendre La Paix perpetuelle entre les Souverains Chrétiens. Utrecht 1716.

Abbé de Saint-Pierre zurückgreifend auf den Versuch dieses Monarchen, alle Gründe und Gegengründe aufgeführt, die ihm die Zeit bot, über die Notwendigkeit oder die Unmöglichkeit dauernder Ruhe zwischen den Völkern zu philosophieren. Seine Hauptquelle bilden die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully, in denen ausgeführt ist, daß ein solches Ziel in der „République Chrétienne“ erreicht werden könne. Der Haß, der, bis dahin von den Regierungen gezüchtet und wohlgenährt, Völker oder Volksteile gegeneinander aufgebracht hatte, war Religionshaß gewesen. Nationalgefühl und Nationalhaß schlummerten noch im Schoß der Zukunft. Deshalb enthalten die sieben grünen Mappen oder Memoires, die Sully seinem Herrn übergab, hauptsächlich Mittel, dem Religionshaß zu begegnen. Unter dem Gesichtspunkt eines gesicherten Religionsfriedens stehen die Vorschläge, die europäische Union ins Leben zu rufen. Manches von den Grundgedanken der staatsmännisch wohlüberlegten Ausführungen verwirklichte der Westfälische Frieden. In diesem Sinne können auch die Verträge von Münster und Osnabrück als Sprossen auf der Leiter des friedlichen politischen Fortschritts bezeichnet werden. Seinem König aber sagt Sully im Lauf eines Gesprächs ein beherzigenswertes Wort, das allzuoft in Frankreichs Geschichte vergessen worden ist: „Ich war immer der Meinung, daß die Herrscher Frankreichs nie daran denken sollten, Eroberungen bei ihren fürstlichen Nachbarn zu machen. Sie würden sonst nicht nur Neid, Haß und Eifersucht auf sich ziehen, sie sähen sich auch von derartigen Ausgaben überschüttet, daß sie ihr Volk mit Steuern überlasten müßten. Dann bleibt nur die Reue, daß man sich nicht zufrieden gab mit einem so reichen, glänzenden, fruchtbaren und bevölkerten Staat wie Frankreich, den man mit Wohlwollen und Liebe behandeln sollte.“

Von solchen Gedanken geht der Abbé de Saint-Pierre aus, wenn er die politische Gesamtlage seiner Zeit in bezug auf dauernde Friedensmöglichkeiten klar entfaltet, um an den gegebenen Verhältnissen die Philosophie des Weltfriedens zu entwickeln. Der von Herzen gute und in Vorahnung der Humanität schwärmerische Geistliche, dem der Sprachschatz das Wort „Bienfaisance“ (Wohltätigkeit) verdankt, erhofft durch einen europäischen Staatenbund das Ende kriegerischer Streitigkeiten und schlägt vor, daß die einzelnen Regierungen ihre Zerwürfnisse durch ein allgemein anerkanntes Schiedsgericht schlichten sollen. Den streitbaren Machthabern Frankreichs kamen solche Worte nicht gelegen. Saint-Pierre wird aus den Listen der Akademiker

gestrichen, doch Freunde scharen sich um ihn und gründen den „Club de l'entresol", wo er Gelegenheit findet, seine Friedensphilosophie weiterzuentwickeln. Dieser Klub wurde bald von der Regierung geschlossen, da er seinen Einfluß auszudehnen begann, und der Abbé blieb lediglich auf die Salons angewiesen.

Im Zeitalter der Aufklärung standen idealistische Pläne den Philosophen näher als den Regierenden. Politiker beschäftigten sich wohl, wie es Heinrich IV. getan, in ihren Mußestunden mit den Problemen der geistigen Welt, führten aber ihre jeweilige Kabinettspolitik nach durchaus realen, von der zeitweiligen Philosophie gänzlich unabhängigen Gesichtspunkten. Den Versuch vom Ewigen Frieden, wie ihn Saint-Pierre in seiner Schrift niedergelegt hat, nennt Kardinal Dubois zum Beispiel „rêves d'un homme de bien". Und Leibniz, in dessen Wirken die Beweggründe und Schlußfolgerungen der Machthaber seiner Zeit den philosophischen Ausdruck gefunden haben, sagte, nachdem er das Werk Saint-Pierres gelesen: „Ich erinnerte mich dabei irgendeiner Aufschrift über einer Kirchhofpforte, die lautete: Ewiger Friede, denn freilich die Toten schlagen sich nicht mehr — die Lebenden sind aber in andrer Stimmung, und die Mächtigsten unter ihnen zollen den Aussprüchen der Gerichtshöfe keine Achtung."

Doch eine starke Idee muß und will sich durchringen, trotz allen feindlichen Strömungen, trotz allen natürlichen Hindernissen, die ihr entgegen sind. Ja, sie erstarkt im Kampf und wird dadurch geläutert, daß sie nur in wenigen, aber desto schärfer denkenden Köpfen ihre Jugend verbringt. Ein Gedanke, der sich verbreiten soll und vielleicht einmal zur Herrschaft gelangt, muß wie ein Mensch in guter Schule erzogen sein.

Bis dahin suchten sich die Philosophen jedesmal mit der Aussicht zu trösten, der Krieg, der gerade im Gange war, sei der letzte und seine Opfer würden den ersehnten Ewigen Frieden bringen. Im 17. Jahrhundert war der Krieg noch ein naives Geschäft für einzelne; große Feldherren wie Wallenstein wurden reich dabei, so reich wie Kriegslieferanten in späterer Zeit. Am Ende des Jahrhunderts konnte man in allen Lagern und Ländern sich nicht mehr vor der Erfahrung verschließen, daß der Krieg kein Geschäft mehr sei, nicht nötig, ja schädlich für den Lebensunterhalt einer Nation, selbst wenn ihre Heere Ruhm und Sieg gewonnen. Man sah in Frankreich, in Spanien und den Niederlanden, in Wien wie im Norden, daß die Kultur auf lange Zeit nach den Friedensschlüssen gefährdet und schonungsbedürftig

blieb, daß der Tragödie des Besiegten die Tragödie des Siegers Widerpart hielt und weiß heute, daß die „immer mehr Menschen (welche die Sache eigentlich nichts angeht) umspannenden Kriege“ nur durch Erschöpfung auf allen Seiten ein Ende finden.

Diese Einsicht dämmerte schon bei den Humanisten, als sie



Das Totenheer.
Nach einem Kupfer in „Gesichte Philanders von Sittewaldt“ (Joh. Mich. Moscherosch).

den immer mehr Staaten und Völker einbeziehenden Kriegsverwicklungen, dem Eigensinn der Staaten mit ihrer Staatsräson, dem durch Schmeichler entfachten Kriegsehrgeiz der Monarchen, den religiösen und nationalen Hetzereien persönlich Interessierter die gelassene Weltbürgerlichkeit entgegenhielten im Namen der allen gemeinsamen geistigen Heimat, der antiken Bildung. Trotz aller Rückfälle in Barbarei — ein Ethos war dadurch geschaffen,

eine Rechtsgültigkeit, die keine juristische Künstelei ätzend zerstören kann, denn sie hält sich, wie in sakralem Asyl, im Gewissen der Besten aller Nationen. Und sie imponiert auch den Minderwertigen. Ihr zu Ehren heucheln sie, um nicht von ihrer höheren Bildung allzusehr beschämt zu werden. Von dieser okkulten Weisheit aus, im Banne dieses Ethos, suchen heilende Strahlen das Kranke zu durchdringen und zu heilen.

Aus der politischen Lage des 16. Jahrhunderts gingen die Kämpfe und Kriegsperioden des 17. Jahrhunderts hervor. Durch Vermählungen — tu felix Austria, nube —, durch die energische Bewegung der Gegenreformation waren die österreichischen und spanischen Habsburger tatsächliche Herrscher in den wichtigsten Teilen der damaligen Kulturwelt und breiteten ihren Einfluß über das Weltmeer aus. Das Deutsche Reich, Böhmen und Ungarn, die Niederlande, Spanien, Italien und die Neue Welt standen unter ihrem Zepter.

Im Namen der religiösen Toleranz machte beiden Mächten der hugenottisch gesinnte Heinrich IV. Opposition und suchte sich mit England, Schweden und Polen zu verbünden. Er wagte, an der Schwelle des 17. Jahrhunderts von den Vereinigten Staaten Europas zu träumen mit Ausschluß Moskowiens und der Türkei, die seiner Ansicht nach außerhalb der Kultur standen, ja, seinem Sinnen schwebte ausdrücklich das Ziel vor, ein christliches Europa mit seiner christlichen Kultur vor dem drohenden Islam zu schützen. Die Politik des ermordeten Königs fand — wie wir gesehen — nur insofern einen Nachfolger in Richelieu, als dieser Frankreichs Vormacht gegen Habsburg begründete. Doch bald waren alle möglichen Pläne zum Schutz des Friedens, des religiösen wie politischen, im Entstehen, phantastische Projekte, alle darauf gerichtet, den Krieg aus der Welt zu schaffen (1630—40). Ungenügend erschienen den Staatsmännern und Philosophen die bis dahin üblichen Friedenssicherungen, die meist in Ehen zwischen den vorher feindlichen Fürstenhäusern bestanden, wie sie Shakespeare in den Königsdramen geschildert. Prinzessinnen, die der Politik geopfert wurden, brachten dann wohl als Mitgift Ländereien oder Geld an Stelle einer Kriegsentschädigung. Dies war allerdings eine taktvolle Form des Friedensschlusses; die Empfindlichkeit des Besiegten war geschont und die Vereinbarung leistete jener Idee Vorschub, daß die Sache schließlich auf einem Familienstreit beruht habe und mit einem Familienvergleich ende. Durch diese Heirats- und Erbschaftspolitik blieb jede prinzipielle Demütigung ausgeschlossen und der Begriff des



Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans.
Kupferstich von Marie Madeleine Hortemels nach dem Gemälde von Hyacinthe Rigaud.

Erbfeindes kam nicht so leicht auf, besonders da die Bündnisverhältnisse ungemein oft und rasch wechselten. Die zeremoniöse Pracht des dekorativen Zeitalters und die streng geregelte Etikette ermöglichten stets einen höflichen Verkehr zwischen den Ländern, die man personifiziert in der Gestalt des Herrschers sah, und trotz aller Kämpfe, die stattgefunden, eröffnete die Form ohne Hindernis den Weg zu neu hergestellten Verbindungen.

Anderseits hatten die Vermählungen von Herrscherhaus zu Herrscherhaus, bei denen nur Staatsräson die „Pronuba" spielte, wieder den Nachteil, die Erbfolge unendlich zu verwirren, und manchmal scheint es, als hätten solche Ehen, die gezwungen stattfanden und manche Herzensfolter auferlegten, den betreffenden Ländern kein Glück gebracht. So hatte die schöne Eleonore von Burgund den Pfalzgrafen von Neuburg, der auf seiner Kavalierstour an den burgundischen Hof geritten war, leidenschaftlich geliebt, mußte sich aber mit dem König von Portugal vermählen. Lange blieb ihr der Ritter treu, und als sie endlich verwitwete, reiste er frohgemut, auf ihre Hand hoffend, über die Pyrenäen. Doch in Spanien erfuhr er, daß Eleonore, von neuem gezwungen, die Hand Franz I. von Frankreich reichen mußte, als Pfand der Versöhnung. Immer wieder entsandte Frankreich Prinzessinnen, die auf Spaniens Thron unglücklich wurden.

Selbst Liselotte, die gar nicht sentimentale Pfalzgräfin, bedauerte das Los solcher Opfer. Daß ein Fürst sein Herz der Staatsräson opfern müsse, hatte Ludwig XIV. selbst bewiesen, indem er auf seine Jugendliebe Maria Mancini, die Nichte seines Staatskanzlers Mazarin, verzichtete und sich mit der ewig ungeliebten Infantin Maria Theresia von Spanien vermählte. Um so hartnäckiger und energischer suchte er aber dann für seinen Enkel das spanische Erbe zu erkämpfen. Also erwiesen sich die persönlich opfervollen Friedenssicherungen, die verwandtschaftlichen Versippungen nicht mehr als gültige Garantien, und es handelte sich darum, der Tradition entgegen, nach neuen zu suchen.

Der Gedanke möglicher Schiedsgerichte tauchte auf, Friedenspakte verschiedener Art wurden erwogen — die Kabinette korrespondierten vor dem Spanischen Erbfolgekrieg genau so darüber, wie es vor dem Weltkrieg bei den Haager Konferenzen geschah. Wie vor alters die Bischöfe ihre Autorität als Friedensfreunde damit gekräftigt hatten, daß sie dem Verlangen nach Wundern entgegenkamen und behaupteten, in einer Vision von Engeln unterrichtet zu sein, — so griff man im Barockzeitalter nach der Autorität des vielgeliebten und betrauerten Königs Heinrich IV.,

um einem höchst wertvollen Friedensprojekt Gewicht zu geben. Dem alten Herzog von Sully, dem Minister und Freund Heinrichs IV., der sein Alter auf seinem Schloß Villebon zubrachte, beschäftigt, seine Memoiren zu schreiben, arbeitete in dieser Mußezeit, das Gedächtnis seines Herrn zu ehren, einen Weltfriedensplan aus als „grand dessein du roi". Dieses sogenannte Testament des Königs war kein echtes Testament (und ist gelegentlich sogar dem alten Marschall abgesprochen worden). Aber es ist im Sinne Sullys und Heinrichs gedacht und aus den allgemeinen Wünschen der Zeit erwachsen.

Daß es im 17. Jahrhundert erschien, trotz aller Kriege, ist kulturell von hoher Bedeutung. Ohne die deutlich hervortretende, in weite und maßgebende Kreise gedrungene Stimmung für endliches Schlichten des europäischen Prozessierens wäre „le grand dessein du roi" weder konzipiert noch mit Andacht gelesen worden. Nach diesem Plan sollte „der allgemeine und ewige Friede" dadurch gewährleistet sein, daß ein europäisches Gleichgewicht hergestellt werde — ein „Aequilibrium", das jedes Überhandnehmen einer einzelnen Macht ausschließt und keine Tyrannei eines Übermächtigen erlaubt. Fünfzehn Staaten sollten für immer in ihrem Bestand erhalten bleiben, ohne die Möglichkeit einer Vergrößerung, unter Ausschluß jedes Erbstreits und mit der feststehenden, ein für allemal bestimmten Regierungsform. Diese 15 Staaten sollten sich in drei Gruppen teilen je nach dem Regierungsapparat, nämlich erstens die 6 Erbmonarchien: Spanien, Lombardei, England, Frankreich, Schweden und Dänemark, dann zweitens die 5 Wahlmonarchien: das Deutsche Reich, der Kirchenstaat, Polen, Böhmen und Ungarn, schließlich drittens die 4 Republiken Schweiz, Niederlande, Genua und Venedig. Die genannten Staaten hätten sich zu einem Familienverband zusammenzuschließen als die europäische Familie. Als n i m m e r - m e h r z u E u r o p a g e h ö r i g seien auszuschließen die Türkei und Moskowien. Vor einer Verbindung mit Moskau, sei sie auch nur des Handels wegen ins Auge gefaßt, konnte Leibniz die Regierungen gar nicht genug warnen. Um sich vor außenstehendem Barbarentum zu schützen und immer bereit gegen die Moskowiter wie die Türkengefahr zu sein, sollten die vereinigten Staaten Europas eine gemeinsame Armee halten und einen gemeinsamen Rat bilden für alle europäischen Fragen. Zum Schutz der europäischen Kultur und um etwaige Meinungsverschiedenheiten der einzelnen Staaten untereinander zu schlichten, sollte dieser Rat so oft wie nötig zusammentreten, um auf diese Art Bürgerkriege

und Zerwürfnisse der Staaten untereinander unmöglich zu machen.

Der Friedenstraum des Jahrhunderts, der unter Sullys Namen ging, wurde durch die geschichtliche Entwicklung beiseite geschoben. Anfangs schienen sich die Ereignisse zu einem Triumph Frankreichs zu entwickeln. Die Heere Ludwigs XIV. überschritten



Uniformbild aus dem 17. Jahrhundert.
Nach v. Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat.

die Pyrenäen, drangen über den Rhein, seine Diplomaten gewannen entscheidenden Einfluß in Brandenburg und anderen deutschen Staaten, in Polen und Ungarn. England setzte die Staatsräson über die christliche Idee und versuchte, dem Türken sich zu Dank zu verpflichten, der stets Habsburgs Flanke bedrohte. Frankreich rüstete gewaltig zur See und erhob sich zur kulturellen Vormacht, immer bestrebt, den Besitz der Habsburger in Spanien, im Deutschen Reich, in Italien und Übersee an sich zu bringen. Doch genau wie sich die Einkreisung der Habsburger ergeben hatte, als sie übermächtig geworden waren, ergab sich nun Frankreichs Einkreisung im Verlauf des Spanischen Erbfolgekriegs. Die vereinigten Mächte begründeten ihre Koalition, indem sie behaupteten, ungerechtes Gut zurückzunehmen und einen „status quo ante“ herzustellen, der allein den Ewigen Frieden ermögliche. Einmütig versicherten sie, „dieser Krieg sei der letzte Krieg“.

Denkende Häupter ermaßen jedoch von Anfang an, daß Krieg immer nur Krieg gebären könne und daß es sich darum handle, den eigentlichen Erreger der Kriegsseuche zu vernichten, die Ursachen der furchtbaren Wirkung aufzudecken und ihr entgegenzuarbeiten. Darum entstanden im 17. Jahrhundert die bedeutendsten und praktisch am besten ausgearbeiteten Weltfriedenspläne. Nach dem „Dessein du roi" (erschienen 1662) die Schrift des Quäkers W. Penn, „Essay towards the present and future peace of Europe" (1693). Er schlug ein Parlament von 90 Abgeordneten aller Länder vor, die sich in den Weltsprachen Lateinisch oder Französisch ausdrücken sollten. Leibniz veröffentlichte und verbreitete in Briefen ähnliche Gedankengänge, die einen Weltfrieden einleiten sollten. Der praktische Menschen- und Völkerkenner erweiterte aber den Plan durch sein „Concilium Aegyptiacum", das Frankreichs Eroberungslust auf Nordafrika wies, was Europa bedeutend entlasten würde. Doch infolge seiner Erfahrungen schrieb er in tiefer Mißstimmung die Spottschrift „Mars Christianissimus" und meinte, daß denen nicht zu helfen sei, die den Schaden der Kriege nicht erkennen wollen.

Aber trotz dem praktischen Mißerfolg ist die prinzipielle Forderung des Weltfriedens, nachdem der „Gottesfrieden" ausgespielt hatte, eines technisch wohlerwogenen Gleichgewichts, einer Gleichberechtigung der Nationen aus den Kriegswehen des 17. Jahrhunderts hervorgegangen. Die Idee eines Schiedsgerichts, eines Verträglichkeitsinstituts, einer Vergesellschaftung der kulturell an sich miteinander verbundenen Länder, blieb lebendig und tauchte immer wieder auf.

Sie wurde im 18. Jahrhundert durch Kants philosophische Spekulation am ernstesten wieder aufgenommen. Die Französische Revolution behauptete, der Friedensidee zu dienen und durch das Geschenk der Freiheit den letzten Krieg zu bringen, den Krieg, dessen Voraussetzung der große Friedenswille war. Auch vom Weltkrieg 1914 hieß es, er sei der letzte vor einer Neuordnung der Welt, die künftige Feindseligkeiten ausschlösse. Dem Erreger der Kriegskrankheit war wissenschaftlich noch nicht mit Erfolg beizukommen, ja, es wurde bis jetzt von einer großen Partei behauptet, Krieg sei nicht Krankheit, sondern Kraftbeweis, Gesundungsprozeß und Ertüchtigung. Den großen Zweifel am Krieg und an dessen Berechtigung wagte man zuerst im 17. Jahrhundert zu verkünden, und die naive Vorstellung eines Kriegsgotts, in dessen Namen die Protestanten fochten, einer Jungfrau Maria, die sich die andere

Partei helfend mitten in der Schlacht vorstellte, erlitt gegen Ende des Barockzeitalters, man mochte es sich eingestehen oder nicht, erhebliche Einbuße. Die Kultur siegte über solche Vorstellungen, wenn auch nur sehr langsam.

Zwar blieben die verschiedenen Potentaten noch absolute Kriegsherren, die nach ihrem „bon plaisir", nach dem Diktat der Staatsräson, die gleich einer unheimlichen Schicksalsgottheit, einer Moira, zu ihren Häupten stand, Kriege entfesselten, mit ihren unlösbaren Erbstreitigkeiten aus dynastischem Interesse Europa fast verbluten ließen; aber von seiten der helleren Köpfe fehlte bereits der „consensus" zu diesem Gebot der Staatsräson.

Ein ergrauter Staatsmann wie Sully, ein Geistlicher wie der Abbé de Saint-Pierre, ein Philosoph wie Leibniz, ein tief religiöser Denker wie Penn wendeten sich unweigerlich ab von der Notwendigkeit des Krieges, genau wie zur Blütezeit der Hexenverfolgung besonnene Köpfe deren Notwendigkeit anzweifelten. Imposant, gigantisch, mit Riesengliedern und leidenschaftlichem Muskelspiel, Felsen lüpfend, wie die beliebten Giganten der Barockkunst, so zeigt sich ein Kampf der Geister am Schluß dieses höchst merkwürdigen, aus schärfsten Gegensätzen bestehenden Jahrhunderts europäischer Kultur, und es wird das Unabwendbare des Schaffens neuer Kulturwerte und -begriffe beteuert, über dem die neue Majestät eines Weltfriedensgedankens mystisch thront.



Hellebardier.
Nach v. Fleming.

DIE KUNST, DER GEDANKE UND DAS LEBEN IM 17. JAHRHUNDERT

I.

Die dekorative Zeit.

Der Stil des Barock. — Krieg und Kriegsspiel. — Die Brandfackel. — Huldigungen für den Sieg. — Der schöngeistige Feldherr. — Zeremoniös und festlich. — Guerre en dentelles. — Die Kanone ein Kunstwerk. — Die elegante Jagd. — Die bunten Maschen. — Die hohe spanische Schule. — Karussell. — Europas neuer Stolz. — Die Richtung des Dekorativen. — Der Zug ins Schlaraffenland. — Die Heiligen Drei Könige. — Krippendarstellungen. — Der Raumsinn. — Piranesis Veduten. — Der schöne Brunnen. — Frohgemute Kleiderkunst. — Die roten Stöckel. — Südliches Bauerntum. — Gefährte. — Der Pfau. — Die Villa Borghese. — Allgemeines Gartenglück. — Der niederländische Garten. — Die Tulpenmode. — Kenner, Liebhaber und Sammler. — Der Blick ins Weite. — Formgarten und Revolution. — Die Fuge als Beispiel. — Ariostos' Beschreibung. — Der derbe Humor. — Rusticus und Urbanus. — Redeblumen. — Die Geheimsprache der großen Welt. — Komplimentierwut. — Sprache und Allongeperücke. — Die große Einheit des Stils.

Phantasievollste Kostüme, Federn und Flinsen, Schleifen und Schlitze, Bänder und Binden, Puffen und Pludern reicher Stoffe, Streifen und Stulpen, ein ausgeschüttetes Füllhorn von Motiven, ein treffsicherer Farbensinn, der alles zusammenstimmt und in geschnörkeltem Sonett zusammenreimt: das ergibt den Stil des „Barock", die große Zeit der absoluten Monarchie, der Festzüge und Feste, des Tanzes und der Theaterkunst, der blutigsten Kriege und zierlichsten Rede. Feinstes buntes Leder, Seide, Samt, Gold und Silber, Spitzen und Edelsteine gehören zum Kriegsputz, der im 17. Jahrhundert die raffinierteste Eleganz erreicht.

Man hat ja eigentlich im Hochbarock das Bestreben (es gelingt nur leider nicht und die Barbarei siegt), jenes schon vor der Renaissance Erstrebte festzuhalten, nämlich den höflichen Krieg ohne Haß, mit Söldnern geführt, eigentlich eine Art Kriegsspiel und auf das Schlachtfeld ausgedehntes Theater oder Karussell. Wohlgemerkt, ein Bestreben, das Ideal, etwa wie es das Ideal oder Bestreben des 20. Jahrhunderts war, einen hygienischen Krieg einzuführen. Wenn dies Bestreben scheiterte, wenn die

Kriege des Barockzeitalters sehr bald aufhörten, dekorativ zu sein, wie es Ludwig XIV. gewünscht — genau wie jener des 20. Jahrhunderts nicht so hygienisch verlief, wie Spezialisten träumten —, für den Kulturhistoriker ist der Wunsch, die Zielstrebigkeit ein Punkt, auf den immer wieder gedeutet werden muß, weil bemerkenswerte und sonst unverständliche Zeiterscheinungen damit zusammenhängen.



Duell zwischen Offizieren.

Es ist eine grausame Ironie der Geschichte, gleich als seien besonders tückische Teufel damit betraut, jede Kultursehnsucht zu schänden, daß gerade in einem solchen Augenblick, da solches Streben vorhanden war, die Kriegsführung zu einem ritterlichen Sport zu machen, törichtes Verbrechertum eines einzigen Mannes dieses Ideal verhöhnte und ewigen Groll zwischen Nachbarnationen säte, zum Unheil Europas. Vierzig Jahre nach dem Westfälischen Frieden warf Colberts Nachfolger, der Minister Louvois, die Brandfackel wider Vertrag und Völkerrecht in die Pfalz, trat als unheimlicher Wüterich auf zum Entsetzen der eigenen Untergebenen wie der zivilisierten Welt im Namen jenes greulichen Götzen des Jahrhunderts, der Staatsräson.

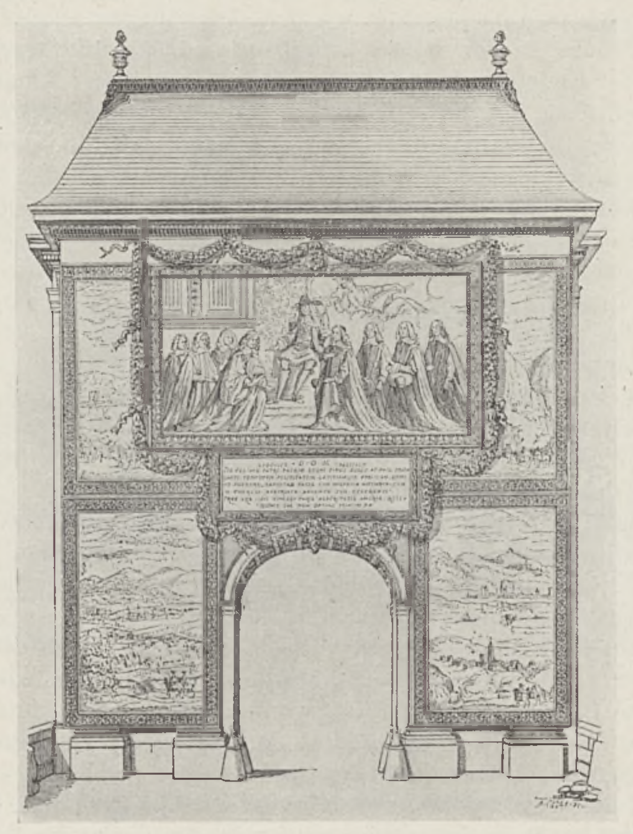
Ludwig XIV. scheint nach Memoiren und Briefen von Zeitgenossen sehr wenig mit Louvois einverstanden gewesen zu sein. Vielleicht

stieg ihm die Ahnung auf, daß jene Fackel in sein eigenes stolzes Haus das Verderben bringen müsse. Die Ähnlichkeit des Barockzeitalters mit der Diadochenperiode tritt durch diese Gegensätzlichkeit besonders zutage; auch unter den Diadochen herrschte ein gewisses ritterliches Ideal für die Kriegsführung, dessen Zeremonien hie und da beachtet wurden; aber immer wieder fiel ein roher Führer in den wilden Atavismus zurück und verdarb die erstrebte Eleganz des Krieges durch gemeines Sengen und Brennen. Wie bei den Diadochen waren in den europäischen Heeren des 17. Jahrhunderts die schönsten Waffen üblich, entstand ein prächtiger Festungsbau und wuchsen auf den Werften die dekorativsten Kriegsschiffe heran. Auf jedem Gebiet erschienen Schmuck und Prunk als das maßgebende Element. Der Zug danach war in beiden Zeitaltern so stark, als sei manchmal überhaupt nur gekämpft worden, um Siegesfeste zu feiern, als müsse der Kriegszug hin und her einem stilisierten Festzug mit Waffenspiel gleichen, so prächtig wurde die „Expedition" vorbereitet. Man ging darauf aus, die Gaffer auf die Seite des Krieges zu ziehen, und mehr als einmal gelang diese Reklame. Bei großen Anlässen steigerten sich bis in das Märchen hinein die Huldigungen der dekorativen Künste.

Seit Karl dem Kühnen von Burgund hatte es keine so prächtige Kriegsführung gegeben. Es lag im Sinne der Staatsräson, zu der die Politik sich zugespitzt hatte, blenden und imponieren zu wollen, es lag im kecken Übermut der vielen Edelleute, die mitzogen auf Ludwigs Heerstraße, als „magnifique" aufzutreten und einander zu überbieten an Aufwand und Luxus, es wirkte als Reklame für den Sonnenkönig, wenn alles von Gold und Silber strotzte, wenn die Marschälle einführten, auf Kriegszügen prächtig zu tafeln mit Silbergeschirr und feinem Tischzeug. Aber dieser Luxus war nicht nur auf äußere Dinge gerichtet. Ein bedeutender Feldherr, wie „le grand Condé" (so nennt ihn Voltaire), wollte mitten im Krieg auch schöngeistige Unterhaltung nicht missen. Er ließ sich von dem Philosophen St. Evremond ins Lager begleiten. In den Pausen des militärischen Geschehens lasen und kommentierten die Herren antike Autoren und moderne Weltweise, erfreuten sich am Fechten feinen Witzes in Ausfall und Parade; sie bedurften dieser geistigen Erfrischung ebenso notwendig wie der äußeren Eleganz, der künstlerisch schönen Spitzen, die über den Waffenrock fielen.

Spanier und Franzosen bemühten sich, ihre Kämpfe zu ordnen wie ein zeremoniöses Duell. So soll ein französischer Marschall,

mit leichter Anmut vor der Front reitend, den Gegner mit förmlichem Gruß angeredet haben: „Messieurs les Espagnols, c'est à vous de tirer les premiers.“ Kriegführende Fürsten blieben nicht selten persönlich in höflichem Verkehr, der Geschenke und Beileidbezeugungen nicht ausschloß, ebensowenig wie Glück-



Triumphbogen zu Ehren Ludwigs XIV. und seiner Gemahlin Marie-Thérèse (1662).

wünsche zu Hochzeiten und Taufe. Bei Trauerfällen in feindlichen Herrscherhäusern wurde Hoftrauer angelegt.

Alles Festliche ist so sehr Lebensgewohnheit und Notwendigkeit, daß man zum Krieg wie zum Fest auszog, wetteifernd in Pracht der Waffen, des Gefolges, der Kleidung, der Pferde. Troß und Zelte mußten als Schaugepränge wirken, wie man es auf der Bühne in Ballett und Ausstattungsoper gesehen. Ludwig XIV. ließ den Glanz der goldenen Zelte erneuern, mit denen sich einst

die Könige vorgeprotzt. In diesem Zeitabschnitt ist der Krieg als ein Turnier gedacht, als „guerre en dentelles“, wie man am Hofe von Versailles den Feldzug nach Holland zu nennen beliebte. Welch ein weiter Weg zwischen dem ersten Waffenschmuck primitiver Männer, so prächtig er in seiner Art durch Tätowieren, Skalpe, Federn und Tierhörner sein mochte, und jenen Kriegern des 17. Jahrhunderts im Schmuck feiner Spitzen und kostbarer Federhüte! Welcher Weg zwischen dem Menschenfressertum der Häuptlinge und ihrer Roheit am Lagerfeuer und jenen Marschällen, die sich von ihren Philosophen begleiten ließen! Zu solcher Gesinnung paßt die künstlerische Ausführung der Barockwaffen, die höchste ästhetische Vollkommenheit erreichen, einen Grad von Zierlichkeit und kostbarer Ornamentierung, eine Modellierung der Bronzegüsse, die aus Kanonen Kunstwerke formte. Eine Fülle dekorativer Erfindung machte sich bei jeder Metallarbeit im Waffenwesen geltend, Einlagen von Gold, Silber und Elfenbein verwandelten die Todeswerkzeuge in reizende Spielereien.

Gleiche Liebe in der Behandlung erfuhren die Jagdwaffen, denn gleich nach der Begeisterung für kriegerische Abenteuer kam bei den Kavalieren die Pflege der Jagd, und die großen Jagden des Barockzeitalters mögen an Prunk und jedenfalls an Eleganz, an Raffinement der Aufmachung und Ausgestaltung des edlen Weidwerks selbst die großen mittelalterlichen Jagden übertroffen haben, die den persischen Großjagden nachgeahmt waren. In Frankreich hatte Diane de Poitiers zur Renaissancezeit den Anstoß gegeben zur Verfeinerung und Eleganz der Jagdpassion. Mit Jagdtrophäen und Jagdsymbolen war ihr Schloß Anet geschmückt, ihr Park mit Hirschen bevölkert. Auch für Damen blieb die Jagd ein beliebter Sport. Der Verfasser des Moderomans der Zeit, der Schäfergeschichte Astrée, Honoré d'Urfé, liebte eine schöne Jägerin, die lange ihre Huld versagte, weil sie von ihrer Jagdliebhaberei ausschließlich in Anspruch genommen war, und als das Paar sich endlich fand, soll der Dichter unglücklich geworden sein, weil die Dame nur von Hunden und Halali träumte.

Noch schloß die große Jagd Falkenbeize ein, und es gab außerordentlich schmuckvolle Barockhäubchen für den edlen Vogel, prachtvolle Stulpenhandschuhe für den Falkenier, feine goldgestickte für die Jägerin, die den Vogel steigen ließ. Jeder Einzelgegenstand, der zum Weidwerk gehörte, war nicht etwa einfach sachlich, allein auf technische Brauchbarkeit hin gearbeitet, sondern ein Prunk- und Schaustück, passend zur übrigen Pracht.

Das Jagdgewehr war als technisch konstruierte Waffe noch umständlich zu bedienen und wenig leistungsfähig; aber sein Schnapphahn zeigte die schönsten Figuren, sein Kolben Voluten und Arabesken in künstlerischer Ausführung, und ebenso verhielt es sich mit allem, was zur Ausrüstung des Jägers gehörte, Pulverhorn, Jagdtasche, Weidmesser und Hirschfänger, bis zum dreieckigen Sesselchen, das auf dem Anstand gebraucht wurde, und dem Jagdstock, mit dem der Treiber „zu Holze zog". Die Mode gebot Fürsten und großen Herren, Jagdschlösser zu bauen, und die Künstler verwendeten ihre reichste Phantasie, dieselben entsprechend auszugestalten und zu schmücken. Von diesen oft entzückenden Barockschlössern aus wurde die hohe, mittlere und niedere Jagd ausgeübt, wie man nunmehr dies vornehm-elegante Vergnügen offiziell und gesetzlich, aber auch gesellschaftlich einzuteilen begann. Bei allem Pomp zeigte das Barockzeitalter überall einen Zug ins Pedantische. Die „Suche" (auf Sauen, Hasen, Kaninchen und Federwild), der Pürschgang, das Treiben und die Parforcejagd, das Fangen, Graben, Frettieren und die Beize lockten den Jagdherrn, seine Gäste und die Jägerei, wie das Gefolge hieß, in Forst und Flur.

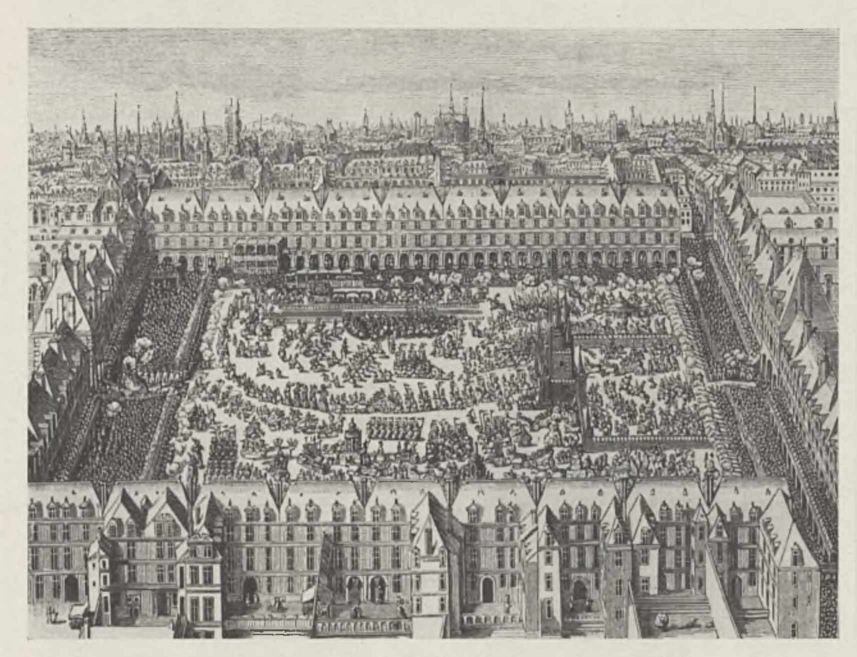
Der Sinn für Zierlichkeit in Wort und Gebärde, in jeder Kleinigkeit am Gewand, an den Waffen und den Gebrauchsgegenständen des Alltags, der Tafel und des Sports ist gleichsam symbolisiert durch die absonderliche Mode der „faveurs", der bunten Maschen, die überall angebracht wurden. Sie gehören zur Schäferei, zur geblümten Ausdrucksweise, zur manirierten Verehrung der Damen, bei der die Schleife ungefähr den Platz des Ärmels im Zeitalter der Minneherrinnen bekam. Die „faveurs", Gunstbeweise, ähnlich den späteren Kotillonschleifchen, hatten am Anfang ihrer Mode nur den Zweck, den ihr Name besagt. Bald gehörten sie in reicher Verwendung zum Kostüm des Herrn bei alt und jung, die Pferde wurden damit bunt behangen, schließlich Mähne und Schweif in unendlich viele Zöpfchen oder Strähnen geteilt, die mit den Barockmäschchen neckisch gebunden wurden. Bunt flatterten sie, wenn die Parforcejagd sich in Galopp setzte. Das Pferd war durchaus ein Schmucktier; es gehörte zu den Obliegenheiten des Kavaliers, sein Jagdpferd und sein Streitroß reich zu schmücken; kostbar glänzte das Zaumzeug, herrlich gewirkt oder gestickt waren Satteldeckchen und Schabracken, silberne oder goldene Steigbügel waren nicht selten.

Für Festzug und Karussell, für Augenweide in der Reitbahn entstand jene „hohe spanische Schule", das non plus ultra voll-



Der Große Kurfürst und seine Gemahlin auf der Falkenjagd.
Nach dem Kupferstich von C. V. Dalen, 1647.

kommen verfeinerter Reiterei, bei der Roß und Reiter in jeder Muskelbewegung ein einheitliches Schaustück bilden. Das Pferd ist zur äußersten Anmut und Grandezza in jedem Schritt entwickelt, der Reiter weiß jede gebotene Hilfe fast unsichtbar zu geben in stolzer, scheinbarer Lässigkeit bei höchster Verwendung von Kraft und Geschicklichkeit. Unnachahmliche Selbstbeherr-



Das große Reiterfest (Carrousel) in Paris am 7. April 1612.
Stich von J. Picard.

schung zeigt die spanische Schule, die in der langen Historie vornehmer Reitkunst das Schlußstück des feierlich prächtigen Schaureitens bildet. Die hohe Schule war das feinste und eleganteste Spiel, das im Verkehr von Reiter und Pferd je ersonnen wurde und ist eingefügt in den glänzenden Lebensstil des Barock. Es ist voll Würde und Feierlichkeit, ein gravitätischer Tanz, bei dem der klassische Bau des Pferdes, die ebenmäßige Gestalt des Reiters zu vollkommener Geltung gelangt. Es lag nahe, die hochentwickelte Reitkunst zu festlicher Vorstellung zu verwenden, und in der Tat bildete diese einen Höhepunkt der barocken Hoffestlichkeiten, vor allem in Madrid, Paris, Wien und London, in Dresden und München, wo spanisches Schulreiten, Quadrillen zu Pferd und großangelegte Karussells die Turniere ersetzten. Noch

im Jahr 1815 fand in Wien ein berühmtes, viel bewundertes Karussellreiten in der Hofreitbahn statt. Gemalte Kupfer, feine Zeichnungen, Memoiren und Brief geben Nachricht von dem originellen Prunk dieser Reiterspiele als durchaus zeitgemäßen dekorativen Schaustellungen des 17. Jahrhunderts. Beim bedeutsamsten und wohl prächtigsten dieser Spiele, das am Hofe Ludwigs XIV. (1662) stattfand, ritten als Perserkönig, Großmogul von Indien, türkischer Sultan maskiert der große Condé, Monsieur, des Königs Bruder, der Herzog von Guise an der Spitze einer großen Reiterschar. In Blau, in Weiß, in Grün und Rot als Hauptfarbe waren die Kostüme gehalten, Herren und Gefolge in einheitlichen Gruppen, umflattert und umspielt von einem phantastischen Aufputz bunter Federn und Bänder, die Helmzier eine überwältigende Federpracht, das tänzelnde Roß unter der Fülle von Schmuck zu einem Fabeltier ausstaffiert. Die prunkhafte Aufmachung der alten Turniere scheint übertrumpft. Betrachtet man die Abbildungen, die sich von diesem Fest erhielten, so wird die restlose Bewunderung, die namenlose Begeisterung, mit der die Zeitgenossen solche Feste aufnahmen, begreiflich. Unter den Zuschauern flüsterte man sich die großen Namen jener phantastischen Reiter zu, und ihr Prestige vermehrte den Genuß des prächtigen Anblicks. Pomphaft und zierlich zugleich erschienen Pferd und Kavalier, vollkommen eins im Tanzschritt. Es war beruhigend, so große Herren kunstreich im Sattel sitzend zu sehen, sicher in der Zügelführung, den goldenen Sporn bereit, gleichsam als Symbol durchaus gefesteter und daher wohltätiger, für alle wohltätiger, vornehmer Macht. Der Platz vor den Tuilerien, auf dem das Fest stattfand, erhielt den Namen „place du carrousel".

Die dekorativen Abzeichen, Embleme, imposanten Verkleidungen zogen alle Weltteile in ihr Bereich; sie waren ein Gleichnis für den neuen Stolz des Europäers, dessen kulturelle Macht die übrigen Kontinente überstrahlte und zur Untertänigkeit unter die eigene Herrschaft zu beugen suchte. Europa war in diesem Augenblick der Erdgeschichte zum Anspruch gelangt, als absolute Gewalt den anderen Erdteilen zu gebieten.

Die menschliche Phantasie, die heute der Technik zugewandt ist und auf diesem Gebiet Wunder wirkt, hatte von der Renaissance den Antrieb bekommen, sich in Kunsterfindungen zu betätigen, und im Barockzeitalter schwang diese Erfindertätigkeit bis zum äußersten in die Richtung des Dekorativen. Das Orna-

mentale überwog und trieb zum Kolossalischen, zum leidenschaftlichen Bewegtsein, zum festlich Prunkenden. Man kann dem Barock als Kunststil und Lebensäußerung nicht gerecht werden, wenn man nur die übriggebliebenen Gebäude betrachtet. Das Lebensmächtige, das es schuf, war das Leben selbst, und nur dessen Gestaltung zeugt richtig von dieser reichen, dekorativen Zeit, in der die Lebenslust übermütig schäumte, sich austobte und doch Bändigung durch Stilgefühl erhielt. Ein Leben in Schönheit, in stilisierter Barockschönheit war Wunsch und Forderung weltlicher wie geistlicher Hofhaltungen, und die Bewunderung pflanzte die Freude am verschnörkelten Stil, der heiter zur Phantasie sprach und das Auge von Ergötzlichkeit zu Ergötzlichkeit führte, in weiteste Kreise fort, ließ Echo von allen Seiten ertönen.

Noch erhaltene Schöpfungen der Kleinkunst, die mit Bildern versehenen Druckwerke geben Einblick in diese versunkene Welt, die einen Zug ins Schlaraffenland zeigt. Besonders in Italien, etwa im Neapolitanischen, wo die schönsten Krippendarstellungen mit augenscheinlichem Behagen das üppige Leben ihrer Zeit zur Anschauung bringen, läßt sich der Stil erkennen, in dem sich das Dasein bis ins Volksleben hinein abspielte. Die Heiligen Drei Könige und ihr Gefolge stellen getreu zeitgenössische weltliche Potentaten dar mit ihrem reichen Troß in bombastischen und doch geschmackvollen Hoftrachten mit herrlich geschirrten Wagenpferden und prachtvoll gesattelten Reitpferden, und der Gold- und Silberschatz, den sie darbringen, ist dem Gold- und Silberschatz zierlich nachgebildet, den die damaligen Fürsten bei Reisen und Feldzügen mit sich schleppten. Durch die Krippendarstellungen erhalten die großen Höfe der Paläste ihren Sinn, da sie belebt erscheinen mit einem Gewoge phantastisch reicher Eleganz von Mensch und Tier. Eben abgestiegene Reiter in glänzender Tracht übergeben das Roß dem Knappen, der den Zügel des seinen über den Arm geschlungen hat. Andere Rosse werden am Brunnen mitten im Palasthof getränkt, eine bunte Menge bewegt sich die mächtige Freitreppe entlang auf und nieder. Das Dekorative der Treppe ist eine wichtige Erfindung des Barock oder Fortpflanzung der Renaissancearchitektur, der Freude an perspektivischen Effekten, die am dankbarsten durch Stufen, durch Abnehmen und Wachsen von Säulengängen, durch das Öffnen von Portalen erreicht werden.

„Die Krippen haben es auf allerlei Art mit dem Barock zu tun. Sie lieben die barocke Üppigkeit, den barocken Überfluß im

ganzen und einzelnen. Sie haben den barocken Sinn für das, was man Illusion nennt: für eine bis zum äußersten getriebene Naturtreue. Sie haben die Spannweite des sozialen Blicks der Barockzeit: sie kennen die Reichen, aber sie kennen auch die Armen — wie ja der Barock zuerst einen entdeckerischen und planvollen Blick in die unteren Bezirke der Gesell-



Niederländische Mode in der Mitte des 17. Jahrhunderts.
Stich von P. de Jode nach der Zeichnung von Sebastian Francken (1573—1647).

schaft gerichtet hat. Die Krippen haben mit dem leidenschaftlich spielenden Naturalismus des Barock auch den barocken Bautrieb. Sie besitzen den barocken Raumsinn: jenen Raumgeist des Newton-Zeitalters, der weiß, daß die Menschen im Raum so groß sind wie Käferchen — und so lieben es die Krippen, die Weite des Raumes, die planetarische Weite der Welt besonders nachdrücklich darzustellen. Endlich: die Krippen haben den großen barocken Theatersinn — und man wundert sich, daß die Krippen-

figuren aus ihrer deutlichen, schon überdeutlichen Starre nicht heraustreten, um sich zu bewegen wie Figurinen eines unendlichen Welttheaters.“ (Hausenstein, Die Heimkehr, 1929, Nr. 46.)

An Piranesis römische Veduten erinnern viele Motive der Krippendekoration, bewachsene Ruinen, Statuen, Sarkophage — der Barock achtet, was von der Antike blieb, und schmiegt die eigenen Werke gern in Mauerüberreste, baut seine Brunnen daran gelehnt. Er hat wie die Antike selbst Wohlgefallen am schöngefaßten Brunnen, und das Volksleben paßt sich an, der Hirt führt Schafe und Ziegen an den Brunnen zur Tränke, die Esel weiden und die Rinder grasen zwischen klassischen und noch lange nicht etikettierten, saubergeputzten Trümmern, das Volk fühlt sich wohl in den Ruinen, und mögen es Grabruinen sein, wie in einem Vaterhaus. Berge von höchst dekorativ aufgeschichtetem Gemüse türmen sich, Fruchtschnüre von Obst ziehen ihre Girlanden, vorbildlich den Girlanden, die der Bauherr meißeln läßt, Körbe voll Feigen und berstender Granatäpfel stehen auf antiken Sockeln und bilden selbstverständliche Motive für die Kapitäle der Barocksäulen.

Ein glückliches Volk hantiert lässig, wenn auch geschwätzig und geschäftig. Es wird umschwebt von einem glücklichen Volk kleiner Engel, deren Modelle nicht unweit spielen. Allein die Madonna und heilige Frauen halten Empfang wie große Damen in entsprechend reichen Gewändern mit preziöser Würde, und man kann erwarten, daß Glaskarossen anfahren mit Lakaien am rückwärtigen Auftritt, daß ihnen fromme Damen entsteigen, um den höchsten himmlischen Herrschaften die vollkommenste Reverenz zu machen. Gemalte Kupfer vervollständigen das lebendige Bild, das die Krippenkunst vom Barockleben gibt. Diese Darstellungen wie auch die gut eingerichteten Puppenstuben der Nürnberger Spielwarenindustrie offenbaren eine frohgemute Kleiderkunst, wie sie vorher noch kein Jahrhundert gekannt hat, eine märchenhafte Mannigfaltigkeit der männlichen wie der weiblichen Moden und Trachten, ein Wetteifern beider Geschlechter in anmutigem oder pompösem Schmuck. Die Dekoration erstreckt sich auf alles und jedes, sogar auf die Stöckel der hochgestöckelten Schuhe. Sie leuchten festlich rot — wer zur Hofgesellschaft gehörte, war „talon rouge“ —, sie waren oft bemalt, und zwar von Künstlerhand. Das Museum des Grafen von Chambord enthielt Paradeschuhe des französischen Königs, deren Stöckel, von der Hand Van Loos bemalt, Schlachtenbilder en

miniature zeigten. Die Schuhrosetten, breitausladend, hielt als Spange eine leuchtende Sonne.

Selbst der Bauer ist im Barockzeitalter eine höchst dekorative Erscheinung mit seinem Dreispitz, dem langen, mit Silberknöpfen gezierten Sonntagsrock, den kurzen Hosen und weißen Strümpfen. Die Bäuerin, von Bezirk zu Bezirk verschieden, erreicht das treff-



Französische Moden aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.
Stich von P. de Jode nach der Zeichnung von Sebastian Francken.

lichste an bunten, seidenen Schürzen und hübschen Leibchen, reichgefältelten Röcken und prächtigen, bändergeschmückten Hauben, da breitausladend und dort hochgetürmt. Die meisten Trachten, die sich weit in die neueste Zeit erhalten haben, stammen aus dem 17. Jahrhundert; aber die Tracht ist überall gleichsam organisch gewachsen und mit dem Charakter der Landschaft, mit dem Nationaltypus, ja mit dem besonderen Menschenantlitz von Tal zu Tal, Dorf zu Dorf, Stadt zu Stadt in Einklang geblieben. Überall hat der Schönheitsinstinkt das Richtige getroffen für Bauern- und Bürgertracht, die richtige Umrahmung,

den möglichst vorteilhaften Schmuck. Eine Reise zur Barockzeit muß dem Wanderer eine Augenweide geboten haben, von der heute jeder Begriff verloren ist, denn die Menschen aller Stände wirkten in und mit ihrer Heimat dekorativ, wie auf eine Parole hin, bis auf den nach seiner Art dekorativ gelagerten, malerisch zerlumpten Bettler.

Ebenso dekorativ gliederten sich alle Gefährte in die Landschaft, vom buntbemalten Bauernwägelchen mit Schellenpferd bis zum schwerfälligen Wagen der geistlichen und weltlichen Würdenträger und der hochfedernden, reichgeschnitzten, bemal-



Staatskarosse aus dem 17. Jahrhundert.

ten und vergoldeten Glaskarossen der hohen Damen und Herren. Die großen, durchsichtigen Scheiben erlaubten das reiche Kostüm. die Perücken und Frisuren der Insassen bei langsam feierlicher Fahrt zu bewundern.

Es war selbstverständlich für den eleganten Herrn, den Hofkavalier, gleich einem Pfau in vielen Farben radzuschlagen; doch die menschlichen Pfauhennen gaben dem männlichen Geschlecht nichts nach, sie wollten nicht wie die Vogelweibchen unscheinbar sein, sondern paßten sich in die phantastische Pracht mit weit ausladenden, viel verzierten Röcken, mit Federn und Blumenpracht, mit Juwelen an Busen und Hals, an Armbändern und Ohrgehängen. Doch bürgerliche und bäuerliche Tracht hatten ebenso Reichtum und Reiz, Bürger wie Bauer stimmten sich vorteilhaft in Stadtbild und Landschaft, und der liebenswürdige Barockkünstler konnte, ohne dem Eindruck seiner dekorativen gewaltigen Gartenanlagen zu schaden, freundlich die Tore öffnen, das große Publikum einzulassen. Die Idee, den bisher abgeschlossenen, nur den Freunden geöffneten Garten der Bevölkerung aus Wohlwollen

zugänglich zu machen, ist ein Gedanke des Barock. Er drückt sich auf das liebenswürdigste aus in jener berühmten Einladung und freundlichen Mahnung, die in Rom am Eingang einer Villa zu lesen stand, bezeichnend für Wirt und Gast. Sie drückte eine Höhe am Kulturniveau aus, die weder früher noch später in Erscheinung trat. Die Inschrift am Tor der „Villa Burghesia Pinciana“ lautet: „Wer immer du seist, o Wandrer, lustwandle, wohin es dir beliebt; pflücke, was dir gefällt, mehr für den Fremden als für den Besitzer ist dies alles geschaffen.“ Papst Paul V. legte den Garten im Jahre 1605 an.

Je weiter die Kultur fortschreitet, das Gefühl der Sicherheit gewinnt, desto mutiger und freudiger wagt sich der Garten aus bergenden Mauern und lädt zu allgemeinem Gartenglück. Vorbildlich war dies in den Niederlanden der Fall, wo der bescheidene Formengarten der Gotik sich allmählich weitet zum Blumengarten jener „Horticultoren“, die in Blumenzucht wetteiferten. Hier ist nichts von dem Terrassenbau architektonischer Gartenpracht zu sehen, wie sie der Antike nachgefühlt war, sondern es entstand eine reiche Entwicklung des mittelalterlichen Gartenmotivs mit kleinen gekreuzten Wegen. Schon die frühen niederländischen Madonnen bewohnen, in der Phantasie des Malers, solche zierliche Gärtchen mit regelmäßig aufgebundenen Rosenlauben, und längs der schützenden Mauern befinden sich auf Backsteinsockel errichtete Hochbeete, teils mit Rasen bedeckt, damit sich die Frauen in artiger Würde darauf setzen, mitten unter Blumen, den rechts und links der grünen Polsterung blühenden Iris, Lilien und Akelei. Die regelmäßig errichteten, als Bänke dienenden Hochbeete bildeten den Anfang des niederländischen Blumengartens, der streng regelmäßig um einen Mittelpunkt, meist Wasserbecken oder Brunnen, angelegt war. Die Fülle und Mannigfaltigkeit der sorgsam gehegten Blumen wurde zur verliebten Liebe, ja zur Leidenschaft, und nirgends war die Geduld so groß im Abkonterfeien derselben. Hier wurde wahrscheinlich auch Dürer angeregt zur Beobachtung und Abbildung nicht nur verschiedener Blüten, sondern auch der verschiedensten Gräser. Hier setzte der Holländer seine so typisch barock dekorativen Tulpen, deren Anbau zu wichtigstem Sport, lukrativem Handel und unsinnig spekulativem Börsengeschäft führte. Die neugezüchteten Sorten gehen wie Börsenpapiere; die berühmte Tulpenbörse entsteht.

Doch es handelte sich selbst in den Zeiten der Hochkonjunktur nicht nur um Geschäft bei der Tulpenzucht; es gab tatsächlich

Liebhaber, die vollständig in diesem Kult aufgingen. La Bruyère schilderte ein solches Original und als Gegenstück einen Mann, der einer besonderen Pflaume huldigte. Er beschrieb den Tulpenliebhaber nach holländischer Mode als Besitzer eines Gartens vor der Stadt: Er eilt dahin bei Sonnenaufgang und kehrt zurück



Das neue Schloß Saint-Germain-en-Laye,
begonnen von Guillaume Marchand unter Heinrich IV., vollendet 1669. Der Garten wurde von Le Nôtre angelegt. Links im Vordergrund Ludwig XIV. mit Condé und Turenne.
Nach dem Gemälde von Van der Meulen. Museum zu Versailles.

bei Sonnenuntergang. Dortselbst kann man ihn sehen wie angewachsen, wie eingewurzelt unter seinen Tulpen, just vor der berühmtesten, ‚La solitaire'. Er reißt die Augen auf, er reibt sich die Hände, er bückt sich tief, er betrachtet die Blume recht in der Nähe, nie war sie so schön, seine Tulpe. Er platzt vor stolzer Befriedigung. Er verläßt ‚La solitaire' um der ‚Orientale' willen; dann begibt er sich zur ‚Veuve', von da zu ‚Drap d'or'; aber immer

treibt es ihn zurück zu ‚La solitaire‘. Er kann sich nicht von ihr trennen; wird es ihm schwach in den Beinen, so setzt er sich vor sie hin, vergißt Essen und Trinken, denn sie hat wahrhaftig nicht ihresgleichen an Schattierungen, an Glanz, an Streifen, an gefranzten Rändern, vollkommen ist ihr Kelch. Er ist andächtig davor, versunken in Bewunderung. Er kann nichts weiter empfinden als für seine Tulpenzwiebel, die er nicht um 1000 Dukaten hergeben würde — heute —, aber die er fortwerfen wird, sobald die Tulpenliebhaberei veraltet und etwa die Nelke Mode wird. Dieser sonst verständige Mann, der eine Seele hat, zu einer Religion gehört, kommt heim todmüde, halb verhungert, aber selig über den verbrachten Tag. Er hat Tulpen gesehen.“

Der Kenner, der Liebhaber, der Dilettant, der Sammler, die schon in der Renaissance eine wichtige Rolle gespielt, erreichen jetzt ihren gesellschaftlichen und kulturellen Höhepunkt, wenn wir dem Meister der Satire glauben dürfen. Den schon früher in Mode gekommenen Liebhabereien, etwa für geschnittene Steine und andere Dinge des klassischen Altertums, für Kunstblätter und Bilder, gesellte sich eine neue, die mit der Gartenliebhaberei zusammenhängt und in ihren Folgen sehr nützlich wirkte, mochte sie auch bei gewissen Originalen possierliche Form annehmen. So wie eine besondere Tulpe den Horizont des Kenners vollkommen ausfüllte, so war es im anderen Fall eine besondere Pflaume oder Birne. Eine Zeitlang wurden die Schmetterlinge Mode; ernste ältere Männer begaben sich mit dem Netz auf deren Fang, pflegten Raupen und legten sich naturgeschichtliche Sammlungen an. Mächtig erwachte, von den Liebhabereien ausgehend, das Interesse für Natur, und man begann von Stimmungen, von Beleuchtungseffekten zu sprechen, man sah die Landschaft und den Wechsel der Jahreszeiten mit zärtlichen Augen an.

Wollte der Barockgarten nicht Landschaft sein (künstliche Landschaft ist ja eigentlich höchste Künstlichkeit), sondern eine Fortsetzung des Palastes im Freien bilden, dessen Dekoration in reicher Anlage münden lassend, so öffnete er doch die Aussicht auf die Landschaft, brachte den „Blick ins Weite“ und schloß das landschaftliche Bild in grüne Bogen ein. Der Barockgarten gewährte Ausschnitte, die so recht die Anmut der Landschaft betonen, sie dem Beschauer nahe bringen, zu eigen machen. Es ist keine Beleidigung für die natürliche Landschaft, auf solche Art in den Gartengenuß einbezogen zu sein, sondern eine der anmutigsten Huldigungen, die ihr gepflegter Menschengeist brachte.

Wenn später bei der Revolution der Gartenkunst, die der

sozialen Revolution einige Jahrzehnte vorausging und den tiefgehenden Wandel der Weltanschauung ankündigte, ein leidenschaftlicher, gehässiger Protest gegen den Formgarten sich erhob, so war, ohne daß es die damals Beteiligten ahnten, ein Umstürzlerisches im Anzug, weil man sich dem bisherigen Stil entfremdete, seine Voraussetzungen nicht mehr anerkannte, ungeduldig darauf brannte, sich „in ländlicher Ungezwungenheit" von der gemessenen Würde zu emanzipieren, die zum Begriff von „Herr-



Parklandschaft.
Nach dem Gemälde von Pierre Patel d. Ä. Louvre, Paris.

schaft und herrschaftlichen Anlagen" gehörte. Das Verlassen des Regelmäßigen, die Verachtung, die man ihm plötzlich zollte, das Ersetzen von hergebrachter Kunst und Künstlichkeit durch eine andere Kunst und Künstlichkeit gehört zum Sterben des Barock im eigentlichen Sinn, wie zum Übergang seines Ausläufers, des Rokoko, in Empfindsamkeit und deren Ende in den Deklamationen der Revolution.

Innig verwandt war der große Stil des Barockgartens mit dem großen Fugenstil der Musik. Das Wiederkehren der Motive, ihr Verschlingen ist in seinen Anlagen überall zu finden, und die bedeutsam angebrachten Wasserbecken sind Orgelpunkte dieser gemessen feierlichen Musik, majestätisch wie diese. Alles ist zeremoniös, gehalten und der Etikette gewärtig, huldigt einer Hoheit, neigt sich vor einer Majestät. Schäfer und Schäferin halten gemessen Schritt im Hofballett, Winzer und Winzerin, Jäger und Jägerin, Fischer und Fischerin mit ihnen im zierlichen Reigen. Sie gehören als dekorative Figuren zur dekorativen Zeit, zum

dekorativ empfundenen Leben, zu einem gewollt dekorativen Dasein, das, von der Renaissance ausgegangen, Schönheit als Notwendigkeit empfand, als Bindeglied der Kultur erkannte und gefällig, bewundernswert dekorativ im höchsten Sinn ansehen mußte, jedoch streng eingeordnet in die Form.

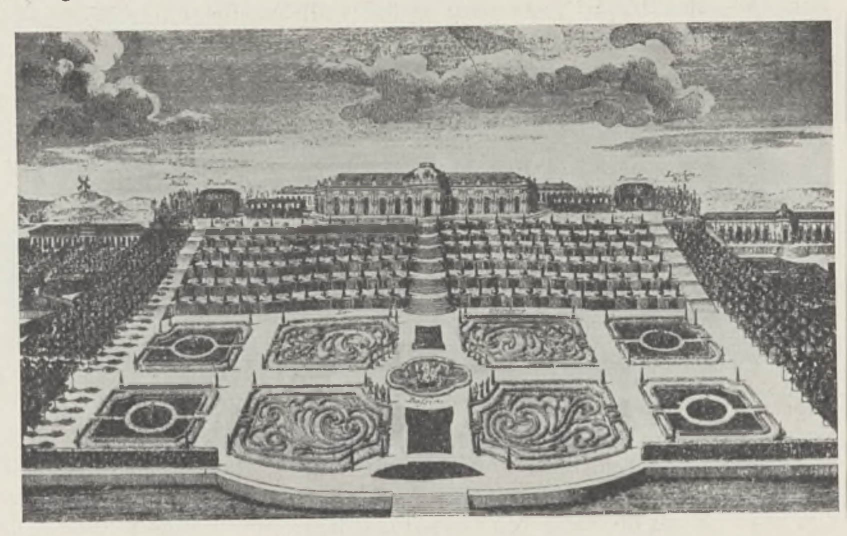
Dieselbe mochte in Überladenheit, in Phantasie aller Art münden; sie ging vom Formwillen aus und kehrte schließlich zu ihm zurück; alles blieb Tanz und Spiel, kein wildes, losgelassenes Austoben. So bewegte man sich in den Gärten, die ihre Tore wohlwollend öffneten; zu Fuß kam das Volk, die Herren und Damen zu Pferd oder in Karossen, alle im Bann der stark wirkenden Stimmung als Gäste, die sich zugehörig fühlten. In den Gärten auf und ab wandelnd drechselten Literaturfreunde künstliche Verse und erinnerten an Ariosts Beschreibung des Zaubergartens, die den Anlagen des Frühbarock entsprach:

Und wie sie nun dem Labyrinth entwallen,
wird gleich der schönste Garten offenbar,
hier stille Seen gleich leuchtenden Kristallen,
dort Blumenpracht und Kräuter und Gesträuch;
hier Schattentäler, dort besonnte Hügel
und Grott' und Wald entdeckt der Blick zugleich.
Doch was noch mehr den Zauber muß erhöhen,
die Kunst, die alles schuf, ist nicht zu sehen.
Es scheint, so mischt Kunstvolles sich dem Wilden —
als ob Natur den Garten angelegt
und sich bestrebt, der Kunst ihn nachzubilden,
die immer sonst ihr nachzubilden pflegt.

Am echtesten blühte das Gartenglück des Barock in Rom; im selben Rom, wo in der Renaissance noch „Neuheiden", wie Pomponius Laetus, gemartert wurden, hatte jetzt niemand etwas einzuwenden gegen das Glück des poetisch-spielerischen Neuheidentums mit mythologischen Erinnerungen, die den Olymp fast in den christlichen Himmel eindringen ließen, als ein freundlicher Barockpapst sich selbst zur Schäferei bekannte.

Das in der Wildheit und Barbarei fanatischer Religionskriege und fürstlicher Erbschaftskämpfe vergessene Lachen forderte wieder sein Recht, das es schon in der Renaissance sich zu eigen gemacht, und Roms Barockgärten gaben den gesamten großzügigen Gartenanlagen Europas das Beispiel eines derben, doch künstlerisch wertvollen Humors. Es entstanden Alleen mit drolligen Figurengruppen und jene Wasserkünste, die nach gotischer Tradition lustwandelnde Gäste mit komischer Tücke überfielen,

allerlei Schabernack den von wiedererstandenen Nymphen, Dryaden, Satyrn Willkommengeheißenen antaten und im gepflegten Grün der Hecken die Tempelchen mythologisch schäkernd belebten. Es wird erwähnt, daß ein jovialer, reicher Prälat für die durchnäßten Opfer seiner Wasserkünste trockene Kleider bereit hielt, meist schöner, als die nassen gewesen, so daß die Gäste mit artigem Geschenk entlassen wurden. So derb sie waren, die



Prospekt des Schlosses Sanssouci bei Potsdam.

Scherze waren nicht bös gemeint. In den Grotten und geheimnisvollen Labyrinthen, wo so kräftig gelacht wurde, mündete das Barock mit einem Schnörkel aus wie im Lande des Märchens, entrückt aus der schnöden Wirklichkeit, die Menschen auf Stunden verwandelt in glückliche Kinder, die von Überraschung zu Überraschung, von Spiel zu Spiel eilen, gehegt in gehegtem Garten, ohne Verantwortung. Auch in bezug auf Humor hat der Barock seine Besonderheit, eigentlich eine gewisse Lehrhaftigkeit, denn das Lächerliche des Groben, Ungepflegten wird stets in spaßhaften Gegensatz gebracht zum Feinen und Weltgewandten. Der antike Gegensatz zwischen „Rusticus" und „Urbanus" wird wieder hervorgekehrt. Freilich geriet die Abkehr vom Derben und Groben oft auf den Abweg des Affektierten und Übertriebenen.

Die besondere Komik bestand im Gegensatz der schwulstigen, ornamentierten, manirierten Sprache der Vornehmen oder preziös und vornehm Tuenden zu der natürlichen, unverfälschten

Redensweise der einfachen Leute, die saftige Dialektausdrücke und gotische Spruchweisheit nicht verschmähte. Die Mode des Verschnörkelten und Schwulstigen in der Sprache war von Spanien aus in das übrige Europa gekommen mit der steifen Halskrause und anderen Modeeigentümlichkeiten. In



Szene aus den „Précieuses ridicules" von Molière.
Nach einem Stich aus der Ausgabe von 1682.

Literatur und Gespräch war Gongora ihr Meister, dessen Redeblumen in manches Sprichwort übergingen; der Italiener Marini nahm diesen Stil auf, weshalb er marinistisch genannt wurde.

In Paris sprach man von „cultisme"; die Preziösen pflegten seine Art in jenen Salons, die Molières Spott zum Gelächter des Hofes tödlich traf. Dort war er im Grunde die Folge des Eindringens zahlreicher Parvenüs gewesen. Durch besondere Sprache, deren gewagte Verschnörkelungen, weither geholte Bilder, ineinander-

geschachtelte Sätze und Allegorien ein gar nicht leicht nachzuahmendes Gesellschaftsspiel boten und gleichzeitig eine die Mitglieder eng verbindende Geheimsprache bildeten, schieden sich die zur engeren Gesellschaft Gehörigen prinzipiell von jenen, die nicht von Anfang an dazu gehörten, hineingeboren waren, sondern von außen in den Kreis dringen wollten. Aber der Parvenü, der Neureiche, der „bourgeois gentilhomme" kletterte nach, auch auf diesem für die Lächerlichkeit gefährlichen Weg. So versuchte ein Jourdain (Molière, „Le bourgeois gentilhomme"), sich gezierte Sprechweise anzugewöhnen, und die preziösen Bürgermädchen machten sich damit lächerlich.

Gongoras und Marinis hochtrabende verschnörkelte Wendungen gehörten ursprünglich zu den stets wieder in Brauch gekommenen isolierenden Moden, dem schützenden Gehege einer gewollten Exklusivität. Im Zeitalter des Barock war dies besonders originell und phantastisch, die überzierte Sprache wurde fast zu sportlichem Vergnügen; Redekunststückchen, Komplimentierwut und ersterbende Untertänigkeit kamen allmählich in allen Kreisen zum Ausdruck. Die Sprache wurde wie alles andere sinnfällig dekorativ behandelt und mußte sich einfügen in den feierlichen Perückenstil. Sie tat es auf das eifrigste; die überzierte Sprache eroberte zuerst die Gesellschaft, dann die Kanzleien, ihre Schnörkel kamen offiziell in den Kanzleistil, wo sich alles geschraubt Lächerliche erhielt, als es längst abgetane Mode im Leben war. Der Spießer hatte sie gerade gelernt, als der große Herr sich der Affektation bereits entledigt hatte. Eine natürliche Redeweise wäre übrigens stilwidrig erschienen unter der Allongeperücke und allem, was sich dieser eingestimmt. Kein Vernünftiger nahm vollkommen ernst, was etwa in Marinis Stil beteuert wurde, ebensowenig wie man ernstlich meinte, ein Flußgott habe je Koloraturen gesungen. Es war eben nichts als Koloratur, dekoratives Beiwerk, gewollt und aufrichtig dekorativ in eleganter Ausdrucksweise, im Gesang, in der bildenden Kunst, im Kostüm, in Haus und Gerät eine große Einheit des Stils.

II.

Nautik, Erfindungen und Handelswesen.

Schiffsbaukonkurrenz. — Vom Seilerlehrling zum Admiral. — Colbert. — Weltherrschaft zur See. — Die großen Geographen. — Der Spiegelsextant. — Naturwissenschaftliche Mode. — Newton. — Das Gesetz der Schwere. — Die Sonne im Weltall. — Das Prisma. — Das Fernrohr. — Gilberts Entdeckung. — Die erste elektrische Maschine. — Die Luftpumpe. — Eine historische Anekdote. — Das Gas. — Blutkreislauf und Mikroskop. — Makrokosmos und Mikrokosmos. — Der Wasserdampf. — Denis Papin. — Auf der Fulda. — Der Kampf gegen die Maschine. — Signale. — Telegraph und Sprachrohr. — Stenographie. — Die Pendeluhr. — Empörung der Handwerker. — Verschärfung der sozialen Frage. — Die Entwicklung des Handels. — Angebot und Nachfrage. — Debet und Kredit. — Handelsbilanz. — Identität der Interessen. — Verkehrswege. — In den Häfen von Japan. — Neue Städte. — Postwagen und Paketverkehr. — Bequemere Reisen. — Handel bringt Reichtum.

Die Fahrzeuge des vorsichtig erwägenden, unentwegt seinen Zielen nachgehenden Kaufmanns durchzogen alle Meere, häuften im Vollgenuß des Friedens wie im Ruhme schwer durchfochtener Kriege ungemessene Reichtümer in den großen Handelsmittelpunkten, deren Bevölkerung sich mit breiter Behäbigkeit, zufriedenem Wohlleben und oft derbem Humor wie in Holland erfüllte. Die Söhne der Bilderstürmer bauten neue Gotteshäuser, die Verächter der prunkhaften Kultformen schufen neue Kirchen, der Handel und die Industrie sorgten dafür, daß die Mittel zum Bauen nicht fehlten, und wo der Staat, d. i. der absolute Fürst, nicht genügend Geld hatte, ein Kredit eingeräumt wurde, das Fehlende zu ersetzen.

Ein besonderes Ereignis in der Geschichte des Schiffsbaus bildete der erste Dreidecker „Sovereign of the Sea“, den die Engländer 1637 fertigstellten mit 112 Kanonen und einer Tragfähigkeit von 1637 englischen Tonnen. Mit diesem Typ bekämpften sie in den folgenden Jahrzehnten die Holländer mit wechselndem Erfolg, denn die Generalstaaten verfügten über die bedeutenden Admirale van Tromp und Ruyter, deren Siege den Handel und das Kolonialreich Hollands bedeutend förderten. Michael de Ruyter (1607 geboren) ist ein echter Sohn seiner Zeit. Aus eigener Kraft schwang er sich vom Seilerlehrling zum Admiral der größten Flotte auf, vom festen Glauben beseelt, über seinem Lebensgang walte „die Vorsehung“ so sichtbar, daß er ein ausgewähltes Werkzeug sein müsse, um zum Segen des Vaterlandes und der Mensch-

heit große Taten zu verrichten. Als Ludwig XIV. „sonnengleich am politischen Himmel auftauchte“, schien es allerdings, daß der französische Schiffsbau England und die Niederlande überflügeln wolle. Jean Baptiste Colbert, der bedeutende Staatsmann, hatte die Größe seines Landes als Handelsmacht vor Augen, schuf unter starken Schwierigkeiten eine zeitgemäße Marine und setzte den



Bau einer Karavelle.
Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert.

Bau des „Canal du Midi“ durch, der den Atlantischen Ozean mit dem Mittelmeer verband, mit hundert Schleusen, fahrbar für die Seeschiffe seiner Zeit (1666 bis 1681 dauerte der Bau).

Wie der holländische Admiral war Colbert Selfmademan; als Lehrling und Buchhalter eines Pariser Bankhauses gewann er Einblick in das Geldwesen der Zeit, wurde dann Schreiber in einem Ministerium, wobei er Gelegenheit fand, dem Kardinal Mazarin wichtige Dienste zu leisten. Der sterbende Kardinal übergab ihn dem König mit den Worten: „Ihnen, Sire, verdanke ich alles; einen Teil meiner Schuld erstatte ich zurück, indem ich Ihnen Colbert vermache.“ Da die Finanznot dem jungen König

und seinem Reich mit Verderben drohte, wandte sich Ludwig XIV. dem Rat entsprechend an den früheren Bankbeamten, der von nun an zu den wichtigsten Stützen des „grand siècle" gehörte. Ein doppelter Antrieb erfüllte Colberts Arbeit; er vervollständigte in Frankreich den modernen Staat und schuf die Industrie, die den Handel seines Vaterlands zum ersten in Europa und auf der Erde machte. Dazu brauchte er Schiffe, Kanäle ... und vor allem Geld. Colbertismus hieß das Handelssystem, das er einführte und das auf dem Grundgedanken aufgebaut war, der Reichtum eines Volkes beruhe vorzugsweise auf dem Besitz von barem Geld (Gold und Silber), im Gegensatz zur früheren Ansicht, daß er in Land und Landwirtschaft bestehe. Gold und Silber dem Königreich zu verschaffen, sollte die Marine in Wettbewerb mit andern Völkern treten. Im Gefühl, bereits die Vormacht zu besitzen, ließ sich Ludwig XIV. aber gegen den Willen seines Ministers auf das Abenteuer ein, den vertriebenen König Jakob II. wieder auf den englischen Thron setzen zu wollen. Als die Engländer sich gegen ihn mit Holland verbündeten, erlitt er eine entscheidende Niederlage, die dem englischen glänzenden Schiffsbau zu verdanken war, dem gegenüber auch das verbündete Holland nun zu einer Seemacht zweiten Ranges herabsank, so daß dem Inselreich vom 17. Jahrhundert ab die Weltherrschaft zur See fast unbestritten gehörte.

Bei einem Blick auf diese Zeit nautischer Entwicklung fallen dem Kulturhistoriker die Verdienste der Geographen Cassini und Guillaume Delisle auf, deren Arbeiten bedeutsam auf die Schifffahrt einwirkten. Der Astronom und Geograph Cassini wurde wegen seiner astronomischen Jahrbücher (Ephemeriden), in denen die veränderten Stellungen der Himmelskörper im voraus berechnet waren, von Colbert nach Frankreich berufen. Guillaume Delisle gilt für den Schöpfer der modernen Geographie, gab Karten der Alten und der Neuen Welt heraus, bearbeitete Mercators Projektion der Erdkarte (1700) und führte für seine Berechnungen als ersten Meridian den von Ferro ein (oder eigentlich den Pariser Meridian). „Die Geschichte kennt nur drei große darstellende Geographen: Ptolemäus, Mercator und Delisle", sagt Peschel in der Geschichte der Erdkunde.

Zu den Männern, die sich um die wissenschaftliche Nautik im Barockzeitalter wesentliche Verdienste erwarben, muß man noch den berühmten Philosophen, Mathematiker und Astronomen zählen, Isaac Newton (1643—1727) als Erfinder des Spiegelsextanten, dessen erste gelungene Ausführung der Londoner Me-

chaniker Hadley ausführte. Dieses Instrument gründet sich darauf, daß ein ebener Spiegel einen Lichtstrahl derart reflektiert, daß ein zweiter, ebenfalls ebener Spiegel davon getroffen wird und von dort aus wiederum als reflektierter Strahl das Auge eines Beobachters trifft. Da ein solches Spiegelinstrument keines festen Standpunkts bedarf, so eignet es sich besonders zur astronomischen Beobachtung der Seeleute auf ihren Schiffen.

England war in naturwissenschaftlichen Dingen lange Zeit hinter den großen Forschungen und Entdeckungen des Festlands zurückgeblieben. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stand es an der Spitze. Der König selbst hatte ein chemisches Laboratorium in Whitehall und nahm an den Fortschritten der Astronomie den wärmsten Anteil. Es gehörte zum Ton eines Gentleman und einer gebildeten Lady, von Luftpumpen und Teleskopen, von Chemie und Magnetismus sprechen zu können. Schiffahrt, Ackerbau, Arzneikunde und alle auf das unmittelbare Leben gerichteten Wissenschaften und Tätigkeiten gewannen neue Mittel und neue Ziele. So umfassend und nach allen Seiten ausschauend die Forschungen betrieben wurden, am emsigsten pflegte man zunächst die „mechanischen Naturwissenschaften", die es mit dem rein mechanischen Aufeinanderwirken der an die körperlichen Eigenschaften der Schwere, Undurchdringlichkeit, Trägheit und Elastizität gebundenen Dinge zu tun haben. Diese Wissenschaft war neu; in Holland arbeitete Huyghens, in Deutschland Otto von Guericke, in England Halley, Flamsteed an ihrer Erforschung, ehe Isaac Newton auftrat, das Gesetz der allgemeinen Gravitation entdeckte und dadurch der mechanischen Naturwissenschaft einen festen Abschluß gab. Die Gravitationslehre ist eine der gewaltigsten Eroberungen des menschlichen Geistes, denn sie war epochemachend nicht nur in der Geschichte der Astronomie, sondern in der Entwicklung der gesamten neuen Bildung und Denkart.

Newton vollendete, was Kopernikus begonnen hatte. Unter unsäglichen Verfolgungen und in bitterster Armut hatte Kepler nicht geruht, bis er die schweifenden und scheinbar regellosen Bahnen der Himmelskörper, die Kopernikus zwar richtig sah, aber noch nicht in Gesetz und Regel zu fassen vermochte, in seine drei großen astronomischen Gesetze brachte. Nun galt es, die Ursache dieser Gesetze und ihre geheimnisvollen Zahlenverhältnisse zu finden. Die Lösung dieser Aufgabe war Newtons (1643—1727) große Tat. In seinem Werk „Die mathematischen Grundsätze der Naturphilosophie" (philosophiae naturalis principia mathematica,

erschienen 1687) sind nicht nur die Fallgesetze und die elliptischen Bahnen der Weltkörper behandelt, sondern alle Fragen der Mathematik und Physik, die mit der Gravitationslehre zusammenhängen. „Durch Newtons Entdeckung der Gravitation ist die ganze physische Astronomie zur Mechanik des Himmels verwandelt worden. Die astronomischen Gesetze sind seitdem einzig auf das Gesetz der Schwere gegründet.“ (Apelt, „Epochen der Geschichte der Menschheit“, Jena 1845.) Viel wichtiger aber



Nikolaus Kopernikus.

als die rein astronomische Seite ist die kulturgeschichtliche. Eine Welt stand vor den staunenden Zeitgenossen, ohne Wunder und Willkür, in ihren kreisenden Bahnen rein in sich selbst beruhend und sich durch sich selbst erhaltend: eine Welt der Vernunft und Wahrheit, eine Welt ewiger, still waltender Gesetzmäßigkeit. „Aus einer phantastischen Traumwelt tritt der Mensch erst jetzt in die Wirklichkeit der Natur ein.“ Der Astronom Halley begleitete die erste Ausgabe von Newtons Buch mit den symptomatischen Versen:

„Offen zeigen sich uns des Himmels innerste Tiefen,
nicht mehr verbirgt sich die Kraft, die äußerste Kreise bewegt.
Ruhig hält sich die Sonne, den Welten allen gebietend,
sich zu richten nach ihr; denn dulden kann sie es nimmer,
daß die wandelnden Sterne die richtigen Gleise verlassen,
sondern sie regelt den Lauf, fest thronend inmitten des Weltalls.“

In diesem Werk behandelte Newton auch die Theorie der Lichtbrechung. Seine optischen Studien zerlegten das weiße Sonnenlicht in verschiedenfarbige Strahlen vermittels des Prismas (1666), doch überreichte er seine Arbeit der „Royal Society“ nicht vor dem Jahre 1672. All diese naturwissenschaftlichen Erkenntnisse kamen indirekt der Schiffahrt zugut, indem sie Verbesserungen an astronomischen und physikalischen Instrumenten veranlaßten. Zunächst kamen sie dem Fernrohr zugut, das zu Anfang des 17. Jahrhunderts in seiner primitivsten Form aus der Werkstatt eines holländischen Brillenmachers hervorging. Jan Lapprey, Jak. Metius, Zacharias Jansen werden als Erfinder genannt. Um 1608 kamen die ersten Fernrohre in den Handel. Als Galilei Nachricht von dieser Erfindung bekam, versuchte er selbst mit Erfolg die Herstellung eines Fernrohrs und zeigte, wie man es zu astronomischen Beobachtungen verwenden könne. Die ersten (holländische oder galileische genannt) hatten ein doppeltes konvexes Objektiv und ein konkaves Okularglas. Sie zeigten die Gegenstände aufrecht in ihrer natürlichen Stellung. Kepler, der die erste theoretische Erklärung des Fernrohrs gab (1611), vervollkommnete das primitive Instrument durch das astronomische oder Keplersche Teleskop, das die Gegenstände umgekehrt zeigte und deshalb für irdische Gegenstände ein doppeltes Okular erhielt.

Simon Stevin begründete die Hydrostatik, die Lehre von der Bewegung und dem Gleichgewicht der tropfbar flüssigen Körper. Gilbert, der schon Leibarzt der Königin Elisabeth gewesen, hatte den Magnetismus und die statische Elektrizität festgestellt und ausgesprochen, daß gleichnamige Pole sich abstoßen, ungleichnamige sich anziehen, daß Eisenstäbe in der Richtung des magnetischen Erdmeridians magnetisch werden und „daß die Erde selbst ein großer Magnet sei, wie Kepler geahnt“. Er hatte gefunden, daß man durch die Elektrizität eine Magnetnadel zum Abweichen bringe und daß diese elektrische Kraft außer dem Bernstein, bei welchem sie schon dem klassischen Altertum bekannt war, auch verschiedenen Edelsteinen, dem Glas, dem Schwefel, dem Siegellack und dem Harz eigentümlich sei. Er unterschied zuerst die magnetische Anziehung des Eisens durch den Magneten von der an verschiedenartigen Körpern auftretenden elektrischen Anziehung (1603). Erst 60 Jahre später bemerkte Otto von Guericke (1602—1688), daß leichte Körper nach der Anziehung und Berührung durch einen elektrischen Körper wieder abgestoßen werden. Er nahm den Lichtschimmer und das



Otto von Guericke.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

Kometen regelmäßig wiederkehrten. Die erste Elektrisiermaschine mit der gedrehten und geriebenen Schwefelkugel war sein Werk; sie bezeichnet den ersten großen Fortschritt nach Gilberts Entdeckung. Aus seinem Studierzimmer ging das „Wettermännchen" hervor, ein früher Verkünder nassen oder trockenen Wetters. Im Jahre 1654 erfand er die Luftpumpe und zeigte den erstaunten

Mitgliedern des Reichstags zu Regensburg in Anwesenheit des Kaisers und seines Hofes, „daß zum Auseinanderreißen zweier zusammengepaßter, luftarmer Halbkugeln vierundzwanzig Pferde nicht genügten“. So fest sollten die Deutschen zusammenhalten, dann könnten sie von ihren Feinden auch nicht auseinandergerissen werden, meinte einer unter den Grafen des Hoflagers.

Ein seltsam genialer Forscher war Johann von Helmont, der die Kohlensäure entdeckte und den Namen „Gase“ in die chemische Terminologie einführte, die als „luftförmige, sehr expansible Körper“ zu bezeichnen sind. Weltwanderer und Mystiker, Arzt und gelehrter Kabbalist, suchte er die Erfahrungen und Beobachtungen der rationalistischen Forscher mit der Intuition geheimen Wissens zu verbinden, nahm Geister bei seinen Erklärungen zu Hilfe und ließ alles durch chemische Prozesse entstehen. Die Gase, die Helmont am Anfang des Jahrhunderts fand, studierte in England Robert Boyle (1627—1691) und entdeckte das Gesetz über den Zusammenhang zwischen Druck und Volumen eines Gases, dann verbesserte er Guerickes Luftpumpe und zog als erster die chemische Beschaffenheit der Luft in den Kreis der Forschung.

Alle großen Entdeckungen standen im innigsten Wechselverkehr. Ohne Galileis Arbeit hätte William Harvey die Blutzirkulation nicht feststellen können, denn ihre richtige Auffassung hing mit den Grundsätzen der Mechanik zusammen. Vor einer Frage war Harvey aber noch stehengeblieben: wie kommt das Blut aus den Arterien in die Venen? Zur Antwort auf diese Frage war unbedingt eine neue Erfindung nötig, das Mikroskop. Mit Hilfe dieses (1590) von Jansen erfundenen und nunmehr von Jan Lipperschey (1620) durch kugelig geschliffene Gläser verbesserten Instruments entdeckte Marcello Malpighi (1661) die Kapillaren oder Haargefäße, in welche die Schlagadern auslaufen und die selbst wieder in eine Blutader münden. Die Versuche wurden an der Lunge und am Gekröse eines Frosches angestellt und durch den Optiker Anton van Leeuwenhoeck zur Vollendung gebracht. Malpighi, der Leibarzt des Papstes Innozenz XII., untersuchte mit dem Mikroskop die Lungen und legte den Atmungsvorgang im Larvenzustand des Seidenwurms klar, indem er den Luftzutritt durch kleine Schlitze feststellte. Er überzeugte sich durch das Mikroskop von der Bildung des Hühnchens im Ei und machte wichtige Beobachtungen über die Anatomie der Pflanzen.

Eine ganze Welt tat sich auf im Gegensatz zur Unendlichkeit des Weltalls, die das Fernrohr ahnen ließ, die Welt des unendlich

Kleinen. Leeuwenhoeck, der in seiner Werkstatt immer schärfere Mikroskope schuf und von Gelehrten wie von gekrönten Häuptern in seinem Delfter Häuschen viel besucht wurde, erblickte (1675) in einem Wassertropfen Myriaden von Lebewesen, das Infusiorengewimmel war entdeckt. Froh und unbefangen spielte die Barockwelt mit allem, was ihren Gesichtskreis erweiterte, knüpfte Gedanken und Gespräche daran, ohne zu ahnen, daß



Otto von Guerickes Versuch mit den „Magdeburger Halbkugeln“ auf dem Reichstage zu Regensburg.
Aus Guerickes Originalwerk „Experimenta nova“ vom Jahre 1672.

unter ihren Händen die gesamten Daseinsformen sich veränderten.

Dem 17. Jahrhundert gehört die Entdeckung der Expansivkraft des Wasserdampfes und deren Anwendung auf das Bewegen von Lasten. Die Kenntnis der dem Dampf innewohnenden Ausdehnungs- oder Spannkraft ist uralt. Die früheste Nachricht von der Anwendung des Wasserdampfes zur Erzeugung von Bewegung findet sich in einer Schrift des griechischen Mathematikers und Mechanikers Hero von Alexandria (120 v. Chr.), die unter dem Titel „spiritualium liber“, ins Lateinische übersetzt, in Amsterdam (1680) erschien. Hero beschrieb die „Äolopile“ darin, einen durch Dampf getriebenen Apparat, der aber niemals praktische Bedeutung erlangte. Ebensowenig Verwendung fand die Maschine des Italieners Giovanni Branca, bei der ein Dampfstrahl aus einem mit Wasser gefüllten, erhitzten Gefäß

gegen die Schaufeln eines Schaufelrads getrieben wird und dessen Bewegung durch ein Räderwerk auf eine Arbeitsmaschine überträgt. Sie ist abgebildet in Brancas Werk „Le machine volume nuovo“ (Rom 1629). Der erste Apparat, der die Grundidee der Kolbendampfmaschine zeigt, wurde von Denis Papin (1690) erfunden. Papin, ein französischer Hugenott, der nach Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich entfloh, wanderte durch England, Italien und Deutschland, bis er ein Asyl als Professor in Marburg fand. Er war Mathematiker und Arzt, hatte offenen Blick für alles, was er sah, hatte sich mit Boyle und anderen Gelehrten befreundet, in Italien Brancas Werk kennengelernt und konstruierte nun den „Papinschen Topf“. Der Wasserdampf hob einen Kolben, der ein Rad in Bewegung setzte. Der Dampf wurde wieder in Wasser verwandelt, auch ein Sicherheitsventil war angebracht. Ein zweiter Versuch ging dahin, die Dampfkraft auf ein Räderschiff anzuwenden. Mit vieler Mühe erlangte der Marburger Professor die kurfürstliche Erlaubnis, sein Schiff auf der Fulda auszuprobieren. Die Fahrt gelang, er kam glücklich und viel bestaunt in den Städten, an denen er vorüberfuhr, bis Hannöversch-Münden, von wo aus er auf der Weser in die Nordsee bis nach England zu gelangen hoffte. Aber als die Schiffer und Fährleute sahen, wie leicht die Fahrt vonstatten ging, und hörten, welche Hoffnung die Bürger daran knüpften, als man sie verspottete, daß die Kraft ihrer Arme nun nichts mehr wert sei, erfaßte die derben Männer eine gewaltige Wut und sie zertrümmerten des Nachts die zukunftsvolle Maschine, wie vorher und nachher die Handarbeiter im ersten Schrecken so manche technische Errungenschaft zerschlugen. Doch solche Gewalt konnte, wie jede Gewalt, den Weg der Kultur für kurze Frist aufhalten, aber niemals verschütten. Papin verlor zwar den Mut und fand auch keine Mittel, den Versuch noch einmal zu wagen; Kurfürst Karl wollte nichts mehr wissen von so „tollen Sachen, die nur die Leute aufsässig machen“; aber im 18. Jahrhundert ließ sich Savery ein englisches Patent auf Papins Erfindung geben, und die „tolle Sache“ machte ihren Weg.

Die verbesserte Schiffahrt und die erhöhte Bedeutung, die das große Segelschiff errungen hatte für Handel und Krieg, machte eine Verbesserung des Signalwesens nötig, der die neuen Erfindungen entgegenkamen. So kann man sagen, daß auch die Telegraphie bis ins 17. Jahrhundert zurückgeht. Als gebildeter Humanist auf die Fackelzeichen und Feuersignale sich beziehend, wie sie schon Homer in der Ilias und Äschylos in der Orestie er-

wähnen, gebrauchte „Keßler im Jahre 1617 zum Signalisieren eine Tonne mit einem Licht darin: die Buchstaben der mitzuteilenden Worte wurden je nach ihrer Stellung im Alphabet durch eine bestimmte Zahl von Öffnungen des Tonnendeckels ausge-



Der holländische Physiker Huyghens.
Nach einem Kupferstich von Gérard Edelinck.

drückt" (Grün). Der Marquis von Worcester erfand (1633) einen optischen Zeichentelegraphen, den die Franzosen im Lauf des Jahrhunderts verbesserten; Robert Hooke stellte ihn her durch bewegliche Linien geometrischer Figuren; zum Beobachten der Signale fand das Fernrohr Verwendung. Im Jahre 1627 erschien ein merkwürdiges Buch, das einen spanischen Reiteroffizier in den Niederlanden zum Verfasser hatte und den Titel trug: „Recréation mathématique, composée de plusieurs problèmes plaisans et facétieux en faict d'Aritmétique, Géometrie, Mécanique

gegen die Schaufeln eines Schaufelrads getrieben wird und dessen Bewegung durch ein Räderwerk auf eine Arbeitsmaschine überträgt. Sie ist abgebildet in Brancas Werk „Le machine volume nuovo“ (Rom 1629). Der erste Apparat, der die Grundidee der Kolbendampfmaschine zeigt, wurde von Denis Papin (1690) erfunden. Papin, ein französischer Hugenott, der nach Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich entfloh, wanderte durch England, Italien und Deutschland, bis er ein Asyl als Professor in Marburg fand. Er war Mathematiker und Arzt, hatte offenen Blick für alles, was er sah, hatte sich mit Boyle und anderen Gelehrten befreundet, in Italien Brancas Werk kennengelernt und konstruierte nun den „Papinschen Topf“. Der Wasserdampf hob einen Kolben, der ein Rad in Bewegung setzte. Der Dampf wurde wieder in Wasser verwandelt, auch ein Sicherheitsventil war angebracht. Ein zweiter Versuch ging dahin, die Dampfkraft auf ein Räderschiff anzuwenden. Mit vieler Mühe erlangte der Marburger Professor die kurfürstliche Erlaubnis, sein Schiff auf der Fulda auszuprobieren. Die Fahrt gelang, er kam glücklich und viel bestaunt in den Städten, an denen er vorüberfuhr, bis Hannöversch-Münden, von wo aus er auf der Weser in die Nordsee bis nach England zu gelangen hoffte. Aber als die Schiffer und Fährleute sahen, wie leicht die Fahrt vonstatten ging, und hörten, welche Hoffnung die Bürger daran knüpften, als man sie verspottete, daß die Kraft ihrer Arme nun nichts mehr wert sei, erfaßte die derben Männer eine gewaltige Wut und sie zertrümmerten des Nachts die zukunftsvolle Maschine, wie vorher und nachher die Handarbeiter im ersten Schrecken so manche technische Errungenschaft zerschlugen. Doch solche Gewalt konnte, wie jede Gewalt, den Weg der Kultur für kurze Frist aufhalten, aber niemals verschütten. Papin verlor zwar den Mut und fand auch keine Mittel, den Versuch noch einmal zu wagen; Kurfürst Karl wollte nichts mehr wissen von so „tollen Sachen, die nur die Leute aufsässig machen“; aber im 18. Jahrhundert ließ sich Savery ein englisches Patent auf Papins Erfindung geben, und die „tolle Sache“ machte ihren Weg.

Die verbesserte Schiffahrt und die erhöhte Bedeutung, die das große Segelschiff errungen hatte für Handel und Krieg, machte eine Verbesserung des Signalwesens nötig, der die neuen Erfindungen entgegenkamen. So kann man sagen, daß auch die Telegraphie bis ins 17. Jahrhundert zurückgeht. Als gebildeter Humanist auf die Fackelzeichen und Feuersignale sich beziehend, wie sie schon Homer in der Ilias und Äschylos in der Orestie er-

wähnen, gebrauchte „Keßler im Jahre 1617 zum Signalisieren eine Tonne mit einem Licht darin: die Buchstaben der mitzuteilenden Worte wurden je nach ihrer Stellung im Alphabet durch eine bestimmte Zahl von Öffnungen des Tonnendeckels ausge-



Der holländische Physiker Huyghens.
Nach einem Kupferstich von Gérard Edelinck.

drückt“ (Grün). Der Marquis von Worcester erfand (1633) einen optischen Zeichentelegraphen, den die Franzosen im Lauf des Jahrhunderts verbesserten; Robert Hooke stellte ihn her durch bewegliche Linien geometrischer Figuren; zum Beobachten der Signale fand das Fernrohr Verwendung. Im Jahre 1627 erschien ein merkwürdiges Buch, das einen spanischen Reiteroffizier in den Niederlanden zum Verfasser hatte und den Titel trug: „Recréation mathématique, composée de plusieurs problèmes plaisans et facétieux en faict d'Aritmétique, Géometrie, Mécanique

etc.“ Darin wird das Telegraphieren mit zwei Buchstabenscheiben durch Magnete beschrieben. Die Wirkung der Magnete auf Eisen und Stahl nannte der gelehrte Reiteroffizier im Geiste des Barock „natürliche Sympathie“. Auch Daniel Schwenter schreibt auf derselben Spur in den „Mathematisch-philosophischen Erquickungsstunden“ (1656) und verheißt herrlichste Anwendung der Physik. Zur See gebrauchte die Marine, um Kommandos und Anfragen weithin hörbar zu machen, das Morlandsche Sprachrohr, dessen Wirkung in Gegenwart Karls II. von England auf drei englische Meilen erprobt wurde (1670). Die Wirkung dieses trichterförmigen Sprachrohrs beruht wahrscheinlich, wie Newton meinte, auf Beugung und Resonanz des Tons.

Bei Kanzelreden zuerst und dann bei wissenschaftlichen Sitzungen und Berichten über neu beobachtete Dinge machte sich in England seit Beginn des Jahrhunderts der Wunsch geltend, schnell mitzuschreiben, und ein findiger Kopf kam auf die Idee der Stenographie, die sich auch im Handelswesen von Vorteil erwies. Nachdem Timothy Bright als erster Erfinder den Anstoß gegeben, setzte John Willis (1602) ein geometrisches Buchstabensystem auf, dem Mason (1682) ein besseres folgen ließ, womit der erste Schritt in das Gebiet der Eile, des immer schnelleren Erfassens und Arbeitens getan war, der Zeit ein neuer Wertbegriff verliehen wurde. Je mehr sich die Uhren verbreiteten und je allgemeiner sie in Gebrauch kamen, desto wichtiger wurden die kleinen Zeiteinheiten, Minuten und Sekunden; der erste Minutenzeiger erschien zu Ende des 17. Jahrhunderts auf den Uhren, der Sekundenzeiger folgte erst nach 100 Jahren. Christian Huyghens erfand, indem er Galileis Idee von der Pendelschwingung in die Praxis übersetzte (1656), die Pendeluhr, ein Jahr darauf konnte sie die Stunden schlagen, später ersetzte er die Gewichte durch eine Spiralfeder und sandte (1673) das Horologium oscillatorium an Ludwig XIV. mit dem Hinweis, welche Vorteile diese Schlaguhr für Astronomie und Nautik besitze. Repetieruhren kamen 1672 in England auf. Die Uhr und damit eine bis ins kleinste geordnete Zeiteinteilung begann den Tag und seine Arbeit zu beherrschen.

Das 17. Jahrhundert lernte bereits den Übergang vom Werkzeug des Handwerkers zur unabhängigen Arbeitsmaschine kennen. Aus den Gelehrtenstuben ging das automatische Gerät hervor, das auf die Hand des Menschen in immer steigendem Maße verzichtete. Es gab Obrigkeiten, die sozial dachten oder sich vor Unruhen scheuten und deshalb eine Gefahr in solchen Erfin-

dungen witterten. Der Absolutismus gestattete, dagegen aufzutreten, wie es der hessische Kurfürst Papins Erfindung gegenüber getan. Ein schlimmeres Los als Papin fand Anton Moll in Danzig, als er eine Bandmühle konstruierte, die vier bis sechs Gewebe auf einmal machte. Er wurde von der wütenden Arbeiterschaft ersäuft. Der Pfarrer William Lee, der zur Zeit Elisabeths die Strickmaschine erfand, mußte nach Frankreich fliehen; erst nach seinem Tode wurde die Erfindung in England ausgebeutet. Lee richtete auf Wunsch des Herzogs von Sully in Rouen die erste Werkstätte mechanischer Strickerei ein. Um das Jahr 1640 wollte sie ein Unternehmer nach Holland bringen, doch es entstanden solche Unruhen, daß die Maschine verboten wurde; dasselbe Schicksal erfuhr sie in England (1676) und in Deutschland (1685). Die soziale Frage war aufgeworfen, Unternehmer und Arbeiter standen sich als feindliche Mächte gegenüber, was den Staatsmännern — die doch nur anordnen, aber nicht ordnen konnten — Anlaß zu diesen Verboten gab. Damit war die Ruhe wohl für den Augenblick hergestellt, doch der technische Fortschritt war in Gang gebracht und ließ sich wie eine angekurbelte Maschine nicht mehr aufhalten. Der Fehler lag darin, daß die sozialen Institutionen hinter diesem Fortschritt zurückblieben, denn die Wissenschaft eilte in ihren Entdeckungen und die Industrie in deren Anwendung der politischen Einstellung weit voraus.

Was die Entwicklung des nationalen und internationalen Handels anbetrifft, so verschoben sich die Verhältnisse seit der Renaissance nach drei Richtungen. Die erste bezog sich auf das Geldverleihen. In England war es schon unter Heinrich VIII. förmlich gestattet worden. Im 17. Jahrhundert erörterte es Hugo Grotius, der Theoretiker des Völkerrechts, indem er nachdrücklich behauptete, es verstoße keineswegs gegen die Naturgesetze; aber der Schriftsteller, der zuerst eine unzweideutige Aufstellung von der Lehre des Zinses gab, war Saumaise (Salmasius), der zwischen 1638 und 1640 Schriften darüber veröffentlichte. Seine Ansichten wurden rasch, aber beinahe stillschweigend in den protestantischen Ländern angenommen. Bei den Katholiken erreichte man die neue Forderung des Wirtschaftslebens auf dem Umweg, zwischen Zins und Wucher zu unterscheiden. Zu den ersten Theologen, welche die alten Definitionen des Wuchers ablehnten, gehörte Le Coreur, der in einer Abhandlung (1682) behauptete, daß man bei Darlehen zu Handelszwecken einen mäßigen Zins fordern dürfe. In den Handelsstädten Belgiens ging man ohne weiteres, von den Jesuiten weltklug beraten, zu den neuen

„Usancen“ über. Die Entstehung der Nationalschulden machte dann den Zins zur eigentlichen Säule des politischen Systems. „Er war der Antrieb zu jedem großen Unternehmen, und die ungeheure Mehrzahl reicher Leute befaßte sich damit. Kirche und Staat suchten lediglich den Zinsfuß zu regeln.“ Dagegen wandte sich Locke (Considerations on the Lowering of Interest, 1691) und bemerkte, wie alle Handelsgüter hinge der Zins von Angebot und Nachfrage ab. Er räumte zwar ein, daß im Gesetz ein Maximum festgestellt werden müsse, aber verlangte, daß es höher sei als der gebräuchliche Zins.

Die zweite Richtungsveränderung ergab sich dadurch, daß die Kapitalbildung — mit dem regelmäßigen Zins erleichtert und sicherer geworden — den Aktionsradius des Handels wie der Industrie bedeutend erweiterte, sowohl geographisch als in bezug auf die Art der Waren. Das reiche Leben der dekorativen Zeit erweckte stets steigende Bedürfnisse, und die Entdeckungen der Wissenschaftler brauchten die verschiedensten, vorher kaum beachteten Rohstoffe. Der Glaube, daß aller Reichtum im Besitz kostbarer Metalle bestehe, verschwand, wodurch der Handelsaustausch im internationalen Verkehr leichter vonstatten ging. Die Begriffe von „debet“ und „credit“, von „Soll“ und „Haben“, drangen ins allgemeine Geschäftsbewußtsein, und es entstand die „Handelsbilanz“ im heutigen Sinn. In England hob ein Reskript die vom Merkantilsystem bedingten Gesetze über die Ausfuhrbeschränkungen des Goldes im Jahre 1663 auf. „Die merkwürdige Triebkraft des Kreditwesens“, sagt Lecky in seiner Geschichte der europäischen Aufklärung, „die durch den ungeheuren Wert, den sie auf den Charakter legt, sich lange als einer der großen versittlichenden Einflüsse der Gesellschaft und durch die zwischen verschiedenen Völkern hergestellte Verbindung als eine der Bürgschaften des Friedens und gleichzeitig als ein mächtiger Hebel des Krieges erwies, verdanken wir hauptsächlich Hollands industriellem Genius; denn obgleich man einige Spuren davon bei den Juden und den italienischen Freistaaten finden kann, das System wurde erst organisiert von der im Jahre 1609 gegründeten Bank von Amsterdam. Der unmittelbare Zweck war, den Betrag des umlaufenden Geldes zu vermehren und auf diese Weise der Industrie neuen Anstoß zu geben.“ Innerhalb gewisser Grenzen ist, trotz der damit verbundenen Gefahren, das Ziel vollkommen erreicht worden. Die große Wahrheit, daß vom finanziellen Standpunkt aus (mit nur sehr wenigen Ausnahmen) jedes Volk, jedes Gewerbe und Handwerk an der Wohlfahrt jedes

anderen mitinteressiert ist, zeigt sich klarer mit jeder neuen Entwicklung der Wirtschaftskultur. Der erste Schriftsteller, der die Identität der Interessen von Nationen, die miteinander in Verbindung stehen, hervorhob, war Dudley North in seinem Buch über den Handel (1691).

In dritter Richtung entfaltete sich das Wirtschaftsleben des Jahrhunderts, wenn man die Verkehrswege und Verkehrsmittel betrachtet, ins räumlich Erweiterte, wozu die Fortschritte in der Nautik ermunterten. Kommerziell sehr bedeutsam entwickelte sich der Handel mit Ostasien, der aus den Händen der Portugiesen in jene der nördlichen Seemächte überging. Von Ostindien aus gewannen die Holländer im Jahre 1611 vom Mikado das Recht, regelmäßigen Handel mit Japan zu treiben, im Jahre 1613 erhielten die Engländer die gleiche Vergünstigung. Etwas später legten deren Schiffe auch in Kanton an; ein länger andauernder Handel setzte dort jedoch erst im Jahre 1664 ein. (Nach Dr. W. Goetz, „Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels".) Die verstärkten und besser ausgestalteten Handelsbeziehungen lassen sich deutlich an verschiedenen europäischen Städtegründungen erkennen, die — ähnlich vielen Ereignissen des Barockzeitalters — an das Gebaren des Hellenismus erinnern. Auf Java entsteht Batavia (1635), in Indien Madras (1639) und erhielt Stadtrecht (1688). Kalkutta wird 1687 gegründet. Die Ozeanschiffe wurden immer größer gebaut, die Holländer erlangten bedeutendes Übergewicht durch die mächtigen Laderäume ihrer Ostindienfahrer im Kolonialwaren- und Seehandelsverkehr, seit 1610 fuhren Schiffe mit 1200 Tonnen; die Schiffskörper wurden widerstandsfähiger konstruiert.

Auf den Landwegen änderte sich wenig seit dem Mittelalter, wenn sich auch der Unterbau vieler Straßen in Europa verbesserte und die Posten größere Routen regelmäßig befuhren. Vor allem trug man in den Niederlanden Sorge für gute Wege und ein weitverzweigtes Kanalsystem, den Verkehr zu erleichtern; in Frankreich ließ der König eine Straße von Paris nach Toulouse und eine nach dem Elsaß bauen, deren Herstellung durch Fronarbeit erfolgte und die Bevölkerung erbitterte. Im Jahre 1632 erschien die erste Poststraßenkarte. Die deutsche Reichspost und die französische Messagerie begannen „Kaufmannspakete" offiziell zu befördern. Besser gebaute Postwagen boten eine gewisse Bequemlichkeit, und die „Postwagenkurse" erfreuten sich steigender Beliebtheit bei den Reisenden. Die von diesen Wagen befahrenen Straßen gewannen an Bedeutung und erweckten Neid bei den

Anwohnern der weniger bevorzugten, so daß Klagen laut wurden, besonders als ein Güterverkehr entstand durch die sogenannten „Postlandkutschen“, die „große Pakete, Ballen und allerlei Kaufmannswaren zentnerweise“ verfrachteten. — Gegen sie führten bei Kaiser und Reich einige Reichsstände Klage, „weil sie um ein geringes Geld mit großer Geschwindigkeit von einem Ort zum andern Kaufmannsgüter bringen“. Die erste eigentliche Post mit Personen und Briefbeutel im heutigen Sinn ging seit 1682 von Leipzig nach Dresden, andere folgten im Brandenburger Kurfürstentum und im Verkehr der Reichsstädte, auch außerhalb der Grenzen nach Schweden und Polen. Ebenso richtete man in England unter Cromwell „fliegende Kutschen“ ein und seit 1658 die „Stage-coaches“, die sechs Personen aufnahmen und ihnen gestatteten, auf heugepolsterten Bänken liegend zu schlafen. Der Sinn für Komfort ergriff langsam und naiv das Reisewesen.

III.

Architektur.

Ähnlichkeit mit dem Hellenismus. — Architekturkönige. — Steigerung ins Kolossale. — Englands Bauweise. — Der Phönix aus der Asche. — Wrens Riesenaufgabe. — Gemeinnützige Bauten. — Die Notwendigkeit von Versailles. — Das Pathos der Distanz. — Die „Hauptstadt Europas“. — Die Vorbereitung in Rom. — Das Beispiel des Theaters. — Die Heimat des Barockstils. — Stilo nuovo. — Name und Begriff. — Bruch mit Vitruv. — Cavaliere Bernini. — Naturempfinden und Theatersinn. — Der römische Formwille. — Das Spiel der Brunnen. — Anregung aus dem Orient. — Die Ruinen von Baalbeck. — Bautechnische und theologische Fragen. — Der Eskorial. — Einordnung in den Absolutismus. — Die offene Bauweise. — Berninis Besuch. — Flügelbau und Würfel. — Das bürgerliche Haus. — Grund der großen Bautätigkeit. — Das emporkletternde Eichkätzchen. — Holländische Anlagen. — Das Fest Foucquets. — Colberts System. — Prachtbauten politisch geboten. — Karls II. Pläne. — Le Nôtre in Rom. — Tor und Treppe. — Pomp der Einführung. — Ein Rückblick. — Ein Ausblick. — Die versteckte und die betonte Tür. — Der majestätische Portier.

Wie zur Zeit des Hellenismus, mit dem das 17. Jahrhundert merkwürdige Ähnlichkeit in kultureller Beziehung aufweist, herrschte unter dem Zeichen des Barockstils eine unbegrenzte Bauleidenschaft, und er hat den Hauptstädten Europas ein bleibendes Gepräge gegeben. Wie zur Diadochenzeit entstand zu Ende der Stilperiode, gleichsam aus der Erde gestampft, fix und fertig, eine neue Stadt auf Geheiß eines absoluten Herrschers, eines auf orientalische Art Hochmögenden, der Kultursnob war und den



Das Winterpalais in St. Petersburg.

Ehrgeiz besaß, ein Auge offen gegen Westen zu halten. Peter der Große trocknete die Newasümpfe und stellte seine neue Hauptstadt St. Petersburg in neuerobertes Gebiet.

Absolute Herrscher im Reiche der Architektur machten sich damals die Länder künstlerisch zu eigen — unverkennbar auf Jahrhunderte, zuerst Palladio in Norditalien, dann Bernini in Rom, Mansard in Paris und Frankreich, Fischer von Erlach in Österreich, Schlüter und Eosander von Göthe in Berlin, Jim Jones, dann Christopher Wren in England. Wie das 16. Jahrhundert die Zeit der Maler war, so zeigte sich das 17. Jahrhundert als die Zeit der Architekten; ihre Werke sind ein Triumph der Zivilisation, der vom Antlitz des Erdteils nicht weggewischt werden kann. Mansard ist nicht nur von der großen Architektur in Versailles und Paris nicht wegzudenken, er ist vom Franzosentum ebensowenig wegzudenken wie Bernini vom Römertum.

In der Kunstgeschichte werden die Baukünstler vom Anfang des 17. Jahrhunderts gern zur Spätrenaissance gezählt; aber kulturgeschichtlich genommen setzt der Barock mit Michelangelos Schöpfungen im Alter ein. Die Steigerung ins Kolossale, der Anklang an den Hellenismus ergab sich von innen heraus als psychologische Notwendigkeit, denn es galt wie in jener vorangegangenen Periode neu aufzubauen nach viel zerstört habenden, unermeßlichen Kriegen. Meist waren die Bauten im Namen absoluter Herrscher geführt, die aus den Kämpfen emporgestiegen, oder von Neureichen finanziert, die sich der Neugestaltung anzubequemen und sie für ihre Taschen fruchtbar zu machen wußten, wenn es sich um Profanbauten handelte. Bei Kirchenbauten galt es, eklektisch manches Vorhandene zu verwenden und doch der Neuzeit Rechnung zu tragen.

Es ist typisch für England, daß seine Architekten keineswegs die Gotik verachteten, wie es auf dem Kontinent Mode wurde, sondern mit Vorliebe auf die alten Motive zurückgriffen trotz Kenntnis der neuen Bauideale, ja sogar sehr gelehrter und geschmackvoller Auffassung derselben, wie sie Inigo Jones (1572 bis 1651) aufwies, der Schöpfer von Lincolns Inn, St. Paul und Covents Garden. Bewußt wurde ein neuer Kirchenstil seit dem 16. Jahrhundert angestrebt, denn die großen Festsäle und die Gotteshäuser waren sich in der Form näher gerückt, „namentlich seit man gewohnt war, den Chor durch eine größere Wand und ein Mauerwerk abzuschließen“. Wurden somit die Kirchen freundlicher und festlicher, so wurden es die Profanbauten um so mehr.

Große Herren ließen keine Trutz- und Zwingburgen mehr entstehen, wohl aber imposante Lustschlösser bauen.

Nach dem großen Brand (1666) wuchs London neu und verjüngt wie ein Phönix aus der Asche — eine moderne Stadt. Seit dem Hellenismus stand kein Architekt einer so großen Aufgabe und Macht gegenüber. Noch nie war ein solcher Bauautokrat erschienen wie Christopher Wren (1632—1723), dem Londons gesamte Neugestaltung übertragen wurde nach der großen Brandkatastrophe. Wren war ursprünglich Mathematiker zu einer Zeit, da die Mathematik für die Schwesterwissenschaft der Architektur und der Moral galt; er war Astronom zur Zeit Newtons und ein Freund des Himmelsforschers. Einem so großzügigen Mann konnte wohl großzügiger Wiederaufbau mit Recht anvertraut werden. Man ermesse: der Brand hatte 460 Straßen mit 89 Kirchen und 13 200 Häusern eingeäschert. Das Feuer hatte nicht halt vor der St.-Pauls-Kathedrale gemacht, noch vor den Plätzen mit den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden. Fast ganz London wiederherzustellen war eine ungeheure Aufgabe. Die Stadt wurde eine Neuschöpfung Wrens. Man kann sich seinen Plan als eine Ellipse vorstellen mit zwei Brennpunkten — die Kathedrale und die Börse. Letztere war schon im Jahre 1750 von Elisabeth eröffnet worden und erhielt nach dem Neubau den Namen „Royal Exchange". Außer diesen beiden Hauptgebäuden und dem Plan des neuen London soll Wren etwa 100 Kirchen, davon 50 in London, gebaut haben, ein Theater in Oxford, dessen Saal 4000 Zuschauern Raum bot, und das dortige Museum, die Bibliothek des College in Cambridge, den Riesenkomplex des Hospitals in Greenwich, den Karl II. als Königspalast (1667) zu bauen begann und der unter Wilhelm III. ein Kriegerheim wurde (dann Militärhospital Chelsea). Solche gemeinnützigen Profanbauten im Palaststil sind seit der Antike nicht mehr bekannt, und ihr Entstehen im 17. Jahrhundert ist wohl zum Teil auf humanistische Anregungen zurückzuführen, zum Teil auf eine Emanzipation, die darauf ausging, das Gemeinnützige — Versorgungsanstalten, Spitäler, Bibliotheken — vom klösterlichen Betrieb und aus kirchlicher Vormundschaft zu lösen.

Solches fand aber nicht nur in England statt, das dem Protestantismus gewonnen war, sondern auch in Frankreich, denn in Paris gründete der Staat für wohltätige Zwecke verschiedene Versorgungshäuser, Colbert baute das Hôtel des Invalides noch vor Chelsea, Königin Anna den „Port-Royal des Champs", ein Bau, der historisch von großer Bedeutung werden sollte, indem

er „eine Zitadelle des Jansenismus“ wurde. Richelieu ist Schöpfer der heutigen Sorbonne, die Academie française entsteht mit ihrem Kuppelbau, und der Jardin des plantes wird gegründet als Stätte, fremdländische Gewächse einzubürgern. Von der gotischen Zeit her herrschte im Louvre, der königlichen Residenz, noch ein ungeheurer Schmutz, denn Gänge und Vorsäle waren öffentlich, und die Wartenden oder nur müßig darin Umherwandelnden legten sich nicht den geringsten Zwang auf. Für neuzeitliche Begriffe war das übelriechende Haus nicht mehr bewohnbar, auch nicht pomphaft genug. Es fehlte das Pathos der Distanz.

Dieses Pathos der Distanz zu schaffen und damit dem Königtum neuzeitlichen Nimbus zu geben, schien es geboten, in eine eigene Königstadt überzusiedeln. So wurde Versailles zur Notwendigkeit, die Absage an Paris als Residenz zur Schicksalsfrage des absoluten Königtums. Doch als die junge Residenz entstand, hob sie Paris und Paris hob Versailles, sie vollendeten und ergänzten sich. Am Ende des Jahrhunderts wird Paris als eine prächtige Stadt geschildert mit 500 großen Straßen und 95 000 Häusern; es war, wie es Molière schilderte, „zahlreich an Bevölkerung, wunderbar an Gebäuden, zauberhaft an Vergnügungen, ein Reiseziel von Engländern, Deutschen, Spaniern und Italienern, die ihr Glück in der ‚Hauptstadt Europas‘ zu machen suchten“.

Die Bautätigkeit des Barock bedeutet eine Wiedergeburt des Hellenismus und zeigte sich, genau wie dieser, überall auf das Kolossale gerichtet, das dem Begriff der Majestät diente. Vorbereitet war dies ja schon in der Renaissance durch die großen päpstlichen Aufträge an Michelangelo und Raffael, an Bramante und dessen Nachfolger. „Malerei und Plastik, so gut wie die Architektur, drängen seit den vatikanischen Arbeiten Raffaels und Michelangelos nach dem Großen und Größten“ (Wölfflin). Man gewöhnte sich, dem veränderten Geschmack zufolge, das Schöne nur noch als ein Kolossales zu denken. In Rom war der Sinn für das Gewaltige und Gigantische stets heimisch, seit er mit dem Hellenismus daselbst eingewandert. „Er hatte durch die päpstlichen Bauten wie St. Peter neue Kraft gewonnen. Selbst die Heiterkeit der Villen fällt zuweilen der Absicht auf das Kolossale zum Opfer“ (Wölfflin). Während Dürer noch seufzte, „es muß alles antikisch sein“, die Antike aber auf eigene Faust romantisierte und ins Deutsch-gemütvolle transponierte, fing man im Süden schon damit an, die Antike zu barockisieren, und bald

klagten Humanisten wie Scamozzi, sie fände nicht mehr genügend Respekt.

Etwas Zwingendes, das sich allen Künsten mitteilte, besaß der neue Stil, vor allem „gravitas", das Gewichtige, Zeremonielle, das Symmetrische, für Festzug, Schaustellung, Theater geeignet.



Michelangelos Grabmal Julius' II. in der Kirche S. Pietro in Vincoli, Rom.

Kulissen und Bühneneffekte werden ins Leben eingeführt. Es borgt ausdrücklich und bewußt vom Theater, führt und mündet ins Theatralische. Aber es ist kein leichtes Spiel, sondern wichtig, gewichtig, von gebietender Gemessenheit und eine Schule für gebietende Gemessenheit.

Rom ist die eigentliche Heimat des Barockstils, und Michelangelo ist Vater des Barock genannt worden. Dieser Stil paßte durch die Gewalt, mit der er durchbrach und der ewigen

Stadt Physiognomie verlieh, zu den kolossalen Trümmern der Antike. Einheitlich mit deren Größe, sollte er vor allem groß und majestätisch wirken. Im Geist des antiken Rom hatte Michelangelo St. Peter geträumt, und alles, was er schuf und plante, fand die geistige Vorbedingung im Kolosseum, in den Thermen, im Pantheon. In diesem Sinn war der große Florentiner dem gotischen, zierlichen Florenz durchaus entwachsen, und von Rom ergriffen, ergriff er Rom.

Die Nachfolge seines Baugedankens schaffte römisch weiter, der barocke Baumeister Giacomo della Porta setzte feierlich St. Peter die Kuppel auf. Er war ein echter Römer, dem nachgerühmt wurde „de patria e di virtù romano". Die Palastfassade des Barock drückte er vorbildlich aus im Palazzo Serlupi. Der früheste Barockkünstler, Giacomo Barozzi da Vignola, begann Il Gesù zu bauen, die Kirche, die für ganz Europa vorbildlich wurde. Wölfflin[1] nimmt an, der eigentliche Barockstil habe 200 Jahre gedauert, anfangs wuchtig und schwer (von 1580 an), dann leichter, froher, in Rokoko übergehend. Zur Zeit Berninis (um 1630) ist sein Höhepunkt. Der massige, ernste Stil, „robusto e severo", beginnt mit Antonio da Sangallo dem Jüngeren. Als Erfinder neuer Formtypen offenbart er sich im römischen Palazzo Farnese und Palazzo Sacchetti, Muster streng aristokratischer Stadtwohnungen. Carlo Maderna — vom Comersee stammend — entbehrte des großen Schwungs dieser ersten römischen Meister; sein Ausbau der Fassade von St. Peter (1612) ist vielfach bedauert worden, weil sie den Kuppelbau nicht zur Geltung bringt. Eine Anzahl von Künstlern, die sich dem neuen Stil anschlossen, wie Alessi, der auch in Deutschland, Frankreich und Spanien Ansehen genoß, wirkte nicht so mächtig wie die echten Römer; sie entbehrten jene an die große Formgebung altrömischer Bauten gemahnende „gravitas", die das Barockzeitalter besonders schätzte. Durch ihre Arbeiten kam es zu Bewußtsein, die neue Richtung sei vor allem ein „stilo nuovo", begrüßenswert schon weil er neu war, auffiel und Staunen erregte. Die Werke, die ihn zum Ausdruck brachten, verdienten Beiworte wie „capriccioso", „bizarro", „stravagante" (extravagant) und galten des Vorzugs wert.

So entstanden Name und Begriff des Barock eigentlich nur für eine Abart, für die schwülstige, an den bizarren Wortprunk des Spaniers Gongora erinnernde Abart. „Capriccioso" hatte übrigens

[1] H. Wölfflin, „Renaissance und Barock", 1906.

anfangs die Bedeutung von genial, geistreich, „stravagante“ von originell und „barocco“ von geschickter Illusion. Als Terminus technicus in der Philosophie bezeichnete es eine bestimmte Art von Syllogismen, „die nicht als korrekt anzusehen sind“, die Enzyklopädie nannte den Ausdruck „nuance du bizarre“, und das Wörterbuch der Akademie sagt: „L'idée du baroque entraine avec soi celle du ridicule poussée à l'excès.“ Als dieser Ausspruch fiel, war der Stil allerdings aus der Mode und man führte das Widersinnige, bis zur Komik Widersinnige auf den Begriff zurück. Als das Wort zuerst in Gebrauch kam, war es lobend als Bezeichnung für etwas Überraschendes, unerwartet Eindrucksvolles. Die Überraschung mag nicht nur in architektonischen Kunststücken bestanden haben, sondern darin, daß man wagte neu zu sein, von der Antike und ihren Regeln abzusehen trotz der Vitruvschule in Rom, trotz der nach strengen Regeln durchgeführten Bauten eines Palladio in Norditalien. „Barock“ war vielleicht ursprünglich die halb scherzhafte Benennung einer kühnen Sezession, die überraschend eine Synthese aller Künste und auch eine Synthese von Kunst und Natur zu schaffen sich vermaß, ein Stil, der nach Wölfflins Ausspruch „des Rauschenden“ bedurfte, der Stil einer dekorativen Zeit.

Dieses Rauschen geht vor allem mächtig melodiös durch Berninis Werk. Der elegante, sich gern großartig gebende Cavaliere Lorenzo Bernini (1598—1680) ist, einem spielenden Titanen gleich, in Rom beim Bau zu sehen. Gleich einem Vorweltriesen scheint es ihn zu unterhalten, mit Felstrümmern sein Spiel zu treiben, Felsmassen gewaltig zu ballen und zu balancieren. Aber es ist nicht nur Spiel, es ist Meistern sondergleichen, indem der Größte aller Brunnenarchitekten seine Brunnen natürlich aus natürlichem Geklüft mitten in der Stadt entspringen ließ und dann die Wasser auffing in schönen Schalen. Er brachte die Natur gefesselt und doch frei herein nach Rom — ein echt römisches Spiel.

Das Naturempfinden des Barock hob an; es war noch nicht empfindsam, umarmte aber genußfreudig das gebotene Schöne, machte es sich botmäßig, bezog es ein in die titanische Bauherrlichkeit. Die in der Renaissance meist noch streng geschlossenen Villengärten öffneten sich jetzt in weitgedachte Veduten, aus den festgegliederten Massivs des Immergrün leuchtete es blau, schwebte von weitem eine Kuppel, grüßte aus der Ferne ein Säulengang.

Der Sinn des Barock ist Theatersinn, wie denn das Theater damals höchste Wichtigkeit erlangte. Man erkannte die Welt als

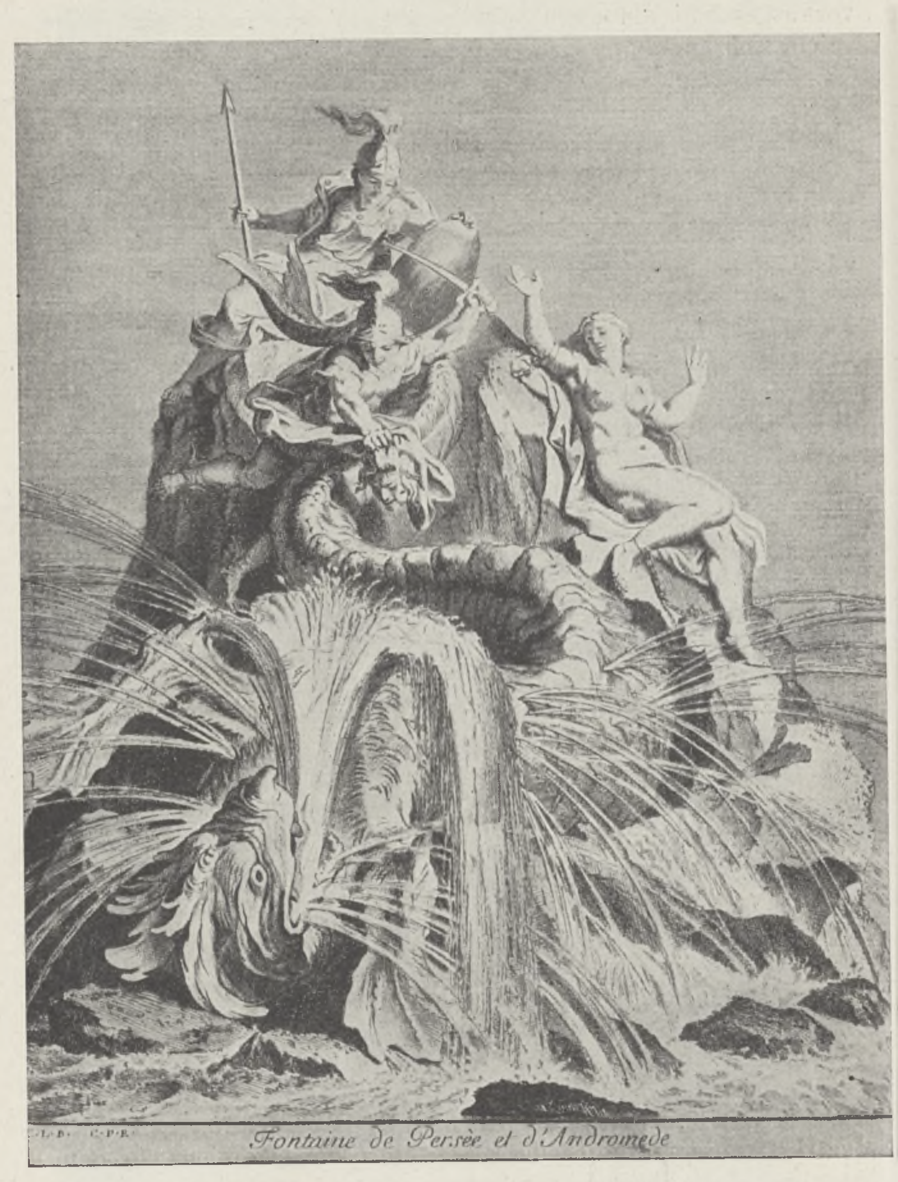


Der Marmorsaal im Palais des Prinzen Eugen von Savoyen zu Wien.

Welttheater, behandelte und betrachtete sie, wie es Shakespeare vorausgesehen, als einen Schauplatz, auf dem jeder seine Rolle spielt, und benahm sich mit der Emsigkeit und Wichtigkeit von Liebhaberakteuren. Man brauchte für das Theater Kulissen, Versatzstücke, Perspektiven. Also herbei mit der Natur, die solches bietet, herbei Kulissen und Perspektiven, „pattes d'oies" und „Quinconces", fünfstrahlige Versatzstücke der Barockgärten, herbei Natur mit Hirt und Herde, mit Fischern und Netzen, mit Jagdzug und Meute, sei es für den ersten Plan, sei es für Fernwirkungen in kunstvoll perspektivischem Aufbau. Solches braucht der Bauherr der Paläste und Palastgärten, er kann als geschickter Regisseur alles verwenden und einbeziehen in seine Arbeit der Illusionen.

Theaterillusion und erhabene Theaterarbeit, diese Quintessenz der Wahrheit ist im Barock, da man bewußt und unbewußt instinktmäßig dem Welttheater dient, und dies wird am fraglosesten im römischen Formwillen klar, von Bernini ausdrücklich verkündet. Das Welttheater hat seine tragischen Haupt- und Staatsaktionen, aber es bringt auch unwiderstehliche Situationskomik, girrende Liebesszenen, Verkleidungen, Verwandlungen, Überraschungen einer bizarren Gesellschaft. Daran erinnert, danach richtet sich das Bizarre des Barock, sein Capriccioso, sein Stravagante. Das letzte große Lachen tönt fort in der Ausgelassenheit seiner Fontänen, und sein Triumphgelächter scheint in den bewältigten Steinmassen, in den endlosen Kolonnaden mit kicherndem Echo zu enden. Nach Jahrhunderten ist etwas von der großen Freudigkeit dieses Schöpfertums in Rom zu spüren. Denn — moderne psychische Forschungen werden es bald einwandfrei ergeben — der Mensch beseelt die Dinge, die er schafft, vom Kleinsten ins Größte, wenn er sich ganz dem Werk gibt und nicht an Seele spart. Die Dinge werden magisch und wirken magisch.

Die Magie von Berninis freudigem Barock beseelt das Rom, das wir noch ein wenig verzaubert durchwandern. Trotz der Wehmut seiner Ruinen blieb Rom eine freudenspendende Stadt. Wie Märchen, Sagen und Legenden stets den tiefsten Sinn offenbaren, so heftete Volksmund die Sage an Berninis Fontana Trevi, der Romwanderer möge derselben eine Münze opfern vor dem Abschied, dann werde er wiederkommen und glücklich verzaubert das geliebte Rauschen von Roms Brunnen hören, die schweren Vorhänge an den Pforten seiner Kirchen lüpfen und andächtig verweilen in seinen Säulenhallen. Rom, die Barockstadt, übte



Brunnenentwurf von Charles Lebrun.

solche Magie, wie sie der Volksmund verkündet, in jener aus naivem Gefühl entstandenen Sage der Fontana Trevi.

Bei jeder Stilperiode des Abendlandes wird deutlich, daß die erste Anregung aus dem Morgenlande stammt. So ist die Originalität des Barock, besonders des Spätbarock, teilweise auf solchen Einfluß zurückzuführen. Zu den hervorragenden Erscheinungen des „grand siècle“ gehören nämlich auch die von Frankreich ausgegangenen ersten wissenschaftlichen Denkmalforschungen. Angeregt durch den wachsenden Levantehandel, lernten nicht nur Kaufleute, sondern auch gelehrte Geistliche und adelige Reiseliebhaber den Orient kennen. Die beiden Forscher d'Herbelot und Carcavy verkehrten schon im Elternhaus des Finanzpächters Foucquet, der als genialer Bauherr dem großen französischen Barock die Stilrichtung zu geben bestimmt war.

Verschiedene Städte, die zu den Staffeln des ausgedehnten Levantehandels gehörten, Alexandria, Smyrna, Aleppo, Damaskus u. a. m., sind sämtlich in der damaligen Zeit durch schöne Stiche der Anschauung nahegerückt, imposante Städtebilder mit interessanter Staffage von Kamelzügen auf dem Land und von Segelschiffen zur See, die lebhaft bedeutende Hafenflächen bevölkern. Am bekanntesten sind die Kupferstiche Jean Marots (1610—1670), „Vues de l'étranger“, deren einige die Ruinen von Baalbecks Tempel zeigen. In Europa wurden diese Ruinen bekannt nach der Expedition des französischen Gesandten an der „Hohen Pforte“, dem andere Forscher folgten. Die von ihnen aufgenommenen Veduten nahmen unmittelbaren Einfluß auf die französische Barockarchitektur und vervollständigten die Anregung der „Maison carrée“ von Nîmes.

Wahrscheinlich sind Baalbecks Kolonnaden das Urbild von Perraults berühmter Kolonnade. Dies gäbe ein großes Beispiel: Die Kreuzung und Widerkreuzung der Baumotive, ihr Auferstehen, ihre erneute Stilisierung, das Absterben, die neue Befruchtung, dies alles ist schicksalsreich anzusehen und besonders das Ringen, das sich gegenseitig Durchdringen verschiedenster Weltanschauungen auf bautechnischem Gebiet, das Ringen nach Ausdruck dieser gewaltigen Menschheitssprache, der Architektur.

Ein mystisches Ideal schwebte den Jesuiten vor, die Ordensniederlassungen im Nahen und Fernen Orient gründeten, da wie dort das Land gründlich studierten und mit der Begeisterung glücklicher Entdecker die Säulen uralter Tempel als erste Europäer in Augenschein nahmen. Die spanischen Jesuiten verquickten bautechnische und theologische Fragen, sie wehrten den Kult

der heidnischen Antike ab, wie ihn die Renaissance aufgestellt hatte, und träumten von einer „architectura sacra", die keine menschliche Erfindung, gewiß keine heidnische war, sondern eine direkte Eingebung Gottes. Dabei beriefen sie sich auf den Tempel Salomonis und die Vision Hesekiels und behaupteten, Baalbecks spätkorinthische Kapitäle betrachtend, die ursprünglichen Kapitäle seien Palmblättern nachgebildet gewesen, und diese heiligen Wedel „seien erst später zur korinthischen Akanthusranke profaniert worden"[1].

Die Spanier malen zuweilen in einem Zustand ekstatischer Improvisation, wie sie auch in solchem Zustand dichten; sie haben vom Orient her noch die Tradition der Mantik in der Kunst, des magischen Könnens im Trance; sie sind die großen Visionäre Europas. So lag es gerade ihnen nahe, phantastische Bauten visionär zu schauen und im Sinn der Vision errichten zu wollen, auf mystische Eingebung hin, dem „Gesicht" mehr vertrauend als menschlicher Berechnung und Meßinstrumenten. Eine Mischung zwischen Kloster, Kirche und Königsschloß, entstand der Eskorial im Sinne von Hesekiels Vision (Hes. Kap. 40 ff.) und erhob sich geisterhaft gegen den blauen Himmel — Geburt einer Verzückung. Wie denn das spanische Barock ohne solches Element der Verzückung, des bizarren Traumlebens nicht zu denken ist. Gegenüber seinem tollen Überschwang, seiner hastigen Leidenschaft übereinander und durcheinander stürzender Figuren, die gewaltige „Scheinhimmel" bevölkern, ist der üppigste Barocktaumel in Frankreich, Deutschland und Italien klassisch kühl.

Namentlich in Frankreich entnahm man zwar dem neuerforschten Orient und dem orientalisch gefärbten Spanien manche ornamentale Anregung, aber man war keineswegs eingestellt auf das visionär Überschwengliche, sondern strebte bewußt und bedacht nach den drei Tugenden der Kunst: „vraisemblance, bon gout und bon sens". Zum „bon sens", dem gesunden Menschenverstand, gehörte damals die Einordnung in den Absolutismus, denn er trug in jenem geschichtlichen Augenblick die Fahne der Zivilisation. Er versprach bürgerliche Ordnung und Sicherheit, er zerstörte die Raubburgen, Horte der ständigen Unruhen, und kündete die beruhigende Botschaft des Endes der Bürgerkriege im neuen Programm seiner Architekten, das die Schlösser zu

---

[1] Die Anregung zu dieser Stelle verdanke ich Hans Rose, „Spätbarock", München 1922, einem kunst- und kulturgeschichtlich ganz vortrefflichen Werk, das allgemeines Interesse verdient.

Palästen umschuf, in die Landschaft frei gestellt, ohne Wall und Graben, ohne Umgang und Turm. In Frankreich erfolgte das Verbot der „bâtiments fort“ im Jahre 1660, im Deutschen Reich nach Ländern verschieden im 18. Jahrhundert, in England erlosch die Sitte von selbst. Ludwig XIV. gab seinem Adel und ganz Europa das Beispiel, indem er die Wassergräben füllte und in Anlagen verwandelte, statt der Zugbrücken freie Auffahrten befahl und statt der düsteren Festungsmauern mit wenig Fenstern, wie sie bisher an Schloßbauten üblich gewesen, eine unabsehbare Reihe riesiger Fenster die Fassade durchbrechen ließ. Es war ein wirklicher Sonnenfang, so daß des Abends, von der Sonne durchflutet, das Schloß magisch rot in die Ferne leuchtete, wie Mme. de Sévigné in ihren Briefen schrieb. Statt der streng umgürtenden Mauer und dem drohenden, festen, eisenbeschlagenen Tor wurden köstliche schmiedeeiserne Gitter mit herrlichem Blumenwerk zum Abschluß genommen, die freundlich durchsichtig den Blick auf das Blumenwerk des Gartens erlaubten. Versailles entstand als typisches „Flügelschloß“ — die frühesten waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in den Niederlanden gebaut worden. Die beiden Flügel öffneten sich, „gleichsam zum Umarmen bereit“, auf den freien Hof, die breite Fassade dem Park zugewendet, und die Sprache des Baus sollte besagen, daß hier keine Sonne gescheut wird und keine Art von Finsternis brüten darf.

Das war die Sprache der neuen französischen Baukunst, und sie klang so schön, daß man sich überall bemühte, sie zu erlernen. Sie war durchaus neu, mit Nachdruck den Festungscharakter verlassend, von den freien Niederlanden ausgehend, und schied sich bewußt durch ihren auffallend offenarmigen Flügelcharakter von dem italienischen Palastbau, der als heroischer Würfelbau den Festungscharakter wahrte. Ihm folgte Schlüter mit dem Berliner Schloßbau; den französischen Charakter nahmen die süddeutschen Barockschlösser wie Schleisheim und später das Wiener Belvedere an. Besonders deutlich wurde der Gegensatz zwischen italienischem und französischem Barock, als Bernini auf Einladung des Königs in Paris erschien. Seine Anwesenheit in Frankreich (1665) ist kulturgeschichtlich eines der merkwürdigsten Ereignisse. Ehren, wie auf der Reise und in Paris der König, Colbert, der ganze Hof Bernini erwiesen, sind keinem Künstler, weder vorher noch nachher, dargebracht worden. Der große Baumeister wurde in jener Zeit des unumschränkten Königtums wie ein Prinz von Geblüt empfangen.

„Aber geschlossen standen die Pariser Architekten gegen den großen Vollender der römischen Renaissance; er unterlag, und im Ringen gegen Bernini fand die französische Kunst den bestimmten architektonischen Ausdruck für den Geist der Zeit“ (Gurlitt).

Perrault, der französische Erklärer und Übersetzer des Vitruv, verlangte dem Spiel der Phantasie gegenüber feste Regeln und verkündete damit die Gegnerschaft zu Bernini, „in dem Michelangelos selbstherrlicher Geist fortlebe“. In Perraults Sinn arbeitete die „Académie royale de l'architecture“, die um diese Zeit gegründet wurde. In Italien galt es ja nicht, mit unzähligen großen Fenstern orangerieartig die Sonne einzufangen, sondern das Klima gebot Sonnenschutz durch dicke Mauern und kleinere Fenster und einen geschlossenen, schattigen Hof. Ebenso galt es, das psychische Klima zu berücksichtigen; der Palazzo hat stets „den Charakter des höheren Bürgerhauses behalten“ (Rose). Dies lag z. B. ausgesprochen in der Absicht Cosmos de Medici, der davor warnte, die Pflanze Neid durch auffallende Bauten zu begünstigen. Der Flügelbau erfordert einen geräumigen, freien Platz, um seine architektonische Eigentümlichkeit zur Geltung zu bringen. Fehlt ihm dieser, so bleibt der Eindruck leicht gequetscht, wie z. B. beim Palazzo Barberini in Rom, denn er verlangt gebieterisch ein Pathos der Distanz, und je größer der Raum, der sich vor ihm erstreckt, desto besser ist seine Wirkung. Dagegen kann der Würfelbau seine Schönheit auch im Straßenzug zeigen, wie etwa der römische Palazzo Farnese. Er gehört dann zur Straße, und die Straße gehört gewissermaßen patriarchalisch zu ihm. Mit Stolz und Beruhigung blickt man auf das feste Haus eines führenden Großbürgers, das gegebenenfalls dem Kleinbürger und Klienten Schutz bietet. Sein Besitzer hat keine andere Autorität als jene, die ihm auf Grund von Tradition und eigener Popularität zugewachsen ist, eigentlich ein Sippengefühl junger Sippenmitglieder für den Chef des Hauses. Meist hat der Palazzo seine eigene Madonna, wie die alten Römerhäuser ihre Schutzgottheit hatten, und das Klientenťum des Stadtviertels betet zu ihr, ebenfalls ein uraltes Gemütsverhältnis. Man ist dem großen Herrn dankbar, wenn er „magnifico“ ist, aber ihm anhänglich, auch wenn er schlicht bleibt. Palazzo und Straße bedingen einander, sind verwachsen. In Frankreich beschäftigte sich mit dem einfacheren „bürgerlichen“ Bau hauptsächlich reformierend Pierre Le Muet, ein Baumeister, der sich vor allem in Stadthäusern auszeichnete. Er sprach sich in einer Schrift, „Manière de bastir pour toutes sortes de personnes“ (1644), über den Charakter der

Wohnhäuser deutlich aus. Vor allem herrschte Abneigung, Wohnräume an die Straße zu verlegen; selbst auf kleinstem Bauplatz zog Le Muet vor, die Zimmer nach dem Hof, Garderoben und Küchen nach der Straße zu legen. Gestattet es das Grundstück, wird der Wohnhausbau möglichst von der Straße entfernt und eigentlich als Hinterhaus errichtet. Im Aufriß blieb Le Muet von den Meistern des 16. Jahrhunderts abhängig. Er baute auch manches „Hôtel" vornehmer Familien, die sich dem Hof zulieb in



Das Schloß von Versailles.
Nach J. Rigaud.

der Stadt ansiedelten, und seine „Flucht vor der Straße" hat sich bis heute erhalten.

Die ungeheure Bautätigkeit, die das 17. Jahrhundert auszeichnete, ist nicht ausschließlich auf Prachtliebe zurückzuführen; sie entsprang zum großen Teil einer sozialen Notwendigkeit. Bei den großen Bauten und Gartenanlagen wurden Arbeitslose beschäftigt, abgebaute Soldaten nach Friedensschlüssen, die irgendwie untergebracht werden mußten. Die Sorge um die Entlassenen der aufgelösten Heere war ähnlich drückend wie nach den großen Kämpfen der Diadochenzeit und Roms Bürgerkriegen. So beschäftigte Ludwig XIV. bei den großen Terrainbewegungen, die der Schöpfung von Versailles vorangingen, eine kleine Armee. Es ist ihm unter anderem vorgeworfen worden, daß er gleich einem Pharao bei der großen Unternehmung viele Menschenleben aufbrauchte, da eine große Zahl von Arbeitern in den sumpfigen Niederungen am Fieber erkrankte und starb. Bei dem damaligen Stand der Medizin waren aber Epidemien unvermeidlich, wo größere Menschenansammlungen stattfanden. In Paris grassierten

stets Epidemien, und auch das königliche Haus blieb nicht verschont. Wie dem auch sei, an manche großartige Bauanlage scheint sich eine Art Fluch zu heften, und nichts ist typischer dafür als das verödete Versailles, in dem der alte, kranke und schwer verarmte Sonnenkönig wie von teuflischem Grinsen der unendlich vielen goldenen Embleme des Stolzes und der Vergöttlichung seiner Person schließlich verfolgt wird. Welcher Fluch lastete auf Vaux le Vicomte, dem wunderbaren Bau des Steuerpächters und Finanzmagnaten Foucquet, der Versailles voranging und vorbildlich wurde für die Architektur herrschaftlicher Luxusbauten. (Siehe Abb. S. 147.) Überall im Ornament, in Stuck und Schnitzerei war die Devise des mächtigen Emporkömmlings angebracht, „ein Eichkätzchen, das emporklettert".

Der Typus des Gartens, den André Le Nôtre anlegte, ist nicht rein französischer Herkunft. „Es ist vielmehr der Typus der holländischen Statthaltersitze, der Anlagen von Neuburg oder Zeyst, der hier auf französische Verhältnisse übertragen wird, ein halb souveräner Typus, der dem ehrgeizigen Foucquet geeignet schien, seine Beamtenwürde, seine Finanzmacht und seinen gräflichen Stand in einer Weise zum Ausdruck zu bringen, die jeden Widerspruch ausschloß. Allerdings hatte er dabei nicht mit der Energie des jungen Königs gerechnet, der die Anlagen von Vaux als Eingriff in die königlichen Machtbefugnisse empfand" (Rose). Als Foucquet nach Mazarins Tod seiner stärksten Stütze beraubt war, setzten Intrigen ein, die allzu williges Ohr fanden. Colbert wurde zum Gegner des Finanzgewaltigen, der Erwerb des Riesenvermögens verdächtigt — es ist nie ganz klar geworden, ob mit Recht oder Unrecht — und Foucquets Sturz beschlossen. Im August 1661 wollte Foucquet seinen Gegnern die Stirne bieten und lud den König zu einem Fest nach Vaux, das in den Annalen der Festgeschichte einen bedeutenden Platz einnimmt. Doch finster erschien der junge, sonst so fröhliche Monarch, und nur auf Bitten der Königinmutter wurde der allzu auffällige Skandal vermieden, den Hausherrn inmitten seines Festes zu verhaften. Seine Hybris hatte so viel Mißmut erweckt, daß seine Feinde diesen dramatischen Sturz vorbereitet hatten. — Wenige Tage danach wurde der Bauherr „des schönsten Palastes der Christenheit", wie er selbst sein Haus genannt, abgeführt in finsteres Verließ. „Der künstlerische Hofstaat, den Foucquet um sich versammelt hatte, wurde für Versailles angeworben, und der Gartenkünstler Le Nôtre ist der erste, der in Versailles mit ungeheuren Aufträgen

bedacht wird. Vom König wird Vaux förmlich ausgeplündert, von der Gesamtidee bis herab zu den Orangebäumen."

Durch Neubauten, die dem Handel und dem Luxus dienten, verstand nach Foucquets Sturz Colbert als erster Minister, Kunst und Gewerbe und den durch sie geförderten Handel in einer bisher nicht geahnten Weise zu entwickeln. Das Merkantilsystem war in der Staatsverwaltung zur vollen Durchbildung gelangt. Die Aufgabe der Herrschenden ging dahin, möglichst viel Edelmetall, als das wichtigste Tauschobjekt im Welthandel, nach Frankreich einzuführen und die Ausfuhr desselben zu verhindern. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Handelspolitik unter Ludwig XIV. zu betrachten. Als Spanien starke Schutzzölle aufrichtete, zwang eine französische Flotte vor Cadix den Nachbarn, deren Erhebung einzustellen. Die Zwischenzollinien im Lande (wie sie in Deutschland so viel Schaden brachten) wurden beseitigt, durch neue Straßenbauten der Innenverkehr und jener nach der Grenze gehoben, der Polizeidienst zu Land und zur See verbessert, Kanäle und Häfen gebaut, kurz die Volkswirtschaft für eine Aufgabe des Staates erklärt.

Unter allen Erzeugnissen mußten aber dem Staatsmann die Werke der Kunst als die wichtigsten erscheinen. Aus geringsten Rohmitteln schuf sie die größten Werte; sie übertraf hierin das Handwerk und noch viel mehr die Landwirtschaft. Die Reihenfolge der Nützlichkeit der einzelnen Gewerbe im Staat war nach der Höhe der durch sie bewirkten Wertsteigerung der Materialien leicht zu bestimmen. Wer Gobelins schuf, galt dem Staat mehr, als wer Leinwand webte; je feiner, wertvoller die Arbeit, desto höher ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Die Kunst zu unterstützen war also nicht nur Ehrenpflicht eines feinsinnigen Hofes, sondern eine Forderung kluger Wirtschaftspolitik.

Der Erfolg der nächsten Jahrzehnte bewies, daß dieser Grundsatz richtig war, und schwerlich wäre er durch die Anschauungen der Physiokraten und Adam Smiths so früh verdrängt worden, hätte man seine Anwendung nicht übertrieben. War es Aufgabe des Staates, Gold in seine Grenzen zu ziehen, so schien es einerlei, in wessen Hand sich dasselbe befinde. Man glaubte dafür sorgen zu müssen, daß es nicht in den Truhen der Reichen liege, sondern ständig umgesetzt werde. Der Staat, dessen Steuereinnahmen jährlich stiegen und bei Colberts Abgang auf 105 Millionen Livres gestiegen waren, hatte ein gesundes Interesse daran, daß seine Bürger Verdienst fanden. Es galt daher für jedermann, für den König ganz besonders, als löblich, sein Geld

mit vollen Händen für Arbeiten auszugeben, die dem heimischen Gewerbe zugute kamen. Prachtbauten erschienen als verdienstvolle politische Taten, die für Feste ausgegebenen Mittel waren dem Volkswirt eine lobenswerte Unterstützung des Gewerbes. Ludwig XIV. und andere Fürsten wurden von den Zeitgenossen nicht nur gepriesen, daß sie nicht sparten, indem sie Künste, Industrie und Handwerk mit Aufträgen versahen, sondern auch, daß sie die Vollführer ihrer Pläne durch fürstlichen Lohn zu Männern machten, die selbst durch ihr Prachtbedürfnis der Nationalindustrie förderlich wurden. Niemand war verachteter, ja schien gefährlicher für das Staatswohl als der Geizhals. Fürsten und Staatsmänner rühmten sich der großen Summen, die sie ausgaben. Dies geschah in Paris, dies ahmte man im Deutschen Reiche nach, in Spanien und in England, das dem düsteren Puritanertum in Pracht und Glanz mit der Restauration entstiegen war.

Versailles sollte nun in England nachgeahmt werden; Karl II. entwarf einen Plan, die vielbewunderten Anlagen Mansards und Le Nôtres zu übertreffen, doch Geldmangel und politische Wirren ließen den Gedanken nicht zur Ausführung kommen; man begnügte sich, die Gärten von Greenwich und den St. Jamespark in London nach Le Nôtres Plänen anzulegen. Die ersten Skizzen von Schönbrunn und Nymphenburg sollen ebenfalls Le Nôtre zum Urheber haben; in Rom war die Villa Doria Pamphili sein Werk. Als er dazu nach Rom berufen war, empfing ihn der Papst Klemens X. in Audienz. Anstatt die Zeremonie des Pantoffelkusses auszuführen, ging der Künstler auf den Heiligen Vater zu, sagte, er freue sich, ihn so wohl zu sehen, umarmte und küßte ihn auf beide Wangen . . . und der väterlich gesinnte Barockpapst nahm diese Huldigung lächelnd entgegen.

Bezeichnend für die Barockarchitektur an Gärten, Kirchen und Palästen, an städtischen „Hôtels“ und ländlichen Edelsitzen war in allen Ländern und bei allen Baumeistern das gültigste Allgemeinmerkmal des Stils — außer den bekannten tragenden und schmückenden Voluten —, das feierliche und bedeutende Ausmaß des Tores und der Treppe, beziehungsweise des monumentalen Eingangs und Stiegenhauses. Tor und Treppe erreichten in diesem geschichtlichen Augenblick großartiger Bauherrlichkeit ihre großartigste Bildung. Der beredteste Nachdruck wird auf ihre Ausgestaltung gelegt. Es war notwendig geworden, den Karossen, deren Pracht jetzt unbedingt zu höfischer und herrschaftlicher Grandezza gehörte, pompöse Auffahrt, Anfahrt oder Ein-



Besuch Ludwigs XIV. in der Gobelin-Manufaktur.

Links der König (mit Hut), ihm zur Seite der Herzog von Enghien und der Prinz Condé.

Nach einem von Charles Le Brun entworfenen Gobelin. Der Künstler (mit großem Hut in der Hand) vorn links vor Ludwig XIV.

fahrt zu bieten. Der Entfaltung reichen Gefolges diente der theatralische Aufbau der Treppe.

Das prachtvolle Portal, zuerst nur Kirchentor, mit dem Zweck, Prozessionen feierlich aufzunehmen und zu entlassen, wurde nun vom Profanbau übernommen. Gewaltige Kolonnaden bereiten den Aufgang für Kirchen und Paläste vor. Der Pomp der Einführung, der ja auch die stilisierte Anrede nachdrücklich schmückt, wird aufgestellt als notwendige Forderung der Zeremonie in neuer Bauform. Die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser architektonischen Errungenschaft wird am besten erfaßt, wenn ein Rückblick die Entwicklung von Tor und Treppe von ihren ersten Anfängen an kurz beleuchtet und mit einem Ausblick auf die Gegenwart das Barock in den Kulminationspunkt stellt.

Zu den interessantesten Aufgaben und Problemen der Architektur gehört von jeher die Treppe, und in der Art, die Frage ihrer Gliederung und des gesamten Stiegenhauses zu lösen, erscheint die veränderte Zeitanschauung besonders lehrreich ausgedrückt. Die alte Wendeltreppe in Burgen, Vogteien und Schlössern früherer Jahrhunderte hatte nicht einfach die Aufgabe, in höhergelegene Gemächer und Gelasse emporzuführen, sie gehörte zum Wehr- und Befestigungsplan. Dank ihrer Gewundenheit, die oft an ein Schneckenhaus erinnert, war sie am leichtesten zu verteidigen, sollte das Unglück wollen, daß der Feind trotz aller Schutzmaßnahmen, Bollwerke und Mauern bis in das Innere des festen Gebäudes dringen sollte. Hier war noch eine letzte, verzweifelte Abwehr mit wenig übriggebliebenen Getreuen möglich, von Stufe zu Stufe konnte man Leben und Freiheit teuer verkaufen, und zweifellos spielte manch grausamer letzter Kampf auf der Wendeltreppe alter Burgen. Außerdem sparte sie Platz in starkbefestigten und daher im Ausmaß beschränkten Gebäuden, sie entsprach dem strengen, wehrhaft stolzen Charakter des Rittertums.

Verzweifelte Flucht ermöglichte die geheime Treppe, um die meist nur der Schloßherr Bescheid wußte. Sie war in der Mauer verborgen angebracht, und meist versteckte noch ein Wandteppich oder ein Bild den Eingang. Sie führte wohl in geheimen Gang, der rettend ins Freie mündete, in einen Wald, wo die Pforte unter Büschen verheimlicht blieb. — Hohe Stufen führten mühsam in starker Windung bis auf den Turm, von dem sich auslugen ließ, erspähen, ob Freund oder Feind, ob minnender Ritter

oder gefährliches Gesindel im Anzug sei. Das war die romantisch heroische Treppe.

Eine schreckliche Abart bildete zuweilen die Falltreppe, bestimmt, wie in den Zwingburgen des grausamen Königs Ludwig XI. von Frankreich, unglückliche Gefangene dadurch in die Tiefe zu befördern, daß die dunkel abgleitenden Stufen plötzlich endeten und die Verurteilten tot oder tödlich verletzt ins Verließ fielen. Merkwürdig verzweigt und verhältnismäßig harmlos mündete dieser schreckliche Baugedanke in der Rokokozeit, als man zu Scherz und Laune dunklen Korridoren da und dort Stufen einbaute, dazu bestimmt, Gäste neckenderweise zum Stolpern und zu Fall zu bringen.

Vom Barockzeitalter an hat die Treppe nichts mehr mit Verteidigung gemein, oder vielmehr, sie verteidigt den Besitzer des Schlosses oder Palastes auf neue Art durch Schaffen von Prestige, durch Unterstreichen von Majestät und Zeremonie. Sie baut an dem wichtigen und wertvollen Pathos der Distanz. Michelangelo als „Vater des Barock" baute schon die monumentale Doppeltreppe des Senatorenpalastes in Rom und wirkte damit bahnbrechend.

Die Treppe muß breit und bequem sein, der Treppenflur geräumig und reichgeziert, würdige Vorbereitung einer Flucht von Empfangssälen. Bis tief in das 19. Jahrhundert erhielt sich die herrschaftliche Treppe als notwendiger Teil des Herrschaftshauses; eine besondere Dienerschaftstreppe wurde erforderlich für jedes elegante Wohnhaus. Hübsch wirkt die Doppeltreppe, die bei Empfängen ein reizendes Bild ermöglicht, da auf der einen Seite die Gäste hinaufsteigen, auf der anderen hinab und jedes Gedränge vermieden wird. In großem Stil zeigt die Wiener Oper solche Doppeltreppe; sie bot in den Jahren des Glanzes herrlichen Anblick, wenn die livrierten Diener mit den hellen, reichen Mänteln ihre Damen von Stufe zu Stufe erwarteten, und die Schönen, die von Juwelen strahlten, die zartgetönten Umhänge, die goldig flimmernden Schärpen graziös umwarfen, so daß noch genug von den Enthüllungen des Hofausschnitts sichtbar war. Die große Doppeltreppe diente ausschließlich den Logenbesuchern, wodurch das Bild einheitlich blieb und jede einzelne Gestalt zur Wirkung brachte.

Zuerst der Sicherheit, dann der Majestät, dann der Anmut gewidmet, diente die Treppe später nur der Bequemlichkeit, und es wurde ihr immer weniger Raum, weniger Bedeutung zugemessen, seit der Fahrstuhl in Gebrauch kam und die Idee des Herrschaft-

lichen, des Privilegierten sich immer mehr verflüchtigte. Trotzdem ist aus einem Haus, das auf Komfort Anspruch macht, eine gutgebaute, saubere Treppe nicht wegzudenken.

In der neuesten Zeit wurde ihre dekorative Wirkung zu einem gewissen Leben gebracht durch das Theater, seit die eindrucksvollsten Szenen auf Stufen gespielt erschienen. Das Aufundabturnen auf Treppen gehört heute zum ABC der Schauspielkunst, und selbst die bolschewistische Theateraufmachung konnte den symbolisch bedeutsamen Effekt der Stufen nicht entbehren. Vielleicht ist es einer Anregung der Bühne zu verdanken, daß man versuchte, den Motivenreichtum der Treppe für die Diele zu verwenden, wodurch das vorher außerhalb des eigentlichen Wohnens gedachte Stiegenhaus in das Reich der Wohnung einbezogen ist. So wird ein großer Wohnraum gewonnen. Dieser Baugedanke erfuhr reiche Ausgestaltung, scheint sich jedoch allmählich zu überleben und wird sich wohl nur in den Halls der großen Hotels erhalten, denn hier hat er die meiste Berechtigung. Hier, in dem hellerleuchteten, reich ausgestatteten, von auf und ab eilenden, eleganten Dienstbeflissenen erfüllten Hall moderner Palasthotels lebt der Baugedanke des Barock wieder auf, durch prächtigen Aufgang zu imponieren, dem Gast vor allem pomphaften Eindruck zu machen. Hier kann er auf den nächsten Zug warten oder auf die Hupe des Autos, auf ein Rendezvous oder eine Mahlzeit, lässig rauchend und sinnend über das Treppauf-Treppab des Lebens.

Man kam auf einen alten Gedanken der kirchlichen (und Tempel-) Baukunst zurück und benutzte ihn für die Profanarchitektur, nämlich den Aufgang und anschließend die Auffahrt oder Anfahrt möglichst feierlich zu gestalten, gewaltig, großartig und weihevoll zu bauen, denn nichts gehört so ausdrücklich zu Ehrfurcht und Heiligkeit, zu Vornehmheit und Prachtentfaltung, als Raumverschwendung und, dadurch bedingt, das Gebot eines langsamen, allmählichen Herannahens, ein Aufstieg von ausgesprochener Würde und staunenswerter Größe. Vorbildlich machen Roms Paläste diesen Gedanken deutlich. Glatt und machtvoll, in erhabener Vollendung wie pompöse Einleitungsstrophen einer Dichtung, steigen die Palaststufen hinan, von Marmorkolossen behütet, alles spiegelnd und reich.

Zu solcher Emphase des Treppenaufgangs gehört aufgereihte, prunkvolle Dienerschaft in großer Zahl, Lakaien mit Kandelabern, in denen Wachskerzen duften und alle Lichter des Marmors spielen lassen, es gehören wallende und gebauschte Prunk-

gewänder langsam und feierlich hinansteigender Gäste dazu und der schleppende Purpur der Kardinäle.

In den Jahrhunderten europäischer Prunkarchitektur erlebte das Treppenhaus den höchsten Triumph, entfaltete imponierenden Aufwand, und die Künstler wetteiferten in freudiger Verschwendung. Roms eingedenk, verpflanzten reiche Kirchenfürsten diese Pracht jenseits der Alpen; man denke an die Treppe der Würzburger Residenz, auf das heiterste und reichste überwölbt von Tiepolos Fresken, an den Aufstieg des Mirabellschlosses in Salzburg, auf dessen Treppengeländer aus rosigem Marmor frohlockend übermütig, lieblich und heiter von Stufenabsatz zu Stufenabsatz eine Puttenschar das Geleit gibt, freundlich emporwinkend, passend zu den Klängen von Mozarts Musik.

Diese Schöpfungen verzichten schon auf strenge Majestät, oder ihre Feierlichkeit wird verschönt durch munter leutseliges Wesen, ausgesprochene Festlichkeit, die das Herz froh machen soll beim Eintritt in den Palast.

Ein weiter Weg, den der Baugedanke durchmaß von der heroischen Wendeltreppe zu den breiten, offenen Stufen einer veränderten Zeit. Jedes Herrschaftshaus, ausgedehnter Geselligkeit gewidmet, vieler Gäste gewärtig, legt Wert auf imponierenden Ein- und Aufgang. Das Tor ist schmuckreich, der Türhüter glänzend livriert, mit hohem Zierstock, denn der bewaffnete Torwart hat sich überlebt und höchstens gilt es, einen Streit zu schlichten, wenn die zahlreichen Lakaien frech oder die Träger der eleganten Tragsessel laut werden, nachdem die Gäste, den Portechaisen entstiegen, das Treppenhaus verlassen haben und das Gefolge allein zurückgeblieben ist.

In der Renaissance wurde die Architektur einmal Königin der Künste genannt, und ein englisches Wort bezeichnet sie als Herrin, „mistress art“. Durchdrungen von mystischen Symbolen, diente sie göttlichen Gedanken, ist Gaststätte des Himmlischen auf Erden und stellt den ehrwürdigsten Ausdruck des Menschlichen in Erscheinung durch Errichten des festen und stolzen Eigenheims. Ihre wichtigsten Äußerungen reden, wenn wir sie einzeln ins Auge fassen, historisch-philosophisch eine bedeutsame Sprache. Das Tor, der eigentliche Eingang des Hauses, wo das eigene Reich des Hausherrn bedeutsam beginnt, das Recht der Außenwelt nach den vernünftigen Gesetzen früherer Jahrhunderte und zivilisierter Staaten abscheidet und das Recht der Innenwelt Platz greift, hatte mystische Bedeutung im Altertum; die Schwelle des Hauses wurde von besonderen Göttern betreut;

Hermes war der Hüter bei den Hellenen. Wie er zwischen Leben und Tod vermittelte, vermittelte er zwischen dem äußeren Leben und dem Geheimnis des inneren, des häuslichen Lebens. Vielleicht in Erinnerung daran, daß es ein so ungeheurer Kulturfortschritt gewesen, als der Mensch zuerst wagte, offensichtlich eine Tür an seinem Wohnbau anzubringen.

Der Eingang zur primitivsten Wohnstätte, zur Höhle, wurde wohl jahrtausendelang möglichst versteckt mit Gezweig und Geröll, genau wie die Tiere den Zugang zu ihren Höhlen ängstlich verbergen und bestrebt sind, den Weg unkenntlich zu machen. Es war ein bedeutender Kulturbeginn, als der Mensch den Zugang zu seiner Behausung ausdrücklich kenntlich machte, so daß man nicht mehr hineinkriechen mußte, sondern aufrechten und stolzen Ganges würdevoll hinein- und hinausschreiten konnte dank einer Tür. Dieser Ein- und Ausgang wurde bald ornamental gedacht und herausgehoben; er bekam Wichtigkeit, ja Heiligkeit. Anfangs wurden Tür und Tor aus starken Planken gefertigt, bei fürstlichen Häusern und Tempeln aus Metall. In Bronze, mit starken, schönen Beschlägen versehen, boten sie imposanten Anblick. Dies galt freilich nur für seßhafte Völker, wo der Mann gesonnen war, sein Heim und das Heim seiner Götter zu verteidigen. Zeltbewohner, Nomaden kannten und achteten diese besondere Heiligkeit nicht. Durch Lüften des Vorhangs, einer Zeltbahn, gelangte man in das Innere des Wohnraums, ein strenger Abschluß nach außen, eine individuelle Absonderung gab es nicht. Wo der Nomade Blockhäuser zu bauen lernte, kam die Gepflogenheit einer feierlich verschlossenen, symbolisch bedeutsamen Tür nicht auf. In Rußland waren auf dem Lande bis kurz vor dem Weltkrieg selbst reiche Wohnhäuser nicht verschlossen, ja nicht einmal verschließbar.

Bei den seßhaften und zur Verteidigung ihrer Seßhaftigkeit bereiten Völkern wurden Tür und Tor von jeher mit kunstvollen Schlössern und Schlüsseln versehen, in vornehmen Häusern dem Schutz eines besonderen Türhüters oder Torwarts anvertraut; die Tore der Städte erhielten besondere Wachen und blieben des Nachts geschlossen. Im Orient spielte sich das Leben vielfach ab unter den Bogen gewaltiger Tore, die Sonnenschutz boten. Das berühmte Tor von Mykene beweist, in welch reichem Schmuck sie prangten. Irrtümliche Übersetzung hat eine Bibelstelle, die von solchem Stadttor handelt, verhängnisvoll mißverständlich gemacht. Der Spruch, ein Reicher käme so schwer ins Himmelreich wie ein Kamel durchs Nadelöhr, bezieht sich auf ein Tor,

das verhältnismäßig niedrig war und Nadelöhr hieß. Er besagt also nicht eine Unmöglichkeit für den Reichen, ins Himmelreich zu kommen, sondern die Notwendigkeit, sich zu bücken, wie das hochbeladene Kamel sich bücken mußte, um durch das Tor in die Stadt zu gelangen. Endlich nach mühsamer Wüstenwanderung in der Stadt aufgenommen zu sein, war für die Karawane eine Art Ankunft im Himmelreich, und sie begrüßte mit hoher Ehrfurcht das Tor.

Ähnliche Andacht fühlte der Wanderer wohl im Mittelalter, wenn sich die Zugbrücke vor dem Tor einer Burg kettenrasselnd senkte oder ein Stadttor sich gastfrei und schützend auftat. Aus einer Zeit, da in den Städten selbst die festverschlossenen Tore der Paläste als Schutzmaßregeln noch wichtig waren, stammen die mächtigen, gewölbten Eintrittshallen, in die man reiten konnte, die Gelasse der Wachen, die Bedeutung des Torwarts. Mit wachsender bürgerlicher Sicherheit verkümmerte die mystische Größe des Türhüters.

Der majestätische Portier in auffallender Livree mit hochgebietendem, vergoldetem Stock, einst selbstverständlicher Hüter großer Herrschaftshäuser, ist heute ebenso unmöglich wie die schweren Glaskarossen oder feinen Tragsessel, die er am monumentalen Tor empfing. Erhalten hat sich nur der Hausmeister ohne dekorative Ansprüche. Wie lange noch? Bis sein Amt als Türhüter dadurch schwindet, daß prächtige Tore wie bescheidene Haustüren ihre Bedeutung durch den Luftverkehr verlieren und die Menschen von oben statt von unten in ihre Häuser spazieren. Vielleicht liegt diese Zeit nicht fern; Tor und Tür werden zum überwundenen Standpunkt, zur Kuriosität. Der Fußgänger in der Stadt überlebt sich, schnallt sein Flugzeug an, wie wir heute Stock und Schirm nehmen, und seine Beine braucht man nur mehr auf dem Land und auf Sportplätzen. Schon tobt der Verkehr so atemlos vorüber, daß die liebevoll gezierten Türen, Tore und Portale von niemand bemerkt werden. Nur in verschlafenen Landstädtchen bleibt der Künstler zuweilen mit Rührung stehen vor der Schönheit eines wohlgegliederten Eingangs, sitzt ein ruhender Greis davor mit behaglichem Stolz auf sein Haus, neben sich die schnurrende Katze, und genießt die Freude ungestörten Eigenheims in altertümlichem Sinn.

IV.

Tanz, Improvisation und Bühne.

Die älteste Kunst. — Tanzwut. — Was ist der Tanz? — Der Totentanz. — Der Chor. — Die Harmonie. — Der höfische Tanz. — Fackeltanz. — Berühmte Tänze. — Ludwig XIV. als Tänzer. — Die Verse Racines. — Das Ballett. — Attribute. — Der mimische Tanz. — Die neuen Schritte und Wendungen. — Unter dem Hirtenstab. — Die Improvisation. — Aus dem Stegreif. — Basso continuo. — Der „Pas". — Okkulte Seelenmächte. — Bejahung der Persönlichkeit. — Für den Augenblick. — Göttliche Verschwendung. — „Masks". — Karussells und Balletts am Hof. — Trionfi. — Denkmäler des Theaters. — Aus dem Festzug heraus. — Allegorien. — Spaßhafte Huldigungen. — Lopes 2000 Stücke. — Die Hispanisierung Europas. — Der Zauber des Morgenlands. — Spanische Tänze. — Märchenerzähler. — Übergang zur Bühne. — Lopes Theorie. — Der Kreis des Unmöglichen. — Engel und Dämonen. — An den Pöbel. — Die englische Bühne. — Das Haus der Nacht. — Theaterintrigen. — Die Apostrophe ans Publikum. — Das deutsche Theater. — Die lustige Person. — Tanz zu Pferd. — Inventionen. — Wirtschaften. — Der Clown. — „Englische" Truppen. — Herzog Julius. — Schlechter Geschmack. — Kulturbarometer. — Italien und die Oper. — Die Perspektive. — Englands neue Bühne. — „Pariserisch". — Gassendis Schüler. — Molières Lachen. — George Dandin. — Corneilles Einfluß. — Der Typus des Theaters festigt sich.

Der Tanz ist wohl die älteste Kunst der Welt, und Simonides nannte ihn eine stumme Poesie, die Poesie aber beredtsamen Tanz. Einst rhythmischer Ausdruck der Gottesverehrung, dann nur gesellschaftliches Vergnügen, kehrt er heute, wenn nicht zu seinem Ausgangspunkt, doch in das Reich mystischer Träumereien zurück, und gern läßt der Nachdenkliche seinen Wandel im Lauf der Zeiten vor dem inneren Auge vorüberziehen.

Was ist der Tanz? Ausgelöst ist dies philosophische Nachsinnen durch die überraschende Wichtigkeit, die er in den letzten Jahren gewann. Nach blutigem Kriegstanz bemächtigte sich im Lauf der Jahrhunderte der Jugend mehr als einmal eine ins Gigantische gesteigerte Tanzwut, genau wie man wieder unter Trümmern und Tränen nach dem Weltkrieg tanzte ohne Atempause in den Dielen, auf der Straße, auf den Plätzen. Über alles tanzte man hinweg, vom Taumel ergriffen und fortgerissen. Es bedurfte jedesmal geraumer Zeit, diese eigentliche Wut zu sänftigen und in die Bahn geregelter Tanzfreude zu leiten.

Was ist der Tanz? Etwa im Sinne des Barockpädagogen ein naiv rührendes Bejahen der Jugend, eine soziale, gesellschaftliche Zeremonie, die sich im Zeichen der Schäferei vollziehen

soll, angesichts der älteren Generation, die feuchten Auges, der eigenen Jugend eingedenk, den zierlich systematischen Verschlingungen der Paare zusieht, für die Grenze des Anstandes bürgt und mit Strenge sorgt?

Oder ist der Tanz, wie Heine meint, ein Beten mit den Beinen, eine ekstatische Inbrunst? Ist er den Göttern wohlgefällig, wie so manche Religion annahm? Ist er ein Abscheu der Gottheit und ein Fallstrick des Teufels, wie es das mittelalterliche Christentum lehrte?

David übt vor der Bundeslade heiligen Tanz, aber ein unheiliger Reigen schlang sich um das Goldene Kalb; Salomes Kunst bittet um das Haupt des Johannes, wild drehen sich Hexen und Teufel auf dem Blocksberg in der Walpurgisnacht, im Venusberg lockt höllische Tanzmusik. So manche Verwunschenheit ist mit dem Taumel des Tanzes verknüpft in Märchen und Sagen, vielleicht in Erinnerung an die Tanzepidemien der gotischen Zeit. Verhext muß die tolle Spinnerin im Mondlicht tanzen und darf nie aufhören, niemals ausruhen, da sie einmal frevelhaft getanzt hat. Elfen und Kobolde führen in hellen Nächten Reigen auf, in deren Kreis zu treten den Menschen Gefahr bringt. Der Todestanz wirbelt alt und jung, hoch und niedrig in seinen unentrinnbaren Takt, der Rattenfänger von Hameln lädt zum Tanz, der die Tanzenden betört, ihm zu folgen.

Etwas Dämonisches, ein Klang von Tod und Grauen haftet also am Tanz, und doch vermochte man kein Glück, kein Paradies, keine reine Wonne zu ersinnen ohne Tanz. In jeder Vorstellungswelt halten sich die Seligen an den Händen im unsterblichen Reigen — blaß, zart und wehmütig schön, wie Gluck es musikalisch schildert auf Elysiums Asphodeloswiesen, aber glorreich golden und rauschend in Dantes christlichem Himmel zum rhythmisch abgestimmten Flügelschlag und Gesang von Engelchören.

Der Tanz gehört zum Geheimnis des Lebens, zu seiner Mystik, zu dem, was trotz allen Forschens unerforschlich bleibt. Wir wissen nicht, wie sein Rausch entsteht, nicht, wie seine Harmonie sich bildet, nicht, nach welchem Gesetz Dionysos, selber taumelnd, die Taumelnden zu Sprung und wilder Verschlingung zwingt oder wie es uns vergönnt ist, dem edelsten Chor, dem von Apoll geführten Chor der Musen, nachzuschreiten.

Mit Ergriffenheit fand ein jüngst verstorbener Dichter, als er unter den Ruinen der Akropolis von Athen über die Vergänglichkeit nachsann, zu seinen Füßen ein Marmorfragment, auf dem

noch das eine Wort zu lesen war: ... „der Chor". Und es tröstete ihn. Denn dies Wort enthält das Versprechen der Wiederkehr sinniger Harmonie, sicher geschlagenen Taktes. Soviel vergehen und verklingen mag — der Rhythmus bleibt.

Die Mystik des Tanzes, wie der Musik, wie der Dichtkunst, wie der Staatskunst zielt letzten Endes stets nach Rhythmus, nach glücklich gewonnenem Reigenschritt. In diesen mystischen Zusammenhang gehören Empfindung und Gehorsam, Empfindung des Rhythmischen, Gehorsam dem Rhythmischen. Wie es ein Wohlgefühl ist, selbst diesen Rhythmus zu üben, der uns irgendwie geheimnisvoll mit okkulten Mächten in Einklang bringt, stimmt es zur Freude, dem bewegt Rhythmischen zuzusehen.

Wohlgefällig wirkt schon der erreichte Rhythmus im Ruhen, etwa das Fliehen und Sichwiederfinden der Linien in einem Ornament, um so mehr erfreut ein lebendig bewegtes Ornament, ein Fliehen und Sichfinden in den verschlungenen Figuren lebendigen Tanzes.

Zweckmäßigkeit, Harmonie innerhalb rhythmischer Gesetze vermissen und entbehren wir im gewöhnlichen Leben, und doch ersehnen wir es zumeist. Deshalb ist die Einfühlung in den Rhythmus so bedeutungsvoll und wichtig; sie erleichtert uns, befreit und erlöst aus dem Unharmonischen des Daseins.



Ballon,
erster Tänzer am Hofe Ludwigs XIV.

Gelehrte Beobachter versuchten den Tanz einzuteilen in geselligen und darstellenden Tanz, doch beide Arten durchdrangen sich fast immer oder vielmehr die eine ging aus der andern hervor. Jede ist Göttern untertan, nicht nur der Muse Terpsichore, auch den Grazien, Nymphen und Horen, die ohne Tanzschritt nicht zu denken sind, und der schwebenden Hebe, Göttin der Jugend.

In der Antike tanzte man am liebsten, wie man es von diesen Göttinnen annahm, auf sanftem

Wiesenplan, ebenso im frühen Mittelalter. Die Anmut der Kleidung, leicht wallende weibliche Gewänder, kurz geschürzte oder knapp anliegende der Jünglinge, war wohl geeignet, im Freien gefällig zu wirken; der Tanzschritt blieb natürlich schwingend und wiegend im Einklang mit schöner Natur, eingestimmt in den Lenz. Nationaltänze und Volkstänze fanden meist auf freien Plätzen statt.

Als aber der Kunsttanz aufkam und höfisch wurde, stimmte er sich in den schweren Prunk der Paläste, brachte seine Figuren in Einklang mit den prächtigen und steifen Gewändern und fand meist in geschmückten Sälen statt bei abendlicher Fackelbeleuchtung. Der höfische Tanz gipfelte in der prachtvollen Zeremonie des Fackeltanzes, wie sie zu vornehmen Hochzeiten von Prinzen, Edelleuten und Patriziern gehörte.

Mit besonderer Pracht wurde er am Berliner Hof aufgeführt zur Vermählungsfeier des Kurfürsten Friedrich III. mit seiner zweiten Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover, der Freundin des Philosophen Leibniz. Der Fackeltanz bekam im 17. Jahrhundert die endgültige Form, die sich bis zum Ende der preußischen Monarchie erhielt. Nachdem sich der Hof am Thron im Halbkreis aufgestellt hat, beginnen unter Vortritt des Oberhofmarschalls die Minister, Wachsfackeln in der Hand, paarweise den Umgang im Saal, dem sich das neuvermählte Paar anschließt. Dieser Umgang zur Musikbegleitung wiederholt sich mit allen anwesenden Prinzen und Prinzessinnen, jedesmal unter Vortritt der Minister, die ihre Fackeln zum Schluß den Pagen übergeben, die nun das jungvermählte Paar im Scheine dieser Fackeln in sein Schlafgemach geleiten — eine durchaus antike Zeremonie, die hier barockmäßig im Geiste des Altertums zum Ausdruck kam.

Prinzessinnen und Kurtisanen wetteiferten während der Renaissance in der Kunst des Tanzes. Besonders berühmt war darin Lucrezia Borgia, die mit ihrem Bruder Cesare am päpstlichen Hof herrlich tanzte, und Prinzessin Margot, die am französischen Hof als beste Tänzerin galt, wie Brantôme berichtet, der sagt, daß sie ein hervorragendes Tanzpaar mit ihrem Bruder Heinrich gebildet habe. Von herrlichen Tänzen in den Rathäusern zu Augsburg und Ulm geht viel die Rede, und die großen Herren mit ihren Frauen freuten sich dessen, wenn sie Sebastian Brant auch in sein „Narrenschiff" stellt:

„... so gedenk' ich dabei,
wie Tanz mit Sünd' entsprungen sei,
und ich kann merken und betracht',
daß ihn der Teufel aufgebracht."

Damals waren darstellende und gesellige Tänze durchaus nicht streng geschieden; die Vornehmen liebten es, in ballettartigen Aufführungen mitzuwirken. Ein derartiges Ballett fand mit besonderer Pracht auf der Hochzeit Margarethes von Lothringen im Jahre 1581 statt am Hof Heinrich III. und der Katharina von Medici, inszeniert vom berühmtesten italienischen Tanzmeister Baltazarini. Die Vorstellung hieß „Ballet de la reine" und brachte die Fabel der Circe in humanistisch-opernhafter Aufmachung, durch Tänze, Gesänge und Rezitationen verwirklicht, in einem Saal voll stilisierter Versatzstücke, wie Grotten und Tempel.

Im gesellschaftlichen Leben erhält der Tanz immer größere Wichtigkeit und erreicht im schweren Pomp der Barockhöfe seine höchste Bedeutung. Ludwig XIV. figuriert selbst in so manchem Ballett. So im Jahr 1653 im „Tanz der Nacht" (Ballet de la nuit), bei welcher Gelegenheit er als Sonnenkönig (roi soleil) auftritt und das Spiel in einer Apotheose beendet. Damit hatte er solchen Erfolg, daß ihm der Name blieb und in die Weltgeschichte überging. In dieser Rolle trug der König einen ungeheuren Kopfputz mit goldenen Strahlen, so daß er nur feierlich gemessen damit ausschreiten konnte. (Siehe Abb. S. 339.)

Bis zum Jahre 1670 trat der König als Ballettänzer auf. Damals war er 32 Jahre alt. Man spielte vor ihm — so erzählt Voltaire — in St. Germain Racines Tragödie „Britannicus". Da schlugen die Verse an sein Ohr:

Pour toute ambition, pour vertu singulière,
il excelle à conduire un char dans la carrière,
à disputer des prix indignes de ses mains,
à se donner lui même en spectacle aux Romains.

Von diesem Tage an tanzte er nicht mehr öffentlich an seinem Hof. „Der Dichter hatte den König belehrt", beschloß Voltaire die Anekdote.

Sämtliche am Hof geübte Tänze trugen den Charakter des Langsam-Feierlichen; die lebhaftere Bewegung der „Galliarde" und „Volta" des 16. Jahrhunderts kam im 17. Jahrhundert aus der Mode.

Als das Ballett aus dem Zeremoniell schied und statt halb gesellig, halb darstellend zu sein, nur Theaterkunst wurde, überwog

noch lange der pomphaft höfische Rhythmus, wie ihn der Sonnenkönig eingeführt hatte. Mit der Oper siedelte das Ballett zu Ende des 17. Jahrhunderts auf die Bühne der Berufskünstler über und beschäftigte anfangs nur männliche Spieler. Als große und gewagte Neuerung führte Lully 1681 im Tanzgedicht „Triumph der Liebe" Tänzerinnen ein, für das damalige Paris eine Sensation ersten Ranges. Die Dämchen hielten sich jedoch nach dem Beispiel der höfischen Damen bei ihren Tänzen an die strengen Regeln der Etikette. Ein Hüpfen oder Flattern wäre bei der schweren Gewandung unmöglich gewesen. Hohe Stelzschuhe, weit ausladende Röcke und riesenhaft aufsteigende Haartracht hinderten die Bewegung. Masken versteckten das Gesicht. Je nach mythologischer Figur, die sie darstellten, trugen sie ein Attribut, die Bacchantin ein Pantherfell, Flora ein Füllhorn, Zephir einen Blasebalg. Die Theatertänze blieben dieselben langsam gemessenen wie am Hof, Gavotte, Menuett, Chaconne, Bourrée, Gigue und Canarie.

Bei Lully und dessen Zeitgenossen bildete der Tanz einen wichtigen Teil der Oper oder, wie er sie nannte, der lyrischen Tragödie und stand mit der Handlung in engstem Zusammenhang. Dieser mimische Tanz, der gleichberechtigt Wort und Ton zur Seite ging, vervollständigte für das französische Publikum den Eindruck, das antike Drama vor sich zu haben. Auch das antike Tanzlied verwendete Lully mit solchem Einleben in das Wesen des Altertums, daß Mattheson im „Kern melodischer Wissenschaft" schreiben konnte: „Die hohe Tantzkunst auf Schaubühnen hat ... ihren gantz eigenen Stil, nehmlich den hyporchematischen, der die Chaconnen, Passacaglien, Entreen und andere große Täntze liefert, welche sehr oft nicht nur gespielt, sondern auch mit vielen angenehmen Abwechslungen gesungen werden. ... Frankreich ist und bleibt die rechte Tantzschule. Geschickte Täntzer müssen diesen Stil aus dem Grunde kennen. ... Bei den größeren Höfen in Europa ist der



Ludwig XIV. als Roi Soleil im Ballet de la Nuit 1653.

Beweis und die Bekräfftigung meiner Gedanken darin anzutreffen, daß die Ballette allemal gerne durch einen besonderen, in sothanem Stil wohlerfahrenen Meister verfertigt werden müssen. Lully war in allen Sätteln gerecht und schrieb nicht nur den Täntzern (von Beruf), sondern allen anderen Personen taugliche Gesetze vor, Schritte und Wendungen.“

Allegorische Dinge, die im Zeitgeschmack lagen, wurden getanzt, im Ballett der sieben freien Künste soll Mademoiselle de Brancas „die Rolle der Geometrie“ hinreißend gespielt haben. Zur Hochzeitsfeier des „roi soleil“ wurde „das Goldene Vließ“ getanzt; Allegorien und Embleme, Philosophie und Politik wählten zur Illustration den Tanz, und schöne, auf hohen Absätzen sich hin und her bewegende Füße, mit goldenen Bändern umflochten, kündeten in ihren Pas, was an Tagesfragen die große Welt am lebhaftesten empfand.

Größte Gegensätze umschloß das Zeitalter in seinem schwerprächtigen Rahmen. Indes in Deutschland noch Hexen beschuldigt werden, auf dem Blocksberg zu tanzen mit Junker Teufel, wird das Ballett an eleganten Höfen feierlich wie eine Kulthandlung; in Italiens Gärten tanzt man schäfermäßig unter mythologischen Figuren bei Pans Pfeife. Die Schäferei erlebt große Mode, unter dem Hirtenstab werden Lieder und Tänze improvisiert, man träumt von unschuldigem Schäferglück. Man besinnt sich der ländlichen Improvisation und der Arkadier, muß es verstehen, „ex improviso“ durch rhythmischen Liebesvers zu Musik und Tanz idyllisch zu locken.

Nichts ist heute so schwer verständlich, so wenig faßbar und denkbar, als Kunst und Macht der Improvisation, das unmittelbar Schöpferische und jener Teil des Schöpferischen, der nicht allein vom Künstler abhängt, sondern vom Publikum, dessen Schöpfersehnsucht unbedingt mitwirkt und schwingt von einem zum anderen. Der zunehmende Lärm, die zunehmende Sorge, Unsicherheit, Zweifel an Gott und Welt lassen jene Quellen versiegen, die einst so reich waren, machen aus-



Mänade in den Balletts Ludwigs XIV.



Der Tänzer Dieu Marin im königlichen Ballett „Hochzeit des Peleus und der Thetis“, 1654.

schließliche Hingabe an die Kunst oder die mystische, visionäre Vita contemplativa unmöglich, und es bedarf großer Verstandesanstrengung, um sich den glücklichen Rausch großer Improvisation noch vorzustellen.

Auf die Improvisation war aber nicht nur, wie auf eine tägliche und selbstverständliche Erscheinung, die Stegreifkomödie (vgl. Band Renaissance) gestützt, sondern auch Stegreifmusik und Stegreiftanz. Nur das allgemein gestellte Thema war gegeben. Dem Sänger, dem Tänzer, dem Dekorateur, der das Bühnenbild oder den Rahmen eines Festes schuf, wurden nur einige wichtige Anhaltspunkte notiert, sonst war dem Künstler die Ausführung überlassen je nach seiner eigenen Stimmung und der vermutlichen Stimmung des Publikums.

„Wie die Commedia dell' arte dem Berufsschauspieler nur ein Szenarium gab, das auszufüllen war, so beschränkte sich der Komponist auf eine gekürzte Niederschrift (den Basso continuo), für deren Ergänzung er auf die im Improvisieren geschulten Sänger und Tänzer rechnen konnte. Nur die Singstimme wurde bis auf gewisse Zutaten ausgeschrieben, jedenfalls bot sie Anhalt zur stilgerechten Behandlung[1].“ Erfindende und ausführende Künstler waren nicht streng voneinander geschieden. Es gab wohl gewissenhaft handwerkliche Übung, aber keinen Drill; das Stilbewußtsein hielt zusammen, machte wohl frei, ließ aber das Gebundensein, das höfliche Einfügen, die Grazie der Ehrfurcht vor der Kunst walten.

Beim Tanz war nur allgemein der „Pas“, ein Kunstschritt, vorgeschrieben. Gefeierte Künstlerinnen, etwa eine Lucia und Margherita Caceni, eine Vittoria Archelei, die zur Begleitung des

[1] Gurlitt: Barock.

spanischen Cembalo tanzten und sangen zum Klang silberner Schellen, versetzten sich durch diese Musik in eine Ekstase, die improvisierte Tanzpoeme auslöste, wie im Orient solche Übung stets lebendig blieb. Inspiration, Intuition, Improvisation — okkulte Seelenmächte, gegensätzlich zu den heute geübten rationalisierten Künsten, deren Manifestationen Verstandes- und Leibesübungen sind, oft außerordentlich virtuos und diszipliniert, aber mit der Seele nichts zu tun haben. Das Sichverlieren in der Kunst, Vergehen und Eingehen in Kunst ist die einzige Quelle der Improvisation. Sie historisch als Lebens- und Kulturerscheinung des 17. Jahrhunderts zu würdigen, fällt um so mehr in das Gebiet der Kulturgeschichte, als dieser bedeutsame Faktor des Kunsterlebens allmählich dem Verstehen entrückt, weil das moderne Leben wie mit Absicht jeden freien Flügelschlag der Seele zunichte macht, seinem Wesen nach zunichte machen muß. Man vergegenwärtige sich die steif stereotype Serienproduktion und halte dagegen die einstige, selbstverständlich stets variierende, improvisierende, aus dem Vollen schöpfende handwerkliche Leistung der großen Zeiten (auf allen Gebieten), da Kultur Glück war, weil ein Wirken in Freiheit, ein Ausdruck inneren künstlerischen Entzücktseins. Man vergegenwärtige sich, wie gebunden an Dasselbigkeit die meisten „freien Berufe“ heute sind, wie ermüdend allzu pedantisches Einstudieren ist, indes auf jedem Gebiet, in jeder Kunst, in jeder Fertigkeit die Übung aus dem Stegreif einst selbstverständlich war und zur Bejahung der Persönlichkeit führte.

Die Konvention, das Gegebene, das allgemein Gegenwärtige war der Untergrund, auf dem unerschöpflich reiche Figuren entstanden, Arabesken sich schlangen. Persönlichkeiten kamen zu Wort und Gestaltung, stolz und doch bescheiden, ohne stelzfüßige Ansprüche und Sprüche zu machen. Bis in den bescheidensten, gestickten Gegenstand, bis in den zartesten Triller und die leichtfüßigste Pirouette, aber auch bis zur künstlerischen Improvisation des Staatsmanns und Feldherrn pulsierte ein lebendiges Leben und erwies irgendwie siegreich den Wert der Persönlichkeit.

Nirgends wurde mit künstlerischen Einfällen gespart, so reich und freudig sprudelten sie, ja eine schier göttliche Verschwendung zeitigte Märchen über Märchen nur für den Augenblick ... nur für wenige Nächte. Man würde heute sagen, der Reklamechef dieses oder jenes fürstlichen Hauses sorgte eben auf kostspielige Art für politische oder gesellschaftliche Reklame, die beide eng

zusammenhingen. Er ließ jene Feuerwerke sprühen, jene Balletts wirklich werden, jene festlichen Umzüge mythologisch triumphieren.

Diese göttliche Verschwendung kam so vielen zugute, wie die teuflische Verschwendung des Krieges vielen zum Übel wurde, alles in Ruin reißen mußte. Feste sind produktiv, anregend, eine Nützlichkeit im kultivierten Leben, und es war ebenso verfehlt, gegen Feste zu eifern, wie Rebstöcke auszureißen und Bilder zu stürmen. Doch es geschah immer wieder in stets erneuter Kurzsichtigkeit. Nicht Feste, sondern heillose Kriege haben die Sonne des vierzehnten Ludwig so furchtbar verfinstert und Frankreichs Finanzen zugrunde gerichtet.

Ohne moralische Skrupel darf man sich noch in Erinnerung ergötzen an dem großen Triumph barocken Improvisationsreichtums, den die „Masks" des Ben Jonson und Inigo Jones in England erreichten, bei den Festlichkeiten in Spanien, bei den Karussellen und Balletten in Frankreich und an den großen deutschen Höfen. Sie haben alle Künste angeregt und befruchtet, ja selbst die Künstlichkeiten, deren sie bedurften und die von ihnen herrührten, hatten ihren eigenen verzauberten Märchenstil.

Neuerdings wird, wahrscheinlich mit Recht, behauptet, daß die große Bühne mit ihren dekorativen Wirkungen vom festlichen Maskenzug in mancher Beziehung Ursprung nahm. Die ersten solchen Züge, „Trionfi" (siehe Burkhart, Italienische Renaissance), glichen einer Voransage der großen mythologischen Oper und des Balletts. Die Wagen, die in Florenz zur Musik über die Straßen gezogen wurden und auf denen etwa „Bacchus und Ariadne" aufgebaut waren, hatten singende und agierende Insassen. Sie brauchten nur stille zu stehen, und eine improvisierte Opernbühne war fertig. Wie alle Kunst großer Kunstzeiten hängt sie also mit der Improvisation zusammen und empfing von deren Spieltrieb den belebenden Hauch. Werden, Wesen und Wandel des europäischen Barocktheaters erläutert das Werk Dr. Joseph Gregors, „Denkmäler des Theaters" (München, Piperverlag), aus dem hervorgeht, daß dem Barocktheater die Idee des Festzugs zugrunde liegt. Gregor zeigt, wie das Streben nach Unendlichkeit, das Streben, das All in die Form des Festzugs zu pressen, schließlich in der Form des zum Stehen gekommenen Festzugs, des aus dem Blickfeld fallenden Straßenabschlusses, in den überbeladenen Vertikalen zur Ruhe kommt. Gregor stellt das Barocktheater in den Fluß der Entwicklung, der von der Antike über die kos-

mische Bühne des Mittelalters und die „zentrierte“ der Renaissance zur modernen führt.

Für diese Theorie spricht deutlich die Art und Weise, wie in Spanien Festzug und Festvorstellung ineinandergriffen. Zeitgenössische Berichte stellen es dar, z. B. bei Gelegenheit der großen Hoffeste Philipps IV. (1637), als man sich über das politische Mißgeschick durch Pracht und Pomp zu trösten suchte, um den spanischen Stolz aufrechtzuerhalten. Die Wahl des nachmaligen Kaisers Ferdinand III. (damals noch König von Böhmen) zum „römischen König“ gab den Vorwand zu einer großen Festreihe in Buen Retiro[1]. Ohne Scheu wird die festliche Angelegenheit als



Wolffgang Dorsch,
Schauspieler, Pritschenmeister und Meister der Scheibenzieher-Profession in Nürnberg.

[1] Las fiestas que se celebraron en el real palacio del Buon Retiro, à la Elecion del Rey de Romanos 1637.

Protzerei dem Kardinal Richelieu gegenüber enthüllt: „Es geht die Rede, daß diese große Sache nicht nur als Spiel und Zeitvertreib anzusehen sei, sondern eine Ostentation bedeute, damit der Freund Kardinal merke, daß die Spanier recht wohl imstande sind, seinen König zu überhöhen und zu übertrumpfen."

Mit einem großen Maskenzug begannen die Festlichkeiten. Den Mittelpunkt des Zuges bildeten zwei ungeheure Festwagen, entworfen von dem italienischen Künstler Cosimo Loti; auf dem einen war der Krieg, auf dem anderen der Friede dargestellt. Wie überall schwelgte der Zeitgeschmack auch hier in Allegorien. Die Wagen zogen 48 Paar Ochsen, die in Fabeltiere verwandelt waren, Musiker und Komödianten saßen darin, unzählige Fackeln begleiteten und beleuchteten sie. Vor der Königin machten sie halt, und auf diesen mächtig großen Thespiskarren spielten die Schauspieler eine dramatische Szene Calderons, die eben jener Allegorie der Maskenwagen Ausdruck verlieh. Hier zeigt sich klar im großen Stil das Entwickeln der Komödie aus dem Festzug und wie sie sich wieder in den Festzug zurückzieht. Ihre Lebendigkeit empfängt sie auf das nachdrücklichste von der Improvisation.

Ein weiterer Triumph der Improvisation war die Feier, welche die burleske Dichterakademie veranstaltete unter Präsidentschaft des Luis Veles di Guevara — „principe de los poëtas comicos, maestro de los liricos", also der anerkannte Herrscher des Parnasses zu dieser Modestunde. In seiner Akademie wurden zu einem gegebenen Thema um die Wette Verse improvisiert, die alle Zeit- und Festerlebnisse mit Humor durchhechelten, spaßhafte Huldigungen darbrachten, ein reiches Feuerwerk von Witz losließen mit obligaten mythologischen Anspielungen im Namen Apollons.

Man kann wohl annehmen, das ganze spanische Theater sei ein Ausfluß glänzender Improvisation, aus der Technik des freien Einfalls geboren. Sonst hätte ein Lope de Vega (1562—1635) niemals 2000 Stücke dichten können, und auch die Fruchtbarkeit anderer Dichter, selbst Calderons (1600—1681), wäre unerklärlich. Die Spanier taten alles, um die Erinnerung an die Maurenherrschaft abzuschütteln und in Vergessenheit zu begraben. Allein der arabische Kultureinfluß hatte Spanien für immer durchschwängert, und die originelle Bedeutung der spanischen Kultur liegt eben darin, daß sie im tiefsten Grund orientalischen Einschlag hat, Wehmut und Wildheit, feurige Liebesleidenschaft und Rachegier, Dämonenglauben, naiven Märchensinn, verschwenderisch ausgeteilte poetische Kraft, träumerisches Phan-

tasieren, überraschend tiefe Weisheit und kindliche Weltbegriffe. Das Fremdartige und eben deshalb oft Bezaubernde der spanischen Kulturäußerungen ist vom orientalischen Ursprung aus zu erklären, und diese Feststellung erscheint wichtig angesichts des Umstandes, daß unter der spanischen Weltmonarchie die europäischen Kulturländer stark hispanisiert wurden, wozu die überall eingreifenden spanischen Truppen, die Diplomaten und die weitverbreitete Literatur das ihrige beitrugen. Entsprechend ihrer eigenen psychologischen Beschaffenheit reagierten die Völker irgendwie auf Spanien in England, Frankreich, Deutschland, den Niederlanden und Italien. Sie empfingen von dort, ohne es wahrzunehmen, fern hergeleiteten maurischen Einfluß. Deutlich war diese Filiation schon bei den Töpferwaren zu sehen (vgl. Renaissanceband, Majolika), unleugbar tritt sie zutage an den Klingen von Toledo, die „damasziert" sind und feinen arabischen Geschmack in jedem Ornament zeigen. Sie waren Mode im 17. Jahrhundert bei den Edelleuten aller Nationen, ebenso wie andere spanische Luxuserzeugnisse, wie z. B. die grellfarbigen Seidenstoffe. Weniger klar, aber dem nachdenklichen Betrachter doch recht einleuchtend ist der Weg, den arabisches Kunstvermögen nicht nur auf dem Gebiet des Kunsthandwerks zurücklegte, sondern im Reiche der Kunst selbst und vor allem bei der Entwicklung des spanischen Dramas.

Da die Araber selbst kein Theater haben, wurde dieser Zusammenhang übersehen. Höchstens konstatierten Ethnographen, daß die berühmten spanischen Tänze, die anfangs einen integrierenden Bestandteil jeder dramatischen Aufführung bildeten, selbst der religiösen dramatischen Feiern, entschieden ein Erbe maurischer Zeit bedeuteten. Der ganze Zauber des Morgenlandes, seine leise, lauernde Verführung, seine hinreißende Leidenschaft, dies alles hatte seinen geheimsten Duft in den spanischen Tanz herübergerettet.

Spanische Tänze waren das Auffallendste an den hispanisierten Höfen; einen solchen hatte Lucrezia am päpstlichen Hof in Rom getanzt, einen solchen die schöne Königin Margot in Paris. Es waren Pavane, Sarabande und Chaconne, die nur langsam den neuen Modetänzen der französischen Tanzmeister wichen, dem Menuett, der Gavotte, als Frankreich die politische und damit die kulturelle Hegemonie in Europa gewann.

Für die Aufführung in der Gesellschaft waren die spanischen Tänze stilisiert und in Regeln gebracht; sie ließen jedoch Tänzer und Tänzerin manchen Spielraum, Figuren und Bewegungen zu

erfinden. Die eigentliche spanische Tänzerin, wie sie auf der Bühne ihre Kunst zum besten gab, überließ sich, genau wie es bei der großen Tanzkunst des Orients stets üblich gewesen, der Improvisation, einer dämonischen Inspiration, die von nervenaufreizendem, monotonem Musikwirbel oder wildem Geklimper



Tanzbild aus Gregorio Lambranzis (Venedig)
„Neue und curieuse theatralische Tantz-Schul". Nürnberg 1716.

angefacht wurde. Heute würde man einen medialen Trance, in dessen Traum ein Traumtanz sich abspielt, darin erkennen, sinnverwirrend, aufpeitschend und den Zuschauer mithineinziehend in den Traum. Eine kühle, sinnige Betrachtung war bei solchen Tänzen undenkbar, sie wirkten, wie die orientalischen Narkotika, mit den Geheimnissen des Rausches. So hatten die Tänzerinnen in den nahegelegenen, Spanien geistesverwandt gewordenen afrikanischen Küstenländern stets diesen uralt verbürgten Zauber spielen lassen.

Aber noch ein anderer Zauber war im Morgenland längst wirksam: die heißen, die langen, heißen Stunden zu kürzen und ihre Schläfrigkeit mit Spannung zu vertreiben. Es war dies der Zauber des unermüdlichen Märchenerzählens, der seine phantastischen Arabesken hin und her wob, den Zuhörer hypnotisierend, wie es Scheherazade getan in 1001 Wundernächten. Phantastische Gefahren und Rettungen, Grausamkeit und Großmut, Kleinodien und zerlumpter Bettel, Prinzessinnen und Ungeheuer, Schiffbruch und Sklaverei, Dämonen und gute Geister in unerschöpflich verschlungenen Figuren, dabei ein hinreißender Wohllaut der Sprache mit kühn kunstvollen Bildern und Gleichnissen, ein Rhythmus, der sich fast in den Tanz verlor, und aufleuchtend gleich seltenen, fabelhaften Steinen, mit denen der Improvisator lächelnd spielte, funkelnde Sprüche ewiger Weisheit.

Über solche Schätze verfügte der orientalische Märchenerzähler, und sein lebhaftes Agieren, sein Mienenspiel ließen ihn seine Märchen schauspielern, jede Rolle darin eigenartig beseelen. Eine durchaus wesensverwandte Kunst bietet sich im spanischen Drama, nur daß der Märchenerzähler, nämlich der Dichter, nicht allein spricht und mimt, sondern mehreren Spielern die Rollen anvertraut, Spielern, die vom Thespiskarren vor irgendeiner festlich geschmückten Kirche oder vor einem weltlichen Palast von Prozession oder Festzug herbeigeholt waren. Ihr Agieren auf dem Festwagen, indes der Zug sich langsam durch dichtes Gedränge bewegte, hat sie mit allen Möglichkeiten der Mimik vertraut gemacht, mit dem Publikum in vorteilhaften Kontakt gesetzt und sie so weit geformt, daß sie in Sprechrollen auftreten konnten. Sie waren nicht so durchaus Stegreifkomödianten wie die zeitgenössischen Italiener — aber der Dichter war Stegreifdichter, er schüttelte seine Dramen aus einem Füllhorn der Improvisation genau wie der orientalische Märchenerzähler seine Märchen und wählte genau dieselben Stoffe, Stoffe, die dem Zuhörer stets willkommen waren, Themata, die sich immer neu spinnen ließen, bunt und doch monoton, unendlich naiv, aber wunderbar vernestelt und verknotet.

Wie alle Improvisationen gehen solche Dinge leicht verloren, und von der altspanischen Bühne ist nur ein geringer Bruchteil, eine kleine Mustersammlung von Stücken übrig. Lope de Vega rühmte sich, bei hundert seiner Stücke nur je einen Tag zur Arbeit gebraucht zu haben. Improvisation verlangte das höfische Festspiel genau wie die Bühne; es scheint ein Gesellschaftsspiel daran geknüpft worden zu sein. Hofdamen ersannen Themata

und legten sie dem Dichter vor. Er war zu allem bereit, er konnte Unsinn wie Weisheit in gleich reizende Verse bringen. Er hielt sich an sehr allgemeine Regeln und an diese kaum, wie er selbst treuherzig gesteht.

„Lope war ein Kind des Augenblicks“, sagt Schaeffer in der Geschichte des spanischen Nationaldramas, „eine Improvisatornatur. In einem Gedicht ‚Über die Kunst, Komödien zu schreiben‘ gibt er die Grundsätze an, die ihn bei Abfassung seiner Stücke geleitet haben. Nach einer Entschuldigung, daß ihm der Charakter des spanischen Volks nicht erlaube, die Regeln der Alten zu befolgen, ‚denn das heiße Blut eines sitzenden Spaniers beruhigt sich nicht, wenn man ihm nicht binnen zwei Stunden die Begebenheiten von der Genesis bis zum jüngsten Gericht darstellt‘, fügt er hinzu, ‚manchmal erregt dasjenige, was gegen die Regeln ist, gerade aus diesem Grunde Wohlgefallen‘. Ehrensachen hielt Lope für die besten Stoffe, da sie jedermann am meisten packen. Man verschwende, meinte er, geistreiche Einfälle nicht bei gewöhnlichen Gelegenheiten, sondern verspare dieselben auf Reden, die überzeugen, anraten oder abraten sollen. ‚Stets sei der schuldige Anstand gegen die Frauen bewahrt, und diese dürfen ihre Benennung nicht Lügen strafen, und wenn sie Männertracht anlegen, was stets zu gefallen pflegt, so geschehe es in dezenter Weise. Was den Stoff anlangt, so hüte man sich vor unmöglichen Vorfällen.‘“ Der Kreis des Unmöglichen war aber in der Zeit der fast unumschränkten Phantasie sehr eng gezogen.

Hauptsache blieb der ungeheure Reichtum, aus dem der improvisierende Dichter schöpfen konnte, Chroniken, Legenden und Fabeln, wirkliche und erfundene Abenteuer, Liebesgeschichten ohne Ende, zahllos verschlungen und wieder verschlungen. Die spanischen Dichter glaubten an die Liebe und die Ehre, die stärksten Grundmotive ihrer Stücke, und standen selbst im Bann dieser absoluten Mächte. Wie der orientalische Märchenerzähler glaubten sie aber auch an allerlei Spuk und geheime Dinge, an Verwunschenheit und Zauberei, an eine Welt von Geistern und Dämonen. Die Wirklichkeit verliert und verzieht sich — wie dies noch in der Malerei bei Goya der Fall — in eine gespenstische Welt. Es ist nicht geheuer auf der spanischen Bühne, und wer das Gruseln lernen will, dem ist hier am besten gedient. Alltägliches Vorkommnis, daß einer dem Teufel die Seele verschreibt, daß Dämonen als hochmögende Liebhaber auftreten, daß Heilige die seltsamsten und auch trivialsten Wunder nicht verschmähen. Als „Familiar der Inquisition“ glaubte Lope de Vega ganz fest

an den jüdischen Ritualmord und ließ denselben peinlich detailliert auf der Szene vor sich gehen, was ihn nicht hinderte, in anderen Stücken höchste Höhe zeitphilosophischer Erkenntnis zu künden. Engel und mythologische Gestalten verkehrten auf derselben Bühne mit derselben naiven Glaubwürdigkeit. Ein Engel predigt Mut zum Duell. Diese Himmelsboten sind oft in heikelster Lage, ebenso die Dämonen, an deren Einmischung in irdische Angelegenheiten Publikum und Dichter fest glauben.

In heikler Lage waren aber auch manchmal die Dichter, wenn sie für den Hof improvisieren mußten. Als z. B. Alarcon beauftragt wurde, eine poetische Schilderung der Festlichkeiten zu verfassen, die am 21. August 1623 dem Prinzen von Wales (nachmals Karl I.) zu Ehren während dessen abenteuerlicher Brautfahrt stattfanden, bat er noch vier andere Dichter, ihm beizuspringen. Die Flickarbeit fiel aber so unglücklich aus, daß Gongora dem „Hofdichter“ zurief: „Werde doch Schneider bei den



Ballett aus „Die über alle Tugende Triumphirende Tugend der Beständigkeit“.
Aufführung im Heidelberger Schloß 1684.

königlichen Festlichkeiten statt Dichter, wenn du bei der Anfertigung von Versen wie bei derjenigen von Livreen Handwerksgesellen brauchst." Starker Beifall, Anteilnahme bis zur Leidenschaft, aber auch beißende Satire und Ablehnung bis zur Tätlichkeit waren häufig und zeigen die Wichtigkeit, die Improvisation und Bühne im Kulturleben der Spanier einnahmen. Als Alarcons „Antichrist" in Madrid gegeben wurde, sprengten die Widersacher „eine übelriechende Flüssigkeit" im Theater umher. Darauf anspielend, stellte der Dichter dem gedruckten Buch eine Ansprache „an den Pöbel" voran: „Mit dir spreche ich, du wildes Tier, denn mit dem Adel ist dies nicht nötig, da er sich selbst bessere Verhaltungsmaßregeln gibt, als ich es vermöchte. Hier hast du diese Komödie. ... Mißfällt sie dir, freue ich mich, dann weiß ich, daß sie gut ist. Im andern Fall werde ich durch die Erkenntnis, daß sie es nicht ist, durch den Gedanken gerächt sein, sie werden dich dein Geld kosten."

Den Übergang in das Barockzeitalter der englischen Bühne bezeichnet der bald monumentale, bald bizarr anmutige Ben Jonson. Als Zeitgenosse schöpferisch wetteifernd mit Shakespeare, kneipte er in der berühmten Mermaids Tavern, wo die „Wits", die Eigenbolde des Geistes, zusammensaßen. Dort suchte die freimütige Rede der Gedankenfreiheit Weg zu bahnen.

Unter Jakob I., dem gelehrten Pedanten, war Ben Jonson mit einigen Freunden kompromittiert wegen kühner Witze über die Schotten, die als Majestätsverbrechen galten, weil der König Schotte war. So kam der Dichter in Gefahr, Ohren und Nase zu verlieren, die als Sühne für derartige „Verbrechen" abgeschnitten wurden. Doch er entging nicht nur diesem Schicksal, er kam sogar bei dem absoluten Monarchen in Gnade und erhielt eine Pension als „poëta laureatus". Dafür huldigte er „seinem Herrn" auch überschwenglich, wie es bei den „court masks" üblich war, und verfaßte nicht weniger als 23 solcher anmutigen Spiele. Eine solche Vorstellung bei Gelegenheit einer Vermählung (1607) machte so großen Eindruck, daß sie „memorable mask" genannt wurde (gedichtet und komponiert von Th. Campion). Besondere Bewunderung erregte darin das Haus der Nacht, ein majestätisches Gebäude, scheinbar von Sternen erleuchtet und von Nachtgevögel umflogen, ebenso Floras Palast.

Für die Hochzeit des Lord Hadding mit Lady Ratkliff war eine Architektur aufgebaut mit allem Überschwang des Barock, an deren Tempelsäulen als Weihegabe die „Beute Amors" kniete, Gefangene, von Rosenketten umwunden. Herzen aller Beschrei-

bung waren als Trophäen getürmt, phantastische Horoskope zu Haufen geschichtet, ähnlich kraus und bunt war die allegorische Dichtung. Modeautoren der Bühne wurden zwei vornehme Herren, die den Konversationston ihrer Gesellschaft vortrefflich meisterten im spannenden Intrigenstück, Beaumont und Fletscher. Aber die Intrige war nicht nur auf der Bühne zu sehen, sie lebte sich hinter den Kulissen aus im Treiben der Schauspielergesellschaft. So soll die „Kings Company" den „master of the revels" (obersten Spielleiter) bestochen haben (1627), um die Stücke Shakespeares abzusetzen und ihre modernen Arbeiten zu bringen. Nicht nur in der Politik war die Kabale zu Haus; sie entwickelte auf allen Gebieten ihren parasitären Pflanzenwuchs. Die königliche Gunst machte den Günstling, der Günstling wurde Gönner, und von dieser Gunst mußten die Künste leben. Oft mit Geist wurden heiße Fehden ausgefochten, und das Publikum applaudierte wie beim beliebten Hahnenkampf mit sportlichem Vergnügen. Abseits stehen einige Dichter, Chapman, der Übersetzer der Ilias, John Webster, der ähnlich dem Spanier Alarcon das Publikum, dessen Ungeschmack nur Verständnis für Athleten und Tierkämpfe hat, mit grimmer Verachtung apostrophiert. Er meinte, was noch heute beherzigenswert geblieben ist: „Die meisten Theaterbesucher gleichen jenen Eseln, die in der Buchhandlung nicht nach den guten, sondern nach den neuen Büchern fragen."

So lebhaftes Interesse, wie bei dem Publikum in Spanien und England, fand die Komödie nur selten auf der deutschen Schaubühne. Wäre man in Deutschlands dramatischer Kunst auf den Wegen des Hans Sachs und Jakob Ayrer (gestorben 1606) weitergegangen, so hätte sich vielleicht im 17. Jahrhundert, wo Herzog Julius von Braunschweig bereits eine eigene stehende Truppe unterhielt, ebensogut ein Nationaltheater entwickeln können, wie in Lope de Vegas Spanien und Shakespeares England. Aber den Deutschen fehlte der dramatische Samenkern der Ballade, wie sie in England volkstümlich war, und der spanischen Romanze, die dort überall zur Gitarre gesungen und rezitiert wurde. Dann hinderte der niedrige Kulturzustand des Volkes, den dauernde Kriege herabgedrückt hatten, sowie der Mangel einer richtunggebenden Hauptstadt das Aufkommen einer Kulturbühne. Nur „die lustige Person", Hanswurst oder Eulenspiegel, fand ungeteilten Beifall. Mit Ausnahme von Braunschweig war der Geschmack an den deutschen Höfen auf das rein Äußerliche und Derb-Komische gerichtet. Als Ersatz der Turniere, die eingestellt wurden, nachdem Heinrich II. von Frankreich im Jahre 1559 den

Tod auf dem Turnierplatz gefunden, führten die Höfe das Karussellreiten zur Musik und das Ringelstechen ein. Diesem „Tanz zu Pferd“ legte man ebenso wie den Balletts mythologische oder allegorische Stoffe unter, die ihm — ebenso wie der reiche Schmuck phantastischer Kostüme — dramatische Färbung verlieh.

„Inventionen“ nannte man die Maskeraden und Aufzüge, „wie alle durch Schaugepränge wirkenden Ergötzlichkeiten“, außerdem gab es, namentlich in Wien, „Wirtschaften“, bei denen der Landesherr und seine Gemahlin die Wirte spielten, während die Hofgesellschaft teils bediente, teils als geladene Gäste erschien. „Eine Reihe von Herren und Damen des höchsten Adels“, erzählt Père Ménestrier von einem Aufenthalt in München (1670), „waren Diener und Dienerinnen dieses glänzenden Wirtshauses, in welchem Personen aller Nationalitäten einkehrten. Zuerst erschienen der Kurfürst und seine Gemahlin im türkischen Kostüm, dann Römer, Chinesen und Zigeuner. Eine Zigeunerin wahrsagte auf die angenehmste und geistreichste Art der Welt in italienischen Versen, die zu den Gewohnheiten, dem Temperament und den Neigungen der Empfänger Beziehungen hatten.“

Seit Anfang des 17. Jahrhunderts kamen Berufsschauspieler aus Holland und England an deutsche Höfe, deren Spezialität zwar in Fechten, Springen und Clownspäßen bestand, die aber auch Shakespeares Stücke spielten, wie in Halle (1611) „Der Jud von Venedig“, in Dresden (1626) „Hamlet“, „Julius Cäsar“ und



Aigentliche Wahrhaffte Delineatio vnnd Abbildung aller Fürstlichen Auffzüg vnd Rütterspilen. *Kupferstich von E. v. Hülsen. Tübingen 1618.*

„Romeo“. Außerdem erregten diese „Engländer“ als Instrumentalvirtuosen Aufsehen. „Ob sie immer wirkliche Engländer waren oder ihren Namen nur (wie vielfach noch heutige Artisten) wegen der hauptsächlich in England gepflegten Tänzer-, Springer- und Equilibristenkünsten führten, muß unentschieden bleiben. Jedenfalls waren sie die ersten Schauspieler von Profession, die in Deutschland an den Höfen und in größeren Städten ihre Kunst mit Erfolg ausübten und der Erfindung wie der Darstellung dramatischer Kunstwerke die Wege wiesen“ (Langhans, Geschichte der Musik im 17. Jahrhundert). Herzog Julius von Braunschweig ließ in seinen Lustspielen den englischen Clown als Jan Clant wichtige Narrenrollen spielen. Dieser Herzog, der als Direktor des geheimen Rates in Prag den Kaisern Rudolf II. und Matthias unentbehrlich war, tat viel zur Hebung der deutschen Sprache; seine Prosa nennen die Literarhistoriker musterhaft. Doch seine Bemühungen um die Sprache in der Kanzlei und auf der Szene versanken im Abgrund der Kriege, aus dem sie zerfetzt und zerschunden hervorging, wie ihr mitteldeutsches Heimatland. Auf dem Theater äugte die Hofgesellschaft und das niedere Volk nur mehr nach den Hanswurstiaden und den Auswüchsen des ausländischen Schaffens, das beste darunter blieb ziemlich unbekannt; Molière und die großen Spanier kamen nur selten an einem Hof zur Aufführung; die Bemühungen des Braunschweigers für Shakespeare versickerten bald. Aber die italienischen „Concetti“, das Spiel mit preziösen, pikanten Redewendungen, der Bombast der spanischen Hofpoesie wurden angestaunt von jenen, die sich à la mode geben wollten und das Gute vom Geringen noch nicht zu unterscheiden vermochten.

Die Bühne, seit alters ein Kulturbarometer ihres Jahrhunderts, trat damals in der großen Welt des Vergnügens wie an den Arbeitstischen der Gelehrtenstuben in den Vordergrund des Interesses. Italien und die große Welt entschieden sich für die Oper, wo sie „ihren“ Begriff der Antike verwirklicht sahen; in Frankreich schwankten die Meinungen; das spanische und das englische Volk riefen nach dem gesprochenen Wort. Vom mittelalterlichen Schauspiel hatte man sich abgewendet; es war zu unruhig, da es gleichzeitig im Himmel, auf Erden und in der Hölle spielte; es war zu naiv und konnte auch viel zu leicht kaum erloschenen Glaubensstreit neu erwecken. Die „Masks“, die Fastnachtszüge und Prozessionen mit ihren eingeschobenen Spielszenen mischten Publikum und Rollenträger durcheinander, das Leben und die Bühne vermischten sich. So unmittelbar — sagten

die Gelehrten — hatten sich auch die antiken Spiele unter unmittelbarer Teilnahme des Volks abgespielt, bis die wirkliche Szene sich aus den Zuschauern emporhob und von ihnen abtrennte. Sie isolierten den Zuschauerraum, schafften dem Spielenden Distanz. Die Welt der Bühne, als eine Welt für sich in der Antike gegründet, war in der Renaissance wieder aufgestiegen, eigene Häuser hatten sich erhoben, von denen nun die Oper Besitz ergriff und deren bautechnische Erfahrungen die Architekten des Barock sich zunutze machten. Aber ein Neues, eine für die gesamte Bühnenkultur wichtige Entdeckung trat hinzu. Italienische Künstler wandten eine der Antike wahrscheinlich unbekannte Wissenschaft für das Bühnenbild an, die in der Malerei hauptsächlich seit Lionardo da Vinci angewandte und von ihm gelehrte Perspektive. Für das Theater erkannte Paolo Uccello deren Bedeutung. Die nach den Gesetzen der Perspektive hergestellten kunstvollen Konstruktionen ermöglichten für das stehende Bühnenbild eine wichtige Neuerung. Die antike Bühne (vgl. Band II) hatte eine Art Palastfront gezeigt mit drei Türen, deren mittlere, größere halb offen stand. Diese nur leise geöffnete Tür war geheimnisvoll, heute würde man stimmungsvoll sagen, denn hinter ihren Flügeln spielte sich das Häusliche tragisch ab, das verborgen Verhängnisvolle, was dann vom Chor und den „dramatis personae“ auf der freien Bühne zum öffentlichen Vortrag kam. Das Renaissancetheater hatte diese Pforte geöffnet, Vorhänge aufgezogen, einen Bogen darüber gespannt, der Durchblick in perspektivisch aufgebaute Straßen gewährte, die ursprünglich eine bleibende Dekoration bildeten und keinen Spielraum boten.

Im 17. Jahrhundert weitete sich der Bogen, rückte in den Vordergrund, die Straße gehörte dem Spiel und die Dekorationen konnten gewechselt werden. Diese Veränderung, dem Prunk und der Prachtliebe des Barock entsprechend, bezeichnet den Übergang des Theaters von dem noch lange eingehaltenen Stil der Renaissance zu dem Überschwang der eigentlichen Schau- oder Guckkastenbühne des 17. Jahrhunderts. Der Haupterfinder auswechselbarer Hintergründe und Kulissen war Nikola Sabatini um 1638, doch stand schon seit 1618 in Parma das Teatro Farnese, das dieser Voraussetzung gerecht wurde, und ähnlich arbeitete die Familie Bibbiena. Von Italien angeregt, führte Inigo Jones das Kulissensystem auf dem englischen Theater ein. Ihm lag ob, einen blasierten Hof mit stets erneuerten Bühnenwänden zu überraschen.

Mit der Restauration öffneten in England die Theater von neuem ihre Pforten, die puritanischer Trübsinn und Intoleranz geschlossen hatten. Das langentwöhnte, bühnenfrohe Publikum strömte hinzu, aber es war nun nicht mehr die altenglische



Titelkupfer zu Lullys Oper „Alceste". Im Hintergrund die Tullerien. Nach der Zeichnung von Fr. Chauveau (1674).

Bühne, die sich auftat; die neuen Gesellschaften suchten den Modegeschmack mit der Tradition zu vereinen. Shakespeare, Fletcher, Massinger, sogar noch Ben Jonson wurden modernisiert, dem veränderten Geschmack des Publikums zuliebe. Daneben gab es „heroische" Stücke nach spanischem Beispiel und solche nach französischem Schnitt, Götter und Helden mit Perücke und Degen, Göttinnen und Heldinnen mit Fächer und Reifrock. Da sich der Hof und die Literaten — der wichtigste Teil von Londons öffentlicher Meinung — eingehend mit Begeisterung um das

Theater kümmerten, schrieb Dryden einen Essay über die dramatische Poesie, der zwischen Shakespeare und den Stücken à la française vermitteln wollte; da er aber nur auf spanische Art Wunder- und Zauberdramen schrieb, in denen sich die Geister wacker tummelten, verspottete ihn der königliche Günstling Buckingham in dem Lustspiel „Die Theaterprobe" (Rehearsal), aus dem hervorgeht, daß der gewaltsam eingeführte Puritanismus in das Gegenteil übermäßiger Frivolität umschlug. Wie die Perücken größer als die französischen, die Damenmoden bunter und ausladender wurden, als das französische Modell angab, so wurden auch die Theaterfabeln frivoler, die Witze saftiger, die Pracht auf der Szene reicher als im tonangebenden Paris. Der junge Thomas Otway, Etherige, ein Freund Buckinghams und Genosse seiner Orgien, Congreve beherrschten die Bühne. Man trug sich „pariserisch", Türme mit Flügelhauben krönten die zarten Frauenköpfe, und Nell Gwynn, die kleine lustige Mätresse des Königs aus dem Volk, machte ihre Karriere mit einem Riesenhut, der ein Stück zum Erfolg, ein Mädchen in die Arme des Monarchen und einen Dichter zum Absturz brachte. Starke Falbeln erschienen, die Absätze wuchsen zu Stelzen, die „mouche" oder „patch", wie die Engländer sagten, verhagelte die Gesichter. Was die Damen auf der Bühne sahen, machten sie nach.

Henry Purcell beherrschte in dieser Zeit das Musikleben Londons, und seine Melodien waren die erste heitere Musik, die nach der Herrschaft Cromwells zu Tanz und Gesang ertönte, aus den Fenstern der eleganten Häuser auf die Gasse drang und die nötige Begleitung für die Bühne gab. Die englische Oper, die weder aus der Tragödie noch aus dem Ballett, sondern aus den Masks hervorging, wurde von Purcell modernisiert, und als „Dido und Äneas" den königlichen Hof wie die gesamte englische Gesellschaft entzückte, verlangte auch das Publikum der Bürgerschaft nach Opern auf seiner Bühne.

Im Barockzeitalter, als die Weltleute sich auf die Lebensphilosophie des Spaniers Grazian einstellten und spanische Mode den Gang des äußeren Daseins bestimmte, wendete sich in Paris der gelehrte Pierre Gassendi den Lehren Epikurs zu und suchte dessen tiefe, aber freundliche Weisheit seinem Zeitalter verständlich zu machen. Aus dem Reiche der Naturwissenschaften auf Epikur gekommen, richtete er seinen Kampf gegen wissenschaftlichen Aberglauben und stellte sich auf die Seite Descartes. Seine Streitschriften sind vergessen, seine Gelehrsamkeit überholt, aber etwas von seiner lebensbejahenden Weisheit ist haftengeblieben

und blüht weiter in den Lustspielen seines Schülers Molière. Ihm glückte das Wunder, aus den Masken der Stegreifkomödie Charakterfiguren zu schaffen, deren Lächerlichkeiten wehmütiges Mitleid hervorschmeicheln, deren Gemeinheit heiligen Zorn er-



Thalia krönt Molière und seine Tochter in der Rolle des Arnolphe und der Agnes in „L'Ecole des femmes".
Titelbild der Originalausgabe von Molières Werken (1666).

weckt. Ja, mehr als das, aus den Barocklustspielen steigen gewaltige Menschheitstypen empor, Weltcharaktere der ewigen Weltkomödie.

Wenn in den Theatersälen der königlichen Schlösser in Gegenwart der buntgeputzten Herren in der Allongeperücke, der Damen im breiten Rock und den hochgetürmten Frisuren, der Geizige beim Gelächter der Verschwender in Szene ging, wenn Tartüff,

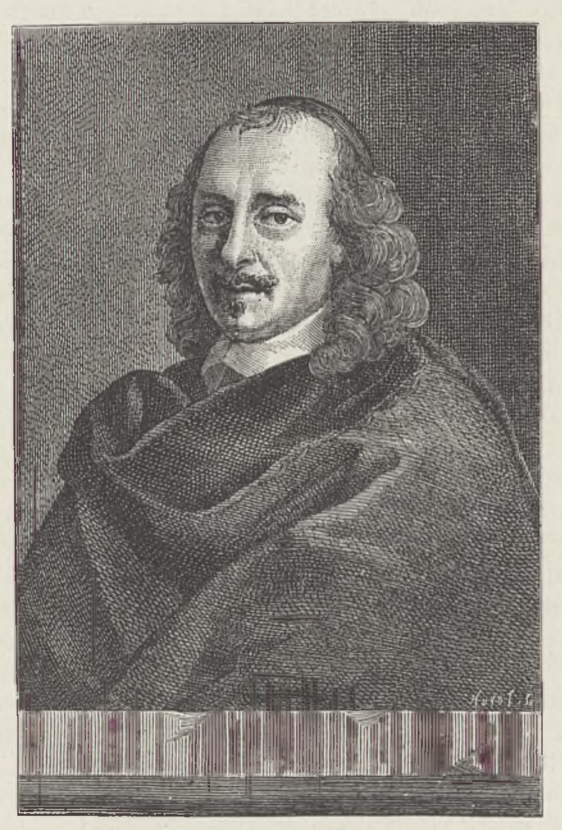
der König der Heuchler — allerdings nach langem Zaudern —, über die Bretter schreiten durfte, ahnte wohl keiner der unbekümmerten Zeitgenossen, daß hier eine neue Weltanschauung gegen Frömmelei, sozialen Neid, „preziöses Gehabe“ und Snobismus verkündigt wurde. Was Menander, der Schüler Epikurs, im Hellenismus gewesen, erstrebte Molière, der Schüler Gassendis, für die französische Gesellschaft des „grand siècle“. Molières Lachen hat nichts vom fröhlichen Gekicher des Schäferspiels, aber auch nichts mehr von jener derben Gewalt, mit der Rabelais und Fischart das Zwerchfell erschüttert hatten. Zur Zeit als „der Kammerdiener des Königs“ seine Stücke schrieb und aufführte, strebte der Bürger — vom Hof geblendet — über seinen Stand, d. h. über die gesunden, ihm zuträglichen Lebensverhältnisse, hinaus. Dies Gebaren verspottete Molière in „George Dandin“ und „Le bourgeois gentilhomme“ und zeigte, daß es nicht auf ein Erringen höherer Kultur, sondern nur auf das Nachäffende äußerer Form gerichtet war.

Wie Molière die Denkweise der „société polie“ zu formen trachtete und formte, nahm Corneille Einfluß auf den Nationalcharakter. Die schönen Reden seiner Tragödien, die der Schauspieler mit machtvollem Pathos ins Parkett schleuderte, erzogen Männer und Frauen der vornehmen Welt in einer Zeit, da sie als geborene Führer die Geschicke des Landes beherrschten, senkten in das Gemüt von Prinzen und Prinzessinnen Mut, Vaterlandsliebe und persönliche Entsagung, um des Ruhmes und der Ehre willen. Mit dem „Cid“ kam der Begriff spanischer Ehre nach Frankreich und wurde umgewandelt in „La gloire“, jenes volkslebendige Ruhmgefühl, das im 17. Jahrhundert die französische Seele, die französische Politik und die äußere Gestaltung des Daseins erfüllte.

Der Typus des Theaters festigte sich zu seiner bleibenden Gestalt; die Begriffe von Proszenium und Szene im engeren Sinn entstanden. Jener konventionelle Rahmen des Theaters, der bis in die neueste Zeit sich als eine gegebene Selbstverständlichkeit erhielt, ist eine Schöpfung des Barockzeitalters und hängt innig mit dessen Sehnsucht nach gefestetem Pomp zusammen; er umfaßt das Bild des schönen und reichen Märchens, das die Phantasie einer kriegsmüden, in den meisten Ländern hart geprüften Generation vorgaukelte. Erst in der jüngsten Zeit haben allerlei gewagte Experimente die Selbstverständlichkeit gestört und ein revolutionäres Chaos gebracht, in dem die Illusion bald verpönt, bald auf die höchste Spitze getrieben wird. Jedenfalls hat sich

feindliche Stimmung geltend gemacht gegen die seit dem Ende der Renaissance für die Bühne gewonnene Konvention.

Theater ist Konvention. Daher ist das Zeitalter der stärksten Konvention, des am strengsten und folgerichtigsten ausgebauten Übereinkommens für das Theater und dessen kulturelle Entwick-



Pierre Corneille (1606—1684).

lung so wichtig gewesen. Zwischen Zuschauer, Dichter und Spieler herrschte ein gutes Einvernehmen, ein Akkord faßte Tanz, Improvisation und Bühne zusammen, der im Publikum weiterklang, und die Schnörkel des Gesanges, die Tanzfiguren, das Pathos der Rede stimmten zu den geschmückten, reich verzierten Theatersälen, den Ornamenten und Arabesken, den Moden und Perücken, dem steif zierlichen Benehmen einer Gesellschaft, die nach Kultur strebte, und wo diese noch nicht vorhanden war, sich mit deren Illusion begnügte.

V.

Musik.

Kulturelle Wichtigkeit. — Triumph der Musik. — Die große Sängerin. — Die Weltsprache. — Dur und Moll. — Die Monodie. — Gesang und Orchester. — Klaviere. — Die Fuge. — Vortreten der Persönlichkeit. — Virtuosentum. — Die erste Oper. — Venedigs Musik. — Die Lieblingskunstgattung. — Musik und Sprache. — Einzeln, aber nicht einsam. — Der Lebensrhythmus. — Ein ewiger Stoff. — Die Oper in Frankreich. — Das neue Opernhaus. — Lullys Schicksal. — Kapellmeister. — Die universelle Kunstgattung. — Die Oper in Deutschland. — Bindeglied mit der ausländischen Kultur. — Zivilisatorischer Einfluß. — In Torgau. — Oper und Bärenhatz. — Die Dresdener Oper. — Die entführte Primadonna. — Der Kaiser als Komponist. — Kaiser Leopold und die Wiener Oper. — Eine Übung der Seele. — Der Kantor. — Die ersten Schlager. — Opernmode. — Die Botschaft des Friedens. — Edler Dilettantismus. — Der Prolog. — Der musikalische Papst. — Die komische Oper. — Die römische Idylle. — Pariser Wohlanstand. — Die siegreiche Melodie. — Kastratentum. — Bel canto. — Das Konzert. — Klaviermusik.

Wie Orpheus mit dem Klang seiner Leier die wilden Tiere bändigte und sich allein im Vertrauen auf seine Kunst zu den Larven und Ungetümen des Hades wagte, so hat schließlich im Zeitalter des Barock die Musik allem Haß und dem ganzen Lärm des Streites getrotzt. Jene Zeit der Riesenkämpfe, die über Europa stampften, war bestimmt, von Musik gebändigt zu werden, von einer Musik, die ausklingen sollte im Flötenspiel Friedrichs des Großen und endlich in Mozarts Glockenspiel.

Musik erlangte eine kulturelle Wichtigkeit, die sie bisher noch nicht gekannt, sowohl auf kirchlichem, als auf profanem Gebiet. Sie triumphierte mit der Oper über das gesprochene Wort im Theater und nahm großen Einfluß auf die Sprachentwicklung. Sie führte das Wort gleichsam im Netz der Töne gefangen mit, erfüllte, getragen von staunenswerter Orgelkunst, die Festräume der unzähligen Barockkirchen, sie war unentbehrlich am Hof und im Bürgerhaus, und sie begann als Militärmusik die Kriegslager zu erfüllen.

Mitten im Dreißigjährigen Krieg vermißte man am Wiener Hof mehr die Kapelle, die der Kriegsnot weichen mußte, als die Freuden der Tafel. Musik gehörte zum großen Herrn und dessen Staat. Keiner wäre wirklich ein großer Herr gewesen, hätte es nicht in seiner Umgebung mit neuen Melodien gegeigt und getrillert. Die Ära der großen, allgemein bewunderten Sänger und Sängerinnen setzt ein. Mit den Sängerinnen kommt eine gewisse

Emanzipation des Frauenzimmers, das zum erstenmal regelmäßig und unersetzlich als Bühnenkünstlerin auftritt. Es erfährt viel Ehrung und allgemeine Huldigung im Gegensatz zu früherer Zeit, wo ein öffentlich singendes oder spielendes Weib Schimpf und Gefahren ausgesetzt war. Die große Sängerin bringt ihren Beruf zu Ehren, und es baut sich ein unsichtbarer Wall, die Künstlerin zu schützen, es baut sich ein Thron, auf dem sie vielbewundert und gebietend herrscht, eine große dekorative Figur der Kulturperiode. Die berühmte Sängerin gilt als Fürstin; Milton als Romreisender schmachtet zu Füßen der Leona Baroni.

Auch hier zeigt sich die Ähnlichkeit des Barock mit dem Hellenismus; es war eine Zeit der Könige und der Musik. „In dem kosmopolitischen Verbande der fünf Kulturstaaten“ war eine Weltsprache gefunden und mit königlicher wie mit kirchlicher Autorität begutachtet worden. Seit 1600 trat als allgemein verständliche Kunst die Kunst der Töne mit unerhörten Ansprüchen in den Vordergrund des Interesses. Die Musik tritt auf als politisches und kirchliches Machtmittel.

Feinere Köpfe und gefühlvolle Herzen vertrauen ihrem Schmeicheln Bekehrungsversuche an, die dem Schwertarm mißlungen waren. In beiden Lagern erfolgten Bekehrungen durch die Macht der Musik, sei es, daß die Protestanten in der Freude gemeinschaftlich gepflegten frommen Gesanges ernste Andacht erlebten und weitergaben, sei es, daß die katholische Kirchenmusik jenen Zauber auf die Seelen übte, den Mortimer in Maria Stuart beschreibt.

Schwerwiegend war, daß seit dem 16. Jahrhundert die Musik ihren Hauptsitz von den Niederlanden nach Italien verlegte und dort bei der Neubegründung des Katholizismus hervorragende Tätigkeit entfaltete, anderseits, daß sie auf protestantische Anregung hin den gregorianischen Kirchenton revolutionär verließ und statt dieses Tones die Modalitäten allmählich erreichte, die wir heute D u r und M o l l nennen, einerseits eine Verarmung der polyphonen Möglichkeiten, anderseits eine größere Präzision. Diese Präzision wurde hauptsächlich durch die strenge und doch reiche Konturierung, Ausbuchtung, Verkropfung und Valutenführung der Fuge geübt und ausgedrückt. Die Fuge ist so recht wie die Monodie eine Schöpfung des Barock.

Nach Vollendung der Vokalmusik, die mit unerhörter Kunst zu den heiteren Kuppeln der neuen Kirchen jubelnd emporschmetterte, warfen sich die Tonkünstler auf die „Objektivation“ der Instrumentaltöne und schritten der neuen Harmonie ent-

gegen. Diesen großen Schritt ermöglichte, daß im Bau der Musikinstrumente weittragende Fortschritte erreicht wurden. Der schon von Lionardo angeregte Geigenbau gedieh zur Vollendung. Außerdem wirkte die Lehre von der Harmonie wie ein neues okkultes Evangelium, und die verbesserten Instrumente verbreiteten es mit heiligen Zungen.



Musiker und Sänger.
Nach dem Gemälde von François Puget. Louvre, Paris.

Ursprünglich hatte es berühmte Instrumentengruppen gegeben, deren Mitglieder einander ergänzten wie die Mitglieder einer Sippe, weil die einzelnen Instrumente noch nicht voll ausgebildet waren. Als sie heranwuchsen, befreiten sie sich von der Sippe. „Die unmittelbare Folge der veränderten und höheren Stellung, die Monteverde der Instrumentalmusik errang, war die Vertiefung der technischen Studien und die Vervollkommnung der Instrumente selbst. Bisher hatten Orgel, Klavier und allenfalls die Laute allein Gelegenheit, die den Instrumenten eigenen Vorzüge vor der menschlichen Stimme, den weiteren Umfang, die größere Beweglichkeit und Klangfülle geltend zu machen, wogegen die übrigen Instrumente darauf beschränkt blieben, in mehrstimmigen Chören die Singstimmen zu verdoppeln. Dabei war gleichgültig, welche zur Verwendung kamen. Es blieb dem

Dirigenten überlassen, die einzelnen Stimmen je nach ihrer Tonhöhe mit den ihm gerade zur Verfügung stehenden Instrumenten zu besetzen. Infolgedessen wurden die Instrumente in verschiedenen, den Höhenabstufungen der menschlichen Stimme entsprechenden Größen (Baß, Tenor, Alt und Sopran) angefertigt, und eine derartige Instrumentengruppe, die man ‚Stimmwerk' oder ‚Akkord' nannte, bildete eine stattliche Menge. Besonders zahlreich waren die Streichinstrumente oder Violen, deren zwei Hauptarten, Viola da Braccio (Geige) und Viola da Gamba (Kniegeige), vom Violone, dem Kontrabaß, bis zum Violino (der heutigen Violine) unzählige Formate und Abarten zeigten. Ähnliche Mannigfaltigkeit zeigten die Blasinstrumente, Schalmeien, Flöten und Querflöten. Dieser Reichtum an Instrumenten erfuhr eine Beschränkung, nachdem die höheren Aufgaben der Instrumentalmusik eine Vervollkommnung der zur Lösung derselben besonders geeigneten Tonwerkzeuge erheischten."

„Nicht minder bemerkenswert sind die Veränderungen des Klaviers, dessen zur Zeit Monteverdes ebenfalls zahlreiche Abarten bis auf eine einzige, den modernen Flügel, verschwunden sind. ... Seine Hauptgattung, das ‚Klavizimbel', hatte für jeden Ton eine Saite im Gegensatz zum Klavichord, dessen Saiten auch bei fortschreitender Ausbildung des Instrumentes an Zahl geringer blieben als die Töne und die ihnen entsprechenden Tasten. Seit dem 17. Jahrhundert bekam das Klavizimbel Harfenform, infolgedessen man es — wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Flügel eines Vogels — ‚Flügel' nannte. Die Saiten wurden nicht angeschlagen, sondern gerissen, und zwar durch Rabenfederkiele, die am oberen Ende der Taste angebracht waren. Der dadurch bewirkte helle Klang, dem es nicht an Fülle mangelte, machte das Klavizimbel zur Mitwirkung im Orchester geeignet, wo es bis ins 18. Jahrhundert zu Händen des Dirigenten blieb. Identisch mit dem Klavizimbel sind Cembalo in Italien, Clavecin in Frankreich und das englische Harpsichord mit ihren Verkleinerungen, Spinetto und Epinette. Das Claviciterium, Vorfahre unseres Pianino, unterschied sich vom Klavizimbel nur dadurch, daß der Flügelteil aufrecht stand[1]."

Die Konvention der notwendigen Begleitakkorde blieb noch lange erhalten im sogenannten „Basso continuo", dem Generalbaß, als Stütze der Instrumentalmusik. Während in Italien die

[1] Nach Langhans, „Geschichte der Musik". Das Zitat ist zusammengezogen.

rein weltliche Musik durch die Oper einen ursprünglich mit antiker Tradition verbundenen Stil suchte und fand, emanzipierte sich die Fuge dadurch, daß sie diejenige Freiheit der harmonischen Behandlung in der Melodie gestattete, deren die Instrumentalmusik zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte bedurfte. Man



Kavalier mit Baßgeige.
Kupferstich von J. de Saint-Jean.

kann den Organisten der Peterskirche in Rom, Frescobaldi, mit Recht Vater der modernen Fugenkunst nennen, denn er wagte als erster jene Gesetze zu durchbrechen. Durch die Vermittlung seines Schülers Froberger gelangte diese Kunst in den protestantischen Norden, wo sie zur höchsten Blüte gelangen sollte. „Indem Frescobaldi den deutschen Orgelmeistern des 17. Jahrhunderts den sicheren Weg vorzeichnete, leitete er an der Schwelle seines Jahrhunderts mehr als alle übrigen musikali-

schen Reformatoren in die Neuzeit hinüber. Die von ihm als Notwendigkeit empfundene, im protestantischen Choral angestrebte Vereinfachung des Tonsystems und das Aufgeben der melodischen Mannigfaltigkeit zugunsten der beiden charakteristischen Tonarten, der ionischen und äolischen — unseres Dur und Moll —, bildet eines der wesentlichsten musikalischen Merkmale der neueren Musik.“

Das Neue, das auf allen Gebieten im prinzipiellen Hervortreten des Einzelnen, dem Gipfeln in der Persönlichkeit und im Befreitsein von der Sippe lag, spiegelte sich und spiegelte sich wider in den Künsten seit der Renaissance, sowie der bildende Künstler aus seiner Bodega herausgetreten war. Im Bauen, Malen und Meißeln gab es keinen Anonymus mehr, und weder Klostervorschrift, noch Gildenzwang, noch Bevormundung der Bauhütte oder der Sippe ließ den bildenden Künstler in einer Allgemeinheit aufgehen. Nur die Musik unterstand noch lange diesem Zwang, ehe sie im Barockzeitalter die Fessel sprengte. Nun gipfelten auch die alten Instrumentengruppen in einigen vollendeten Arten, die übrigen fielen ab als obsolet. Der alte, obligat mehrstimmige Gesang gipfelte im Einzelgesang bei Oratorium und Oper. Die Monodie wie auch das Einzelinstrument machen die Revolution in der Musik und führen zum ungeahnten Triumph des Virtuosentums.

Instrumente dienten vorher nur zur Begleitung, und zwar des Madrigals, der mehrstimmigen Lieder, die aus den Niederlanden kamen; zuweilen waren sie nicht einmal einzeln bestimmt, sondern nur allgemein vermerkt: „Instrumentalbegleitung“. Sie blieben wie die mittelalterlichen Steinmetzen am Dom in Anonymität. Auch die Sänger waren nur anonyme Instrumente.

Bei den Versuchen, die Musik weltlich zu dramatisieren, mußte es (für unsere Begriffe) komisch wirken, wenn etwa Liebesleid oder Eifersucht mehrstimmig zum Ausdruck kam oder ein humoristischer Satz aus Wechselchören bestand. Es war jedoch eine so kühne Neuerung, Persönliches der Persönlichkeit anzuvertrauen, den Einzelsang einzuführen, daß man sich auf die Antike berief und vorgab, in deren Spuren zu wandeln, um es überhaupt zu wagen. So tat die Gesellschaft vornehmer Dilettanten und Künstler in Florenz auf Anregung des Vincenzo Galilei (Vater des Galileo), dessen musikalische Entdeckung mindestens soviel Sensation machte, als die Entdeckung des gelehrten Sohnes.

Sie war eingreifend im damaligen Kunstleben, und stark eingreifend war die Kunst im damaligen Leben. Die erste Oper, in

einem geschmackvollen Saal voll erlesener Hörer aufgeführt, die Instrumente hinter den Kulissen verborgen, war in der Tat eine Offenbarung, die in Seligkeit, in Verzückung versetzte, wenn das unsichtbare Orchester die Arien begleitete. Etwas von dieser beinahe überirdischen Begeisterung blieb in Italien jahrhundertelang mit dem Begriff der Oper verknüpft und hob die neue Kunstgattung mit deren Trägern zu beispielloser Wichtigkeit. Zunächst wurde die Oper nach Mantua verpflanzt, dann nach Venedig, ein Hauptgenuß des Lebens in dieser Hauptstadt der Lebensgenüsse. Neue Opernhäuser wurden gebaut und eröffnet mit derselben Modeleidenschaft, mit der in unserer Zeit Lichtspielhäuser entstanden. In Venedig zuerst eroberte die Oper das große Publikum, nachdem sie sonst nur zu Fürstenprunk und reichem Mäzenatentum gehört.

Auf daß die Stadt ein Testament jeglicher Schönheit der Nachwelt zurücklasse, wurde in Venedig zur Barockzeit alles auf Musik gestellt, lebte und webte in reiner Musik. Meister Gabrielli wirkte bahnbrechend, Heinrich Schütz aus dem sächsischen Vogtland (1585—1672), der erste deutsche Tönemeister, war sein Schüler und Nachahmer.

In ihrer neuen Gestalt drängt die Tonkunst immer mehr von der Kirche in die Welt und auf die Welt der Bretter, die sie sich durchaus erobert. Die Italiener adaptieren sowohl die heroische Tragödie als das idyllische Schäferspiel des Tasso und Guarini der Musik. Denn die Stilisierung, die dadurch gewonnen wird, erlaubt, aus der schnöden Wirklichkeit in ein holdes Fabelland zu fliehen, gibt dem Traum ein Recht, das er noch nicht besessen, leistet Vorschub einer Verzauberung, die, von der Oper ausgehend, sich dem ganzen Leben mitteilt.

Die jeweilige Lieblingskunstgattung, der ausschlaggebende Stil einer Zeit, geht unweigerlich auf deren Charakter über, wie heute das Leben dem Film gibt und vom Film empfängt. Wie dies neue Traumland den heutigen Lebensstil beherrscht, so beherrschte die Oper den Lebensstil des Barock. Ihre Konvention, ihr Pathos gerieten in die Politik, in das Gebaren des Gesellschaftslebens, in die Poesie des zugeschnittenen Gartenlebens. „Die Plastik rauschte in faltenschlagenden Gewändern, die marmornen Denkmale tönten sich aus in massenhaften Emblemen und Draperien, in Wolken und Bäumen, die Malerei bekam Ton und Töne, die Farben wurden abgetönt, sie löste sich in Stimmung auf — musikalische Stimmung. In die Architektur, das Festeste und Widerstrebendste, schwang sie in Vorsprüngen, Girlanden, Schnörkeln

aller Art, ließ sich lesen wie ein barockes Notenblatt, die schönen Formen strebten danach zu singen und zu tanzen“ (Grün). Daß die Poesie vor allem im Reigen mitgerissen wurde und oft stolperte, ist dem Barock vorgeworfen worden. Gewiß ist aber, daß die Sprachen dadurch, daß von dem Vers vor allem Sangbarkeit verlangt wurde, sich verfeinerten und daß eine Sprach-



Die Göttin der Musik.
Kupferstich von Rousselet. (Nach Lacroix.)

reinigung stattfand. So kam das Gängelband der Musik den Sprachen später zugute.

Als erste Oper wurde in Florenz „Daphne“ gegeben im Kreis der musikalischen Gesellschaft „Camerata“, gedichtet von Rinucci, komponiert von Peri, in kleinem Zirkel unter vornehmen Dilettanten. Man glaubte, die antike Musik sei auferstanden, war andächtig gerührt von der plastisch hervortretenden Monodie

wie vor einer ausgegrabenen Statue. Das Recht der Persönlichkeit trat siegreich hervor, der Affekt des einzelnen ging nicht mehr in der Polyphonie unter wie das einzelne gemeißelte Werk im Gewimmel der gemeißelten Domfiguren einst unterging. Aber der einzelne war noch nicht der Einsame, wie der einzelne in der Antike nicht der Einsame war, sondern die Schwingungen seiner Seele schwangen weiter im Chor, der durch sein Miterleben erst die Persönlichkeit schuf, durch sein Gemütsverhältnis Held und Heldin des Musikdramas emporhob. Das große Geheimnis des Daseins erscheint noch nicht in nackter Fürchterlichkeit, es wird durch den Zusammenklang vor dieser geschützt durch das Echo, das der Seufzer findet, und die Hilfe, die der Chor leistet, wenn wir wirklich einmal glücklich sind und die Last des Glücks allein nicht tragen können, so wenig wie die Last des Leids. *In gemeinsames Leben gestellt, gelangen Glück und Leid zu der Majestät des Stils.*

Indem das musikalische Italien im 17. Jahrhundert diese wichtige innerliche Wendung in den besten Werken tatsächlich der Antike entnahm, hat es vollkommener, als es die ersten Schöpfer selbst erfaßten, die große Nachlese der Renaissance gebracht. Es ließ antiken Geist aufleben, so wenig von antiker Musik wirklich bekannt war, so entschieden neuzeitlich seine Musik wurde. In der ersten Oper, die, öffentlich aufgeführt, den entscheidenden Erfolg errang, „Orfeo" des Claudio Monteverde, ist jener zarte Zusammenhang mit der Antike noch deutlich und ergreifend, wie das durchaus Neue daran deutlich ergreifend ist. Das Ballett ist nicht mehr und noch nicht abgelöst, seine Arabesken begleiten mit innerer Notwendigkeit die Handlung, und die Tänzer nehmen innig teil am seelischen Geschehen mit jeder Handbewegung und Kopfhaltung. Ihr wiederkehrender Rhythmus ist der Lebensrhythmus selbst, der Gesang, der die Schmerzenskinder einwiegt und stillt. Jene Barockgesellschaft zu Mantua (1607) vergoß Tränen, als Orpheus Eurydike verlor. So suchte und verlor der Mensch immer wieder die zu den Schatten hinabgestiegene Schönheit, seine Eurydike, mit der er einst in mythischen Tagen selig vermählt gewesen. Er bäumt sich dagegen auf, daß das Schöne sterben muß, er sucht es bis ins Totenreich. Musik ist der Zauber, schöne Tote zu wecken — wenn auch nicht für lange.

Das ist der tiefe Sinn der denkwürdigen Aufführung von Monteverdes „Orfeo" für die Kultur. Später wurde der Stoff immer wieder komponiert; er wird im Barockzeitalter immer schlechter gefaßt und vergröbert sich. Je weiter von seinem

Ursprung, von Italien, desto sicherer fällt er dem Virtuosentum anheim. Mißverständlich wurde die Oper aufgefaßt, als Mazarin sie nach Paris verpflanzte, wo sie Ablehnung erfuhr. Vielleicht weil Frankreich unter starkem spanischem Einfluß stand und die Oper in Spanien nicht recht Fuß fassen konnte. Seine großen Dramatiker Lope de Vega und Calderon ordneten die Musik unter das gesprochene Wort. Dann tat in Paris die Begeisterung für Corneille dem musikalischen Drama Abbruch. Als es dort erschien, hatte bereits das Ballett mit seiner Künstlichkeit den ersten reinsten Stil, wie Monteverde ihn brachte, verdrängt.

Die Antipathie, der die italienische Oper in Frankreich anfangs begegnete, war teils politischer Haß gegen Mazarin, der sie einführte. So spottete man in einer „Mazarinade" anläßlich der Aufführung „Orfeos":

> Ce beau mais malheureux Orphée
> ou pour mieux parler ce Morphée,
> puisque tout le monde y dormit[1].
>
> („Der schöne, aber unglückliche Orpheus,
> oder um besser zu sagen Morpheus,
> weil alle Welt darin schlief.")

Es galt die Oper zu nationalisieren; aber ein unüberwindliches Hindernis für die Erfüllung dieses Wunsches schien zuerst die französische Sprache zu bilden, die man in der durch Malherbe und dessen Nachfolger gegebenen Form für ungeeignet hielt, sich mit der dramatischen Musik zu verbinden. Es galt, Verse zu ersinnen, die der Musik freiere Bewegung gestatteten als der Alexandriner. Dies wagte Abbé Perrin mit den „Paroles de musique". In gemeinsamer Arbeit mit dem Musiker Cambert entstand ein Singspiel, das im Schloß des Steuerpächters de la Haye zu Issy bei Paris (1659) aufgeführt wurde, als „Pastorale, première comédie française en musique". In einem Brief hob Abbé Perrin die Teilnahme hervor, die seine Vorstellung fand: „Die Neugierde hatte eine solche Menge von Personen höchsten Ranges angezogen, Fürsten, Herzoge und Pairs, Marschälle von Frankreich und Gesandte fremder Höfe usw., daß der ganze Weg von Paris nach Issy mit ihren Karossen gefüllt war." Während die nach Paris gebrachten italienischen Opern an sechs Stunden dauerten, spielte sich Perrins Pastorale in fünf viertel Stunden ab, was zu ihrem Erfolg wesentlich beitrug. St. Evremond lobte

[1] Ähnlich lautete in Paris die erste Ablehnung Richard Wagners nach der „Tannhäuser"-Aufführung (1860).

die Neuigkeit eines Flötenensembles. Der König ließ sich die musikalische Komödie vorspielen und gab später Perrin das königliche Privileg der „Opernakademie“, d. i. das Recht, in Paris und der Provinz Opernaufführungen zu veranstalten, „wie solche sowohl in Italien als auch in Deutschland und England, wohin sie von dort verpflanzt wurden, das beliebteste Schauspiel sind . . ., welche bei unseren Untertanen den Geschmack für die Musik erwecken und sie allmählich dahin bringen, sich in dieser Kunst, einer der edelsten unter den freien Künsten, zu vervollkommnen“.

Perrins nächste Sorge war, eine Gesellschaft für sein Unternehmen zu gründen; er vereinigte sich für den musikalischen Teil mit Cambert, für das Maschinen- und Dekorationswesen mit dem Marquis de Sourdéac und mit dem Finanzmann Champeron, der das nötige Geld beischaffen mußte. In gleich praktischer Weise wurde bei Zusammenstellung des Ensembles und dem Bau eines Theaters in Paris verfahren. Schon nach fünf Monaten erhob sich am Platz des Ballspielhauses „de la bouteille“ in der Rue Mazarine das von dem Architekten Guichard entworfene Gebäude, „welches bei aller Einfachheit doch Raum und Mittel bot zur Entfaltung der für die Schauspiele jener Zeit unerläßlichen szenischen Künste“. Am 19. März 1671 eröffnete Perrin das Haus mit der Oper „Pomone“, ein denkwürdiger Tag in den Annalen der französischen Oper, die hier zum erstenmal die Feuerprobe der Öffentlichkeit bestand, und zwar vor einem durch anderweitige dramatische Leistungen bereits verwöhnten Publikum (Langhans).

Bald nach diesem vielverheißenden Anfang wurden Perrin und Cambert von Jean Baptiste Lully verdrängt, der sich das Privilegium der „Académie de musique“, wie noch heute die große Oper in Frankreich heißt, zu erringen verstand. Lullys Schicksal ist seltsam, durchaus typisch für sein Zeitalter. Die Freunde sagten, er stamme aus einem Florentiner Adelsgeschlecht, die Feinde, er sei der Sohn eines Müllers. Jedenfalls kam er als Knabe im Gefolge des Chevalier de Guise nach Paris und wurde von diesem der Schwester des Königs, die sich einen kleinen Italiener wünschte, gegeben. Sie stellte ihn als Küchenjungen ein, und der künftige Beherrscher der französischen Musik hatte nur eine schlechte Geige, zwischen Kasserollen und Bratpfannen ein wenig zu spielen. Zufällig hörte ihn ein Kavalier und machte die Prinzessin darauf aufmerksam. Sie gab ihm gute Lehrer, und bald trat Lully in ihre „Hofmusik“ ein. Später kam er unter die Geiger des Königs und wurde (mit 19 Jahren) Kapellmeister der

sogenannten „grande bande“. Er spielte Geige, „und niemand wußte dem Instrument solche Töne zu entlocken wie er“ — so sagte ein Zeitgenosse —; er trat als Schauspieler und Tänzer auf, immer höher in der Gunst des Königs steigend. Gemeinsam mit Molière studierte er die Aufführungen am Hofe ein, schrieb zu dessen „Princesse d'Elide“ die Musik, und beide brachten das Stück (1664) heraus. Tanzkomödien folgten, kleine Singspiele, und der witzige Mann, der als Pourceaugnac auf Molières Bühne Ludwig XIV. bis zu Tränen lachen machte, bekam nun das große Opernprivileg, das mit dem berühmten Wort schloß: „Car tel est notre plaisir.“

Der König irrte sich nicht; Lully schuf jene Oper, die dem französischen Geschmack entsprach und den für das Drama als gültig anerkannten Gesetzen gehorchte. „Cadmus“, „Alceste“, „Theseus und Atyo“, deren Texte Quinault schrieb, „lassen die volle Übereinstimmung von Wort und Ton erkennen, welcher ohne Zweifel die antike Tragödie ihre Wirkung zu verdanken hatte“. Er nannte die Opern „lyrische Tragödien“. Lully gehörte zu den ersten Kapellmeistern, die Disziplin in ihre Truppe brachten und als Gesangspädagogen Vorzügliches leisteten. In der Ehrenpforte sagt Mattheson: „Wenn sonst dem Lully ein Sänger oder eine Sängerin in die Hände geriet, da die Stimme ihm nur einigermaßen gefiel, so bemühte er sich selbst mit einem sonderlichen Ernst, denselben das theatralische Wesen beizubringen. ... Unter seinem Regiment waren die Sängerinnen nicht sechs Monate im Jahr mit Heiserkeit geplagt, noch die Sänger viermal in der Woche besoffen. Auch im Orchester hielt er auf strenge Zucht, und wiederholt soll es passiert sein, daß er unfähigen Geigern das Instrument entriß und es auf ihrem Rücken zerschlug.“ Indem Lully die von den Vorgängern gepflanzten Keime als Komponist, Kapellmeister und Regisseur zur vollen Entfaltung brachte und von den Zeitgenossen und der Nachwelt mit Recht als Schöpfer der „großen Oper“ in Frankreich gefeiert wurde, zeigt es sich, daß Ludwig XIV. nicht bloß seiner Laune, sondern einem richtigen künstlerischen Instinkt folgte, wenn er ihm unbeschränkte Macht auf dem Gebiet der Musik einräumte.

In Italien nahm die Oper Siegeslauf; dem Drama entwachsen, wandte sie sich nicht an den Verstand, sondern nur an die Empfindung, pflegte Stimmung und wollte sie pflegen. Die Monologe wurden zu Rezitativen, die Chöre zu mehrstimmigem Massengesang, die Instrumente bekamen die Leitung, Einleitung und Fortleitung. Aus dem Rezitativ entquollen Arie, Arioso und

Kavatine, die Arie zerlegte sich wieder in Solo, Duo und Terzett. Tanz und Szenerie gliederten sich ein, und so bot sich die Oper als eine universelle Kunstgattung dar, eine überall verständliche und stilbeherrschende Darstellung.



Jean Baptiste Lully.
Kupferstich von Roullet nach dem Porträt von Mignard.

Als diese Dramatisierung der Musik nach Deutschland kam, bildete ihre Pflege „das stärkste Bindungsglied mit den ausländischen Kulturen“. Es entstand eine Abart der Oper, das deutsche Singspiel, als „Entremet“ zwischen den Akten der „Hauptaktion“ oder Instrumentalmusik in den Zwischenakten. Der herrschenden Mode bequemte sich Gryphius an, als er Reigen und Chöre schrieb für den Schluß der Akte und seine Satire „Horribiliscribifax“ mit einem Ballett abschloß. Opitz schrieb den Text von „Daphne“ für Schütz, der dieser Oper einen „Orpheus“ folgen

ließ (1637). Dies Werk hielt an den meisten deutschen Höfen triumphierenden Einzug als Ausdruck eines neuen Stils, einer Friedenssehnsucht, eines Verlangens nach Kultur aus der Verrohung heraus. Diese Sehnsucht führte vielfach zu pompöser Konvention, mußte durch die große Pendelschwingung dazu führen.

In der Geschichte der Oper ist ihr großer zivilisatorischer Einfluß außer acht gelassen worden. An den kleinen deutschen Höfen, wo ehedem nur „Gesäuf und Fresserei" neben Tanz und Mummerei stattgefunden, hielten die Musen, wenn es auch konventionell barocke Musen waren, die Roheit im Zaum, denn sie würde als Barbarei gar nicht mehr passen zu der steifen Würde von Perücke und Reifrock, zu der rhythmischen Bewegung, die dem zwangvollen Stil der Chöre, dem Pathos der Arie, der feierlichen Ordnung, Anordnung, Einordnung des neuen Kunststils innewohnte. Der Krautjunker, die derbe Landedelfrau mußten sich dem Stil anbequemen und sich, „waren sie zu Hof befohlen", dem Rhythmus fügen, sei es in Dresden oder Braunschweig, in Wien oder Berlin, im Norden oder Westen, bei Herzogen, Markgrafen und Fürsten. Wo es die Mittel irgendwie erlaubten, kam eine Oper zustande, wurde ein glanzvolles Opernhaus errichtet, und es ist erstaunlich, wie reformatorisch die neue Kunstgattung wirkte, denn wo man sich mit lebhaftem Interesse zur Oper neigte, verschwand die brutale Völlerei. Ein solcher Hof bekannte sich, wenigstens prinzipiell, zu höherer Festfreude, zum Kulturglauben.

Die Veranlassung zur Aufführung der ersten deutschen Oper (die der französischen voranging) bildete die Hochzeit einer Tochter des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt zu Torgau. Durch die Vermittlung von Heinrich Schütz ließ der Kurfürst Rinuccinis „Daphne" kommen und beauftragte Martin Opitz, sie deutsch zu bearbeiten. Aber der Dichter verstand nicht, seine Verse den Melodien anzupassen, und so verzichtete man auf die italienische Musik, und Schütz schrieb eine Originalpartitur. So entstand die erste deutsche Oper, „Die Pastoral-Tragikomödie Daphne", und wurde am 13. April 1627 im Tafelsaal des Schlosses Hartenfels in Torgau gespielt „vor dem hohen Paare, der kurfürstlichen Familie und vielen fremden fürstlichen Gästen, von der kurfürstlichen Kapelle begleitet", wie das fürstliche Diarium feststellt. (Einige Gelehrte nennen den 31. März.)

Leider reichte bei den meisten Festgästen der Geschmack nicht

bis zur Oper heran, denn sie fanden mehr Spaß an den anderen Lustbarkeiten. „Am 7. April“, sagt das Diarium, „mußten drei Bären im freien Felde am Röhrbrunn unter der Neiderheide erstlich mit Ochsen, hernach mit englischen Hunden streiten. Den 9. April wurden 20 Wölfe auf dem Schloßhof gehetzt. Den 10. hujus mußten im Schloßhof fünf Bären erstlich mit Ochsen, hernach mit Hunden streiten, dabei große Kühlfässer mit Wasser auf die Ecken gesetzt gewesen, darein die Bären sprangen, und weil sie nicht leichtlich herausgekonnt, die Hunde auch ihnen nicht beikommen mögen, hat der Kurfürst mit Poltzen nach ihnen geschossen, bis sie mit großem Brummen heraussprangen. Unterdessen mußte der Hofnarr in einem eisernen Käfig dabei sitzen, da er denn etliche Male von den Bären über und über geworfen wurde.“ Ähnlich lauten die Berichte über allerlei Lustbarkeit am kurfürstlichen Hof während der letzten Kriegsjahre; nur eine Aufführung der „Tragödie von Romeo und Julia aufm Theatro“ durch die „Erfurter Springer“ wird erwähnt, sonst ist nur von Tanzbären, Puppenspielern, Seiltänzern und einer derben Komödie die Rede. Bald gelang es jedoch der Oper, zivilisatorischen Einfluß zu gewinnen.

Künstlerischen Charakter erhielten die Festlichkeiten am Dresdener Hof nach 1650 durch den Kurprinzen, und dann unter Kurfürst Johann Georg III., als er Carlo Pallavicini zum Kapellmeister berief, der zu seinen Instrumentierungen bereits ein vollständiges Streichquartett verwendete, zu dem eine Trompete in den als Sonata bezeichneten Sätzen tritt.

Nach Pallavicinis Ankunft wurde eine stehende italienische Oper in Dresden engagiert und als Primadonna Margherita Salicola gewonnen. Wie dies geschah, erzählt K. v. Weber in den „Beiträgen zur Chronik Dresdens“. Der Kurfürst hatte die Sängerin in Venedig kennengelernt und war fest entschlossen, sie für die geplante Oper zu gewinnen, obwohl der Herzog von Mantua, in dessen Dienst sie stand, ihre Entlassung verweigerte. So mußte ein Gewaltstreich helfen. Kurz nach Johann Georgs Abreise wurde die Salicola von verkleideten Dienern des Kurfürsten überfallen und nach Augsburg gebracht, von wo sie mit dem Kurfürsten nach Dresden reiste. Der Herzog von Mantua sah eine Beleidigung in diesem Vorgehen und forderte den Räuber seiner Sängerin. Nach manchem Hin und Her gelang es dem Kurfürsten von Bayern, die Sache zu vermitteln, und ein besonderer sächsischer Gesandter reiste nach Mantua, um zu erklären, „daß die Sängerin ihren Verpflichtungen ohne des Kur-

fürsten Wissen untreu geworden sei“, worauf sie der Herzog mit einem höflichen Schreiben aus seinen Diensten entließ. In Dresden blieb nun die italienische Oper eine dauernde Einrichtung und wirkte beispielgebend auf die anderen Höfe.



Dame beim Clavecinspiel.
Nach dem Kupferstich von Leblond.

Die einzige deutsche Stadt, die sich auf musikalischem Gebiet im Barock- und Rokokozeitalter von Dresden nicht überflügeln ließ, war Wien. Schon von Kaiser Ferdinand II. hieß es, er habe neben der Jagd die Musik ausnehmend geliebt. Sein Nachfolger, Ferdinand III. (1637—1657), sammelte die im Dreißigjährigen Krieg zerstreuten Musiker der Hofkapelle und stellte Johann Jakob Froberger als Organisten an. Der Kaiser war selbst ein tüchtiger Tonsetzer und schrieb unter anderem ein „Drama musicum“ für vier Personen, einen mehrstimmigen Chor und deren

Begleitung von vier Streichinstrumenten, die auch selbständige Zwischenspiele (Sonaten) ausführten. Er brachte die italienische Oper nach Wien und ließ auf dem Reichstag von Regensburg die Oper „L'inganno d'amore" (von Ferrari und Bertali) auf das sorgfältigste einstudieren und prächtig aufführen (1653).

Noch tatkräftiger war der Einfluß seines Sohnes Leopold I. auf Wiens Musikleben. Ein Bild von der umfassenden musikalischen Tätigkeit dieses Herrschers gibt das Buch: „Leopolds des Großen, Röm. Kaysers wunderwürdiges Leben und Thaten. (Cöln 1707)", worin es heißt: „Wo etwas in der Welt gewesen, so dem Kayser Vergnügung gemacht, so war es unfehlbar eine gute Musik. Wie er des Jahres viermal seine Wohnung wechselte, nämlich aus der Wiener Burg nach Laxenburg, von da in die Favoriten, dann nach Ebersdorf, so war in einem jedweden allzeit ein kostbares Spinett befindlich, woran der Kayser seine Mußestunden zubrachte. Seine Kapelle kann wohl die vollkommenste in der Welt genannt werden. ... Er war nicht nur ein Kenner der Musik und Künstler auf mehreren Instrumenten, sondern auch in der Composition wohlbewandert. Es ist selten in Wien eine Oper gespielt worden, wozu er nicht einzelne Nummern komponiert hätte. In der Oper wendete er nicht leicht das Auge von der Partitur in seinen Händen, und wenn eine Passage kam, die ihm gefiel, drückte er die Augen zu, um mit mehr Attention zu hören. Sein Gehör war auch so scharf, daß er unter fünfzig denjenigen merken konnte, der einen Strich falsch getan." Von der zur Vermählungsfeier des Kaisers mit Margaretha von Spanien (1666) aufgeführten Oper Cestis, „Il pomo d'oro", sagte der Chronist mit staunendem Entzücken, „daß an keinem Orte der Welt jemals so prächtige Opern gegeben worden sind als in Wien". Meist führten italienische Meister den Taktstock, so Antonio Draghi, der die komische Oper (opera buffa) einführte, doch erhielten auch deutsche die Stelle, so Johann Heinrich Schmeltzer, „der berühmte und fast vornehmste Violist in Europa", wie ein Bericht aus der Zeit sagt, und am Ende des Jahrhunderts der bekannte Steiermärker Johann Josef Fux, der Verfasser des musikalischen Lehrbuchs „Gradus ad Parnassum", dessen Widmung an den Kaiser mit den Worten beginnt: „Dieses Werk ist das Deinige, dem Ursprung nach, weil durch Unterstützung Deiner erlauchten Vorfahren meine Kunst Kenntnis in der Musik ihren Anfang genommen und ihr Emporkommen erhalten hat."

In den Ländern der Reformation wurde indessen der Choral volkstümlich. Während der schlimmsten Zeiten des Dreißig-

jährigen Krieges hielten sich die Menschen an profanen und geistlichen Gesängen aufrecht und sangen sich die beschwerte Brust leichter. Leibniz wußte zutiefst die Kulturbedeutung der Musik zu schätzen, besonders für das deutsche Volk. Er nannte sie „eine Übung der Seele, welche nicht wisse, daß sie zähle“, und schrieb: „Die unglaubliche Wichtigkeit der Musik können nur diejenigen verkennen, welche nicht wissen, mit welch innigem Entzücken selbst das niedrigste Volk durch sie erfüllt wird, und wie es keinen Handwerker und keine Kindermagd gibt, die nicht durch Gesang sich Arbeit und Mühe würzen.“

In der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts sprach Hettner von „den schlichten deutschen Kantoren, welche still und unbemerkt die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinnes nährten“. Diese Kantoren, denen im Barockzeitalter unendlich viel im Krieg verschüttetes Kulturgut anvertraut war, pflegten auf volkstümlichem Boden Choral und Lied, sie brachten durch die Orgel der Fuge Verständnis und weite Verbreitung. Bier-, Kaffee- und Tabakslieder, freundliche Schäferpoesie mit leicht merkbaren Melodien wurden das für die gewöhnlichen Leute des 17. Jahrhunderts, was man heute „Schlager“ zu nennen beliebt.

Erst im Singspiel, das nun zu eigener, geschlossener Kunstform aufstieg, gingen Musik und Text vollkommen ineinander auf. Sein Meister war Reinhold Keiser, der hauptsächlich in Hamburg wirkte und der „Mozart der älteren deutschen Oper“ genannt wurde. „Keisern seine Sätze“, schrieb Scheibe im „Critischen Musikus“, „sind galant, verliebt und zeigen alle Leidenschaften, deren Gewalt das menschliche Herz am meisten unterworfen ist.“

„Zum erstenmal in der ganzen Kulturgeschichte trat die Kunst der Töne an die Spitze des Eroberungszuges in das Land der großen Trias: Schönheit, Wahrheit, Freiheit. Zum erstenmal verriet die Menschheit in Sang und Klang, wohin es sie treibe. Die Verherrlicherin der Siege und Triumphe, die Musik, siegte und triumphierte jetzt selbst.“ (Grün.) Sogar ein Gegner der Oper, der behauptete, sie sei eine „Signatur der herzlosen Staatsräson“, mußte eingestehen, daß die Deutschen durch sie besonders die Selbständigkeit des Orchesters und die Führung der Einzelstimmen lernten. Ohne diese Erziehung zur klaren musikalischen Wirkung wären die großen Meister Händel und Bach und später Gluck nicht denkbar.

Die Erfindung in allen Künsten wurde angespornt und die Oper

zeigte sich als Quelle der Anregung für Dichtkunst, Tanz, Malerei, Mechanik und Architektur. Dadurch, daß sie Mode wurde und von den Potentaten entsprechende Zuschüsse erhielt, waren mit einemmal alle Künste gefördert und zu reichem Leben gebracht. Von Hamburgs Opernetat wird berichtet, „der Tempel Salomonis kostete 15 000 Taler“. Im Jahre 1696 schreibt ein Zeitgenosse: „In der Oper ‚Heinrich der Löwe‘ kam ein Seesturm fast surprenant heraus“, ein andermal „kam durch die Luft eine transportable Maschine, welche einen schönen Lustgarten mit Alleen, Fontänen, Parterre und Gebäuden vorstellte“.

Wie heute durcheinandergellender Lärm die Zeit beherrscht, so beherrschte das vom Krieg befreite Ende des Barockzeitalters ein melodischer Rhythmus. Wie heute der Lärm international und die mechanisierte Musik allgemein ist, so war jene Macht der Töne, die das 17. Jahrhundert auszeichnet, überall eine Botschaft, der man das Ohr nicht verschließen konnte. Die Sänftigung, die von der Musik ausging, war groß und nachhaltig.

Es ist bezeichnend, daß die neue, enthusiastisch aufgenommene Kunstform „Oper“ hieß — also Werk, das Werk an sich. Freude an der Oper, die nicht mehr ausschließlich, wie es Masks und Hofballetts gewesen, eine Unterhaltung für die vornehme Welt war, sondern weite Kreise ergriff, verbreitete den Geschmack für Musik allgemein. Der „Grandseigneur“ mußte eigenes Orchester haben, seine Kammermusik. Meist spielten er und seine Freunde selbst in Trios oder Quartetten. Die Diener, welche die Kandelaber dazu hielten, genossen die Musikstücke und brachten den Geschmack daran unter die Leute; bald geigte und flötete es in Stadt und Städtchen. Die großen Virtuosen fanden ein begeistertes Publikum dank der weitverbreiteten Liebhaberei. Musik war anerkannt die heroische Barockmuse, die Claudio Monteverde als Prolog der ersten Oper auftreten ließ mit dem majestätischen Wort: „Ich bin Musik.“

Der Prolog galt als Tummelplatz der Sänger. Ein Flußgott etwa kann sich in gewagt schwierigen Passagen nicht genugtun. Selbst Monteverde, der im Schlußstein seines dramatischen Schaffens, der „Incoronazione di Poppea“, die Koloratur im wesentlichen nur noch als Ausdrucksmittel braucht, gestattete den allegorischen Figuren des Prologs ein freies Ergehen in vokalischen, recht verschnörkelten Gängen, wie die allegorisch-mythologischen Figuren auch in den bildenden Künsten das Recht der Phantasie, der freien Improvisation vertraten. Wo ihre Märchen begannen, sind wir gleichsam in Wolken entrückt, landen

auf verzauberten Inseln, und nichts wäre dem Empfinden fremder und geschmackloser erschienen als ein Abklatsch der Wirklichkeit auf der Opernbühne. Je stilisierter, je entrückter, je aufrichtiger das Theater Theater war, desto mehr entsprach die „opera seria". dem Geschmack. Kleine Unterbrechungen dieses



Kavalier in Schäfertracht mit Dudelsack (musette).
Nach dem Kupferstich von Leblond.

Traumzustandes versuchten zwar komische Intermezzi, aber die ländlichen, wirklich ländlichen Schäfer — wie etwa Shakespeares Mopsa — wurden von den arkadischen Schäfern als störend empfunden und in die „opera buffa" verwiesen.

Eigentlicher Schöpfer dieser komischen, von bestem realistischem Humor durchsetzten und durchtanzten Oper ist ein geistlicher Herr, ein vornehmer Römer, Giulio Rospigliosi, der später Kardinal und dann Papst wurde, als Klemens IX. ein liebens-

würdiger Barockpapst, nicht nur Kenner und Liebhaber schöner Künste, selbst ein guter Komponist und geistvoller Dichter. Als Kardinal lieferte er das Libretto zu Landis „San Alessio", dessen Aufführung bei der Einweihung des Palazzo Barberini in Rom stattfand (1633). Dieser Palast sollte ein Hort der Kunst werden, so daß man wie von einer Zeit der Medici in der Renaissance von einer Zeit der Barberini im Barock sprechen könnte. In deren Kreis entstand die Anregung zu einem national-italienischen Drama — Rospigliosis und Landis Sakraloper „San Alessio" kann als solches gelten — und zum national-italienischen Lustspiel, das in die „opera buffa" mündete.

Während die „favola boscarreccia" in Arkadien spielt, die pastorale Tragikomödie in ebensolchem Fabelland, versetzt die „comedia in musica" zum erstenmal ins reale Leben, führt Typen aus dem Alltag vor, Edelleute, Bürger und Bauern, und spiegelt das lebhafte Volkstreiben des Südens mit freundlicher Heiterkeit.

Nichts bezeichnet besser das Gartenglück des römischen Barock und ähnlich des Florentiner, Neapolitaner und Venezianer Barockstils, als jener lustige „Pizzicato" und „Secco" der musikalischen Komödie, der liebenswürdige, sonnige Scherz der „opera buffa", wie sie deren erste Meister schufen. Dem freundlichen Regiment, das unter dem Hirtenstab Klemens' IX. die Menschen beglückte, kann historisch kein untrüglicheres Zeugnis ausgestellt werden. In keinem Winkel der Weltgeschichte sieht der Kulturhistoriker eine so gelungene Idylle, ein so vertrauensvolles religiöses Empfinden, ein so liebreiches Verhältnis der Stände untereinander, nirgends einen so friedlichen Patriarchalismus, wie unter dem künstlerisch-philosophisch gesinnten Papst — es sei denn in den fernab liegenden Zeiten des Dichter- und Schäferkönigs René, dessen idyllisches Leben die stärksten politischen Stürme zu bald verdarben.

Schon Urban VIII. Barberini sammelte Musiker und Künstler um sich; sein Hof war ein Musenhof. Doch es störte einigermaßen das Gesamtbild, daß er sich gezwungen sah, Galilei zum Abschwören seiner Theorie der Erddrehung zu zwingen. Daß aber Galilei nach dieser Zeremonie ausrufen konnte: „E pur si move!", beweist die zur Toleranz neigende Zeit, denn ein solcher Ruf hätte noch in der Renaissance den Tollkühnen auf den Scheiterhaufen gebracht. Von solchen verfänglichen Fragen blieb Klemens IX. verschont und konnte sich unentwegt Roms Schäferglück und seiner Musik widmen.

Wieviel toleranter war man als in Paris, wo immer wieder

eine Partei der Bigotten auftauchte und durch Intrigen, Predigten, Verbote die Kunst bedrängte! Man war dort in der Tat päpstlicher als der Papst. Der römische Hof war im Grunde unschuldig am verbissenen Eifer französischer Zeloten, die nicht nur Corneille und Racine zu weit gehender Weltlichkeit anklagten und Molière in ungeweihter Erde einscharren ließen, sondern auch die harmloseste Kunstgattung, die italienische Ballettoper, tugendhaft schmähten seit ihrer Einführung durch Mazarin. Die Entrüstung galt (1647) Rossis schäfermäßiger „Eurydike", in der die Heldin wie eine preziöse Modedame Opfer der „Wohlanständigkeit" (bienséance) wird. Aristeo verfolgt nämlich Eurydike mit seiner Liebe; er belauscht sie beim Tanz, sie zu entführen. Plötzlich schreit sie auf, eine Schlange hat sie gebissen; Aristeo stürzt vor, er vermag sie zu retten, aber sie weist ihn zurück, denn sie will lieber sterben, als seine unziemliche Berührung dulden, um vom Schlangenbiß geheilt zu werden. „Bezeichnend für die damalige Modetugendanschauung in Frankreich ist es, daß die ‚Gazette de Renaudot' (1647) erwähnt, Eurydike handle aus Schamgefühl (de peur d'offenser son mari par la licence qu'elle donnerait à son rival de la toucher)." Trotz so weitem Entgegenkommen einem verschrobenen Tugendideal gegenüber griffen die Bigotten so heftig die italienische Oper an, daß Mazarin sie eingehen lassen mußte. Unbeengt von solchen überfrommen Deklamationen, war es der Musik in ihrem Heimatland Italien vergönnt, sich frei zu entwickeln nach beiden Richtungen, der tragischen und der komischen. Hier lebte sich das Barock auf der Opernbühne aus — das gesprochene Drama, die Komödie mußten freilich zurücktreten, indes sie in Spanien, England und Frankreich das vorwiegende Interesse behielten. Bei den Italienern stimmten sich Weinen und Seufzen, Lachen und Lächeln ganz natürlich in die Musik, konnten gar nicht anders als sich musikalisch ausdrücken, und im Zeichen der Musik kam auch das Volk zu Wort, forderte und genoß Sympathie, nahm teil an der Kunstfreude als Miterbe des Kulturbesitzes, natürlich und unbefangen, ohne Dekrete, ohne Prinzipienreiterei, wie jüngere Geschwister zu den Spielen der älteren freundlich zugezogen sind.

Im 17. Jahrhundert nahm Italiens Musik den Ansatz, ebenso glorreich zu werden wie die bildende Kunst im 16. Jahrhundert. Die Städte wetteiferten, die Gesangsschulen zogen aus allen Ländern Schüler an, Scarlatti errang in Neapel die Palme unter den Komponisten, ein großer Kreis von Jüngern umgab ihn. Siegreich entfaltete die Melodie ihre Schwingen, und allgemeine Be-

zauberung war die Folge. Verzückt lauschte Europa, in aller Welt waren italienische Musiker begehrt und wurden wie Boten eines neuen Heils empfangen.

Diesen Ruhm verfinsterte nur ein kleiner, nicht tilgbarer Fleck, das Kastratentum, dessen Virtuosität wie eine würgende Schlingpflanze den Baum edler Musik umstrickte. Es nahm dadurch Anlaß, daß in der päpstlichen Kapelle weiblicher Gesang nicht zugelassen war und Knabenstimmen für den neuen „kolorierten" Gesang nicht ausreichten. Allerdings hatten einige Sekten der frühchristlichen Zeit die Entmannung Gott wohlgefällig genannt; diese Auffassung diente zur Entschuldigung, denn es mußte lobenswert sein, eine herrliche Stimme zu Gottes Preis dauernd erklingen zu lassen. Aber weltlicher Lohn kam hinzu, als ein Papst auch auf der Bühne weibliche Stimmen verbot, wodurch das Kastratentum ein vielbegehrter Beruf wurde. Kastraten, meist aus niederen Ständen hervorgegangen, wurden Günstlinge an den Höfen, Volkslieblinge, mit Reichtümern überschüttet und für gesellschaftsfähig erklärt. Man trieb Abgötterei mit ihrer Virtuosität. So soll ein fanatischer Gesangsliebhaber nach der Arie eines berühmten Kastraten ausgerufen haben: „Benedetto il coltello!" Solcher Ansicht waren wohl die Kastraten selbst, viel verwöhnt, wohl in die eigene Stimme so verliebt, daß der Verzicht auf andere Liebe gering geachtet wurde.

Denn die langentbehrte, neu entdeckte und durchgedrungene Monodie erzeugte einen wahren Fanatismus, und der Virtuos des „bel canto" war der Held des Tages. Ungefähr gleichzeitig begann die Begeisterung für das Einzelspiel auf einem Instrument, speziell auf dem Klavizimbel, das seit dem 16. Jahrhundert sich bedeutsam entwickelt hatte. Besonders die Neuerungen, von der Instrumentenmacherfamilie Ruecker in Antwerpen fortgesetzt und erfolgreich durchgeführt, brachten die musikalische Welt zur Erkenntnis, daß dieses Instrument künstlerisch der Persönlichkeit mehr Ausdruck und Entfaltung ermöglichte als die Orgel. Besonders in Frankreich interessierte man sich lebhaft für die Virtuosen auf dem Klavier, begünstigte ihre Kompositionen und ihr Spiel und jauchzte Jacques Champion zu, dessen Hände den Tasten ungeahnte Effekte entlockten. Er ist der erste Beherrscher des Klavierkonzerts. Ihm folgten die drei Brüder Couperin, und der Klaviervirtuose wurde bereits so hochgeschätzt, daß der bedeutendste unter ihnen den Beinamen Couperin le grand erhielt, eine Auszeichnung, die außer dem König nur Corneille zuteil geworden.

Es gab in Frankreich eine Dynastie der Couperins, wie in Deutschland eine Dynastie Bach für Klavier und Orgel erstehen sollte, und die Technik beider Instrumente gewann fortgesetzt unter den Händen der Meister. Anfangs war merkwürdigerweise beim Spiel der Gebrauch des Daumens verpönt; erst allmählich



Gitarrespiel.
Nach dem Kupferstich von H. Bonnart (1695).

entstand der heute gebräuchliche Fingersatz. Auch ästhetisch mußte das Spiel auf dem Klavizimbel wirkungsvoll sein und wurde auf den Effekt schöner Hände berechnet, wie vordem das Lautenspiel, und Couperin wie Rameau rieten das Übereinanderspielen der Hände, damit „eine wohlgeformte Hand über der anderen schwebend die Tasten wie im Flug meistere und das Auge entzücke, indem sie das Ohr überraschend erfreue". Noch fehlten Bezeichnungen für das Tempo; aber erfahrungsgemäß

war der Tanzrhythmus bekannt, und das Gefühl der Spielenden mußte das richtige Zeitmaß finden, angedeutet durch Hinweise wie „vivement", „tendrement". So wurde es möglich, mit Hilfe sinnreicher „Verzierungen" dem Klavier schon schmeichelnde Töne zu entlocken und jene intimen Feinheiten hineinzuplaudern, deren sich sonst kein Instrument versah, den Wert der Persönlichkeit an ihm und mit ihm auszubilden. Im 17. Jahrhundert wuchs das Klavier zum vertrauten und vertrauenswürdigen Freund des musikalisch empfindenden Menschen heran.

VI.

Die Tafel und der Salon.

Gesellschaftlicher Ehrgeiz. — Selbstbejahung. — Drei Erfolge. — Der Salon. — Zwei Worte. — Was sich ziemt. — Im Alkoven. — Die kleinen Soupers. — Die neuen gesellschaftlichen Erfahrungen. — Verfeinerte Tischsitten. — Der fehlende Braten. — Diner und Menu. — Soziale Veränderung. — Richelieu und die Stadt Paris. — Die Akademie. — Konversation. — Gastrosophie. — Kulinarische Ausdrücke. — Das Schicksal Vatels. — Regnard und Lulli. — Kostbare Speisen. — Das Kredo der Eßkunst. — Konversation und Kost. — Druckschriften. — Gefrorenes. — Schokolade und Kaffee. — Beim türkischen Botschafter. — Der Tee. — Pflege des Weins. — Champagner. — Das Speisezimmer. — Küchenrevolution. — Die feste Form. — Le Couvert. — Tischzeiten. — Blumenschmuck. — Neue Erfindung. — Zeit haben.

Der Barock war auch darin dem Hellenismus ähnlich, daß er leidenschaftliche Ruhmsucht ins Leben brachte. Die Menschen träumten von Ruhm, es war erhaben, sich für „gloire" zu opfern, für eine Glorie, die darin gipfelte, in Schönheit zu sterben. Man war auf jedem Gebiet ehrsüchtig, ehrgeizig, es entwickelte sich Ruhmbegier bei Künstlern, Gelehrten, es entstand gesellschaftlicher Ehrgeiz. Ein Rubens, ein van Dyck, ein Cavaliere Bernini taten sich mindestens soviel zugut auf ihre hervorragende gesellschaftliche Stellung als auf ihre Künstlerschaft.

Selbstbejahung war Trumpf. Man entdeckte, wie sehr gesellschaftlicher Erfolg die Selbstbejahung stärkt und Mißerfolg sie vernichtet. Nichts hat so starken Erfolg wie der Erfolg. Dies gilt besonders vom gesellschaftlichen Erfolg in höheren Kreisen. Damen und Herren bewarben sich darum, die Feder brachte ihn — gewaltige Neuerung —, die geistreiche Konversation brachte ihn — noch eine gewaltige Neuerung. Solcher Erfolg war nicht einmal Leuten geringer Abkunft verschlossen, wenn sie sich

ihrer Bildung nach in die „société polie“ einpaßten. Dritter bedeutsamer Erfolg. Eine neue Macht stieg langsam aber sicher auf, die Macht des Salons. Mochte sich derselbe im neuerbauten Hotel bilden — als kleinerer Saal, woher der Name kommt, oder



Georges de Scudéry,
der Bruder der Romanschriftstellerin Madeleine de Scudéry und Repräsentant der schöngeistigen Gesellschaft des Hotels Rambouillet.

in eleganten Klosterräumen, denn es war vornehm für ältere Damen von Stand, sich in den Schutz eines Klosters zurückzuziehen, wie es Mme. de Sablé, Mme. de Longueville in Paris taten. Hier entstand die Offizin der öffentlichen Meinung, hier war die Modephilosophie der Zeit zu Hause, hier entstand, von der Renaissance Italiens ausgehend, deren Tradition Mme. de Rambouillet nach Frankreich verpflanzte, die ungeheure Mannigfaltigkeit gebildeter Interessen und Erkenntniskreise, die freie Beweglichkeit modernen Geistes und die Pflege vornehmer Lieb-

habereien aller Art. Die Einführung des Salons in Europas Kulturgeschichte ist durchaus eine Tat der „société polie". Wie sehr ihr Wesen mit der Entwicklung der Kunst zusammenhängt, geht schon daraus hervor, daß gleichzeitig ein kleiner Saal von Malern in Paris zu Ausstellungszwecken verwendet wurde, was ein gesellschaftliches Ereignis bedeutete, und daß diesen regelmäßig wiederkehrenden Ausstellungen der Name „Salon" bis in die Gegenwart verblieben ist.

Zwei Worte von seltsamer Gegensätzlichkeit bereicherten seit dem Barockzeitalter zuerst die französische Sprache und dann die Sprachen der gebildeten Welt: „Salon" und „Revolution". Die Entstehung des einen kündete das Entstehen der neuen Gesellschaft, indem es ihren Treffpunkt bezeichnete. Das andere wählte man „aus den Reden der Astronomen, vielleicht anfangs im Scherz, und sagte von den Rittern, auf denen der königliche Zorn lastete, weil sie an der Fronde teilgenommen, daß ihnen die königliche Ungnade eine große Revolution verursache. So trat bei Beginn der neuen Gesellschaft das Wort in Erscheinung, um den Begriff zu bezeichnen, an dem sie später sterben sollte"[1]. Ein Treppenwitz der Weltgeschichte.

Der französische Salon begann mit einfacher Größe seine Kulturarbeit und leistete ein bedeutendes Werk, indem er sich von Straße zu Straße, von Stadt zu Stadt, von Landsitz zu Landsitz fortpflanzte und so das gesamte Leben der höheren Stände mit Bildung oder wenigstens Bildungsbedürfnis durchtränkte. Er wurde nachgeahmt in den Niederlanden, in Deutschland, in Spanien und England, alle feineren Formen des modernen Verkehrs nahmen ihren Ausgang vom Benehmen in den ersten französischen Salons, mochte sich die vornehme Welt in den Häusern großer Damen versammeln, bei Mme. de Rambouillet, Mme. de Sevigné, Mme. de Sablé, oder die galante Gesellschaft im Salon einer Ninon de Lenclos. Da wie dort entstand der Begriff dessen, was sich ziemt, des „comme il faut". „Seine Auswüchse, die das Wesen des preziösen Stils bis ins Lächerliche steigerten und bei Molière berechtigte Satire fanden, nehmen dem zivilisatorischen Wert des ersten Salons nichts von ihrer Bedeutung. ... Im Hotel Rambouillet, in Ninons Salon genügte es nicht, ein Held zu sein; man mußte den Typus desjenigen repräsentieren, den man seit ungefähr 1630 ‚l'honnête homme' nannte. ... Wer Anspruch auf diesen Titel erhob, mußte den Idealen der Zeit zugänglich sein,

[1] Gleichen-Rußwurm, „Das galante Europa".

galant gegen Frauen, tapfer mit der Waffe, geistvoll und frei im Gespräch, gewählt im Ausdruck und fein im Gehaben. Aber auf dies alles durfte kein Schatten von Pedanterie fallen; man verlangte, daß die guten Manieren zwanglos, die witzigen Reden natürlich erschienen[1]."

Empfänge, bei denen Konversation gemacht wurde, stellte man jetzt nachdrücklich auf Intimität ein. So entstanden die berühmten „causeries de la ruelle", wobei die Dame in ihrem Prunkbett lag. Es stand in der Mitte eines mit Balustraden abgeschlossenen Alkovens und bot rechts und links in der „ruelle" für einige Intime genügend Raum, um des Gesprächs zu pflegen. Solcher Empfang schloß jede versteifende Zeremonie aus, und die gefällige Annahme, die Herrin des Hauses bedürfe der Schonung, bedingte jene leise, graziöse Art der Unterhaltung, die man mit „causerie" bezeichnete.

Auf Intimität zielten ebenfalls die kleinen Abendmahlzeiten, „les petits soupers", bei denen man von zeremoniösen Hemmungen möglichst absah. Man saß an kleinen Tischen und stimmte die Gäste zusammen wie die Speisen. Auch dies war eine außerordentliche Neuerung den großen, schwerfälligen Gelagen gegenüber. Man lernte, was seitdem so oft wieder verlernt wurde, welche Wichtigkeit die — man möchte beinahe sagen — geographischen Möglichkeiten des Zusammenseins für die Stimmung bieten, wie man die Form wahren und sich doch zwanglos benehmen kann. Seit den Tagen der athenischen Symposien war dies nicht mehr so tadellos gelungen. Es ist nicht unwesentlich, wie nah oder fern die Gäste einander sind. Zu weit auseinandergesetzt, müssen sie schreien, und es kann weder ein Dialog entstehen, noch ein mehrstimmiges Gespräch, das sich musikalisch rhythmisch gibt. Zu nah aneinander fühlt man sich beengt. Lässiges Sitzen verleitet zu lässig burschikosem Ton, steifes Aufgerichtetsein hindert die Anmut, es macht körperlich und dadurch geistig müde. Ohne Bewirtung vermißt man einladende Gesten, um über Stockungen des Gesprächs hinwegzugleiten. Unmäßig bewirtet, werden die Gäste schwerfällig im Geist.

Zur „société polie" gehören verfeinerte Tischsitten mit der entsprechenden Kunst der Konversation. Völlerei und Saufen — wie sie besonders an kleineren deutschen Höfen üblich waren — schließen schon aus rein körperlichen Gründen jede Behendig-

[1] Gleichen-Rußwurm, „Das galante Europa, Geselligkeit der großen Welt 1600—1789".

keit des Geistes aus, Sitte und Gebrauch müssen sie so ziemlich überwunden haben, ehe der Schöngeist in die Gesellschaft tritt, ehe der Geist über Essen und Trinken im geselligen Verkehr triumphiert. Ein derartiger Triumph ist in der Barockzeit des öfteren verzeichnet; er ist symbolisch ausgedrückt in der berühmten Geschichte vom fehlenden Braten der Mme. Scarron. Als die spätere Mme. de Maintenon noch arm war, aber doch gern Gäste empfing, fehlte eines Tages der Braten. Da flüsterte der servierende Diener der Hausfrau ins Ohr: „Erzählen Sie eine Geschichte, Madame; wir haben keinen Braten“, und Mme. Scarron erzählte so spannend, daß niemand den Ausfall des wichtigsten Gerichtes merkte.

Für die „société polie“ des Barock ist es wichtig und bildet eine ganz neue Kulturerrungenschaft, daß an Stelle des alten Gelages das „Diner“ tritt mit ausgeklügeltem „Menü“. Gastlichkeit kann wieder im Sinne des Horaz vor sich gehen mit bescheidenen Mitteln, aber gewürzt von jenem lebhaft heiteren Geist, der nun Mode wird. Selbst die großen Festmahle werden im Vergleich mit früheren Jahrhunderten intimer, beschränkter in der Zahl der Eingeladenen und abgeschlossen durch einen bestimmten Kreis. Sie fließen nicht mehr ins Allgemeine über. Fahrende und Bettler finden keinen Platz mehr am Tischende großer Herren; sie werden höchstens noch in der Gesindestube aufgenommen. An der Tafel scheidet nicht mehr das Salzfaß die Stände, sie sind durch Wände und Treppen voneinander geschieden ... aber es wird auch keine offizielle Giftprobe mehr gehalten, und wüstes Benehmen wird obsolet, wenigstens dort, wo die „société polie“ zur Herrschaft gelangt. In Deutschland zivilisieren sich zuerst die großen Handelsstädte, die Höfe im Süden und am Rhein; sonst bleiben rohe Eß- und Trinksitten an der Tagesordnung. Erst im 18. Jahrhundert gewinnt die „société polie“ in der bürgerlichen Gesellschaft Terrain, indes der Adel noch lange zurückbleibt.

Richelieus Verwaltung hatte eine mächtige Zentralisation hervorgebracht; Paris erweiterte sich in bisher ungeahnter Weise. Seit 1642 begann am linken Seineufer sich ein Stadtviertel (Faubourg St. Germain) zu entwickeln, das für die Hotels der vornehmen Welt bestimmt war, und im Faubourg St. Antoine wuchsen neue Straßen und Prachtbauten heran, auch fing der Faubourg St. Honoré an beliebt zu werden als Wohnsitz reicher Finanzleute. Paris erfüllte sich mit großstädtischem Leben. Die Stadt wurde zu Herz und Haupt des Landes. Schon im Jahre 1629 berichtete Zorzo Zorzé, der venezianische Gesandte, Paris zähle

800 000 Einwohner, 12 000 Karossen, 100 000 Pferde, Hof und Edelleute hätten in ihrem Gefolge 23 000 Lakaien. Gepflegt durch kluge innenpolitische Maßnahmen, wuchsen Handel und Verkehr zusehends. Das französische Volk begann sich seiner Eigenart und Größe bewußt zu werden, und Paris war der Ort, wo sich dieselbe am augenfälligsten offenbarte. Der große Staatsmann,



Tafelgesellschaft.
Nach einem Kupferstich von J. Lepautre.

der durch weitschauenden Blick für die Größe seines Vaterlandes, durch gewaltige Willenskraft, unerschütterliche Härte, vertraut mit allen Wegen politischer Kunst, die Geschicke des Landes zu Anfang des Barockzeitalters leitete, bildete nicht nur den Staat, sondern auch die in langen Kriegsjahren verwilderte Gesellschaft dazu aus, Grundlage einer Nationalentwicklung zu werden. Um die Sprache dementsprechend auszubilden, gründete er die Akademie mit dem offiziellen Titel: „Académie française".

Ihre Hauptaufgabe bestand darin, Rede und Schrift von den Verunstaltungen zu reinigen, die der Sprache durch willkürlichen und regellosen Gebrauch anhafteten. Man rang nach „Klassizität", suchte nach den Gesetzen derselben und wollte die Formreinheit der Griechen und Römer erreichen. Man rang nach

innerer Vollendung, nach Wesen und Schein jener für höchst angesehenen Kultur, deren Abglanz in den Überresten des Altertums dem Gebildeten verlockend vor Augen schwebte. „Eine zweite Renaissance hob an“, sagt Cornelius Gurlitt in der Geschichte des Barockstils. „Paris sagte sich los von der neueren italienischen Auffassung der Welt und dem spanischen Einfluß. Es entwickelte sich nach eigenem Ermessen, indem es das heimische Volkstum an einer selbstgeschaffenen Auffassung der Antike zu neuer gesellschaftlicher und geistiger Freiheit ausbildete.“

Paris wurde die tonangebende Stadt in Europa; seine Frauen und Kleiderkünstler diktierten die Mode, seine Sitten und Gewohnheiten beherrschten die beste Gesellschaft, die Etikette seines Hofes ahmten die europäischen Herrscher nach. Von Florenz war die Übung feiner Sitte durch kluge Fürstinnen nach Frankreich getragen worden, wie byzantinische Prinzessinnen im frühen Mittelalter feine Sitte nach dem Norden gebracht hatten. Die Kavaliere zeigten sich ritterlich im Glanz der Waffen, an der Universität und in den Gelehrtenstuben blühten die Wissenschaften, eine neue Philosophie war im Begriff zu entstehen, das Pariser Leben schuf sich neue Ausdrucksformen. Die Architekten stellten den nationalen Gedanken in neuen Bauformen ans Licht. Das im königlichen Hof sich verkörpernde gesellschaftliche Leben des Volkes entfaltete eine durchaus selbständige und nationale Behandlung des gesamten Daseins in den Künsten und Wissenschaften wie im sozialen Zustand des Landes. In der Gesellschaft wird feine Konversation, die sich über alle Fragen des Tages ergeht, Bedürfnis und Gebot.

Aber die neue Mode der Konversation schließt, wo sie sich einbürgert, durchaus nicht den Fortschritt in der Gastronomie aus, ja man kann vom 17. Jahrhundert an sogar von einer Wissenschaft des Essens, von Gastrosophie sprechen, wenn es auch wichtiger war, zum Gedankenaustausch als zu Speis’ und Trank geladen zu werden. Zwar nennen die Italiener ihre Empfänge „Conversazione“, und bei diesen Gelegenheiten werden nur Erfrischungen gereicht; zwar nimmt die Marquise de Rambouillet als Halbitalienerin diesen Stil der Empfänge auf in ihrem berühmten blauen Salon, aber dennoch wird die „science de la gueule“ mit Verstand verbessert und gepflegt. Die Qualität der Speisen erscheint wichtiger als die Quantität, und diese Qualität zu heben, neue Speisen zu erfinden, vor allem neue Soßen zu rühren, ist sogar nicht unter der Würde großer Herren.

Kulinarische Ausdrücke der feinen Küche, die heute noch im Gebrauch sind, tragen die Namen von Gastronomen der Barockzeit. So erfand ein Marquis Béchamel die bekannte Soße dieses Namens. Die Freundinnen Ludwigs XIV., nicht zuletzt Mme. de Maintenon, bemühten sich um eine feine Küche, und, von diesen Damen angeregt, entstanden die berühmten „petits soupers“ mit den verschiedensten exquisiten Überraschungen. Condé, der siegreiche Marschall, verstand sich auf die Küche wie auf den Krieg. Er übernahm Vatel, den berühmtesten Koch des Jahrhunderts, von Foucquet nach dessen Sturz, und wie Vatel die Tafel des Finanzmanns in Vaux geordnet hatte, stand er dem fürstlichen Tisch in Chantilly vor. Im Jahre 1671 empfing Condé den König auf seinem Landsitz, bei welcher Gelegenheit Vatel, ein Opfer des eigenen Ehrgeizes und Ehrenpunkts, das traurige Ende nahm, dessen Geschichte Mme. de Sévigné in ihren Briefen erzählt. Aufgeregt, daß an zwei der kleinen Tische ein Braten gefehlt habe, zeigte sich der große Koch bereits untröstlich und glaubte die Schande nicht überleben zu können. Als nun in der Nacht statt der erwarteten Menge nur wenig kleine Seefische gebracht wurden, stürzte sich Vatel in seinen Degen, und des Morgens, als eine große Fischbeute im Schloß anlangte und man ihn suchte, die Fische zu verteilen, fand man ihn tot in seinem Blut schwimmen. „On dit que c’était à force d’avoir de l’honneur à sa manière. On le loua fort; on loua et blâma son courage“, schließt der Brief vom 26. April 1671.

Ein Dichter, der zugleich die Kochkunst beherrschte, verdankte dieser seine Rettung. Auf hoher See gelegentlich galanter Abenteuer von Piraten gefangen und nach Konstantinopel an einen reichen Türken verkauft, machte sich Regnard bei seinem Herrn als französischer Koch beliebt und gewann seine Freiheit wieder zum Dank für die guten Soßen, die er zu bereiten verstand. Lulli, der große Opernkomponist, fing damit an, daß er in der Küche der „grande Mademoiselle“ beschäftigt war und von der Stellung eines Soßenrührers in die Musikkapelle versetzt wurde. Man sparte nicht, um sich gute Sachen zu verschaffen; für einige Tassen der sogenannten „bouillon du roi“ brauchte der Koch einen Extrakt aus 64 Pfund Fleisch; das erste Gericht grüner Erbsen im Jahr wurde mit 500 Frcs. bezahlt. Das kulinarische Kredo der Zeit ist endgültig festgestellt in L. S. Roberts „traité de cuisine“ (1674), das die Kunst der guten Küche behandelt und vom Verfasser ein neuartiges Werk, „curieux et fort galant“, genannt wird. Sein Kredo lautet: „Heute gilt es nicht mehr, eine

ungeheure Fülle von Platten zu geben, einen Überfluß an Ragouts und Pasteten zu bieten. Es handelt sich nicht mehr um ein ungeordnetes Anhäufen verschiedenster Dinge, um Berge von Braten und Zwischengerichten, die bizarr aufgebaut sind . . ., wichtig ist nur die Auswahl hervorragenden Fleisches, die Feinheit der Zubereitung, die Eleganz und Sauberkeit des Anrichtens. Die Menge des Gebotenen muß in einem richtigen Verhältnis zur Anzahl der Tischgenossen stehen."

Gargantuamahlzeiten waren dementsprechend ebenso verpönt wie die unverdaulichen, ungeschlachten und unerträglichen Reden der Pedanten mit ihren Pyramiden von Zitaten und fremden Brocken. Zu der feinen, raffinierten Sprechweise der neumodischen, weltläufigen Leute mußte sich eine feine, raffinierte Kost einstimmen. Ebenso delikat und ausgesucht mußte nun das Tafelservice sein, die Bedienung und Aufmachung der festlichen Mahlzeit. Darüber belehrte eine Menge vielgelesener Druckschriften, die den neuen Stil des „gebildeten" Essens verkündeten; sie gingen von Frankreich aus und machten Schule in der ganzen Welt. Ein Koch, François Pierre de Lavarenne, veröffentlichte „Le cuisinier françois" (1651), der Kammerdiener des Königs, Nicolas de Bonnefons, gab „Les délices de la campagne" heraus (1654), worin gezeigt wird, wie all das zubereitet wird, was Land und Wasser bieten, gefolgt von einer Instruktion für die festliche Tafel. Das Buch erschien ein Jahrhundert lang in vielen Auflagen. Pierre David beschrieb die Eleganz der Barocktafel in seinem Werk „Le Maistre d'hostel". Er belehrt über das Tischdecken und zeigt, wie man die verschiedenen Geräte ordnet, hübsch und zierlich zu geometrischen Formen vereint, wie die Servietten, gleich den geschnittenen Hecken im Garten, zu besonderen Figuren gefaltet werden. Man trieb großen Luxus in feiner Tafelwäsche, die Damastservietten waren groß genug, daß man sie umbinden konnte, was der Feinschmecker gern tat, um ungehindert mit viel Soße essen zu können. Das Buch gibt auch eine Anleitung, „toute sorte de confitures, tant sèches que liquides" herzustellen. Der Brauch, Konfitüren, Kompotte, Fruchtgelees und Pasten bei jeder Mahlzeit reichlich zu servieren, stammte aus dem Orient und erhielt sich weit in das 19. Jahrhundert hinein, wo jede festliche Tafel mit Kompottschalen und Konfitüren geziert war. Die Art der Aufstellung blieb jene, die Pierre David zur Barockzeit gelehrt hat. Sein Maître d'Hôtel wußte Bescheid um „toute sorte de dragées, et autres gentilesses fort utiles à tout le monde". Die Dragées sind ein hartes Zucker-

werk, das nicht klebt und im eleganten „drageoir“ getragen wurde. Man verteilte sie nach aufgehobener Tafel. Bei Hochzeiten und Taufen sind sie in der französischen Gesellschaft bis heute üblich geblieben, genau wie sie David im „grand siècle“ beschrieb.



Der Kochkünstler des Barock.
Aus der Folge der Monatsbilder von Joachim von Sandrart.

Gekühlte Speisen und Getränke — sie gingen auf antike Traditionen zurück — waren in Italien schon im Gebrauch, ehe sie nach Frankreich und Deutschland durch Feinschmecker unter den Reisenden und durch den Einfluß vornehmer Frauen kamen, die in den Norden heirateten. Nach Augsburg kam dieser Luxus durch venezianische Handelsverbindung, nach München um die Mitte des Jahrhunderts durch das Gefolge der Kurfürstin. Nach Frankreich brachte der Sizilianer Procopio das Gefrorene, oder

vielmehr jenes Halbgefrorene, das man in Italien „granito“ nennt. Nur sehr verwöhnte Menschen bedienten sich (noch um 1620) gekühlter Getränke, denn in den „Contes de Gaulard“ liest man: „Er aß an einem Sommertag bei einem Genußmenschen zu Abend, der den Wein mit Eis kühlte.“ Ludwig XIV. gab einem Händler die besondere Erlaubnis, Eis zu verkaufen. Im Jahre 1676 betrug die Zahl der Pariser Limonadiers, die Eis und gekühlte Getränke führten, bereits 250.

Um dieselbe Zeit kamen die neuen Getränke auf, die viel dazu beitrugen, das feine Gepräge der „société polie“ zu erhalten. Sie bürgerten sich sehr langsam unter starkem Widerstand ein, kulturell immer einflußreicher, und wurden schließlich aus Luxusgetränken der vornehmen Welt Volksnahrung und Bedürfnis des täglichen Lebens; es sind dies Schokolade (Kakao), Kaffee und Tee[1]. Schokolade hatten die Spanier aus Mexiko gebracht; Maria Theresia, die spanische Gattin Ludwigs XIV., führte sie nach Frankreich ein und ließ sich dies Getränk zuerst heimlich von ihrer Kammerfrau bereiten. Diese plauderte das Geheimnis aus, der König fand Geschmack an der Schokolade, und bald wurde sie in kleinen, feinen Tassen bei Hofeinladungen präsentiert. Wie der Kaffee hatte die Schokolade Feinde, die beiden Genußmitteln schlimme Wirkung zuschrieben, Freunde, die nützliche Heilkräfte in ihnen vermuteten. Mme. de Sévigné und ihre Tochter korrespondierten eifrig über diese Frage. Man war ängstlich dem bitteren, braunen Getränk gegenüber, das Heiden und Türken so gern schlürften, und Ludwig XIV. glaubte noch eine mutige Tat zu vollbringen, als er 1644 zum erstenmal Kaffee trank, den Handelsleute in Marseille aus der Türkei eingeführt hatten. Er schmeckte dem König, und die Stadt Marseille erhielt ein Privileg, den Kaffee einzuführen. Daß er nach Wien und Deutschland durch den Sieg über die Türken kam, ist schon in der kulturpolitischen Übersicht (I. Bd. Kap. 7) erwähnt. Der Pariser Gesellschaft wurde der Kaffee schmackhaft gemacht durch Soliman Aga, der im Jahre 1669 als Botschafter Mahomets IV. am Hofe des Sonnenkönigs akkreditiert war. Die Damen fanden es schick, das Haus des Orientalen zu besuchen, auf Kissen am Boden zu sitzen und aus goldenen Täßchen das bittere Getränk zu nehmen, das auszuschlagen für den Botschafter beleidigend gewesen wäre. Wer Anspruch auf Eleganz erhob, mußte

---

[1] Sie werden gesondert als zugehörig dem Kulturalphabet später ebenso wie Porzellan und Tabak behandelt.

Kaffee zu trinken und auf türkische Art zu bereiten verstehen. Die gerösteten Bohnen wurden bis zum Jahre 1687 in Mörsern zerstoßen.

Außer Schokolade und Kaffee erschien in den reichen und vor-



Pfeifenrauchende Offiziere aus der Zeit Ludwigs XIV.

nehmen Häusern des Jahrhunderts als Gabe der Chinesen ein drittes neues Getränk, der Tee. Die Holländer tauschten ihn gegen Salbei in China und erhielten für ein Pfund Salbei drei Pfund Tee ...; er kam über die Apotheke in die Salons, denn anfangs betrachtete man ihn nur als Medikament, er sollte die Verdauung erleichtern und gegen „vapeurs" wirksam sein. Erst als der König in Versailles jene Gesandtschaft aus Siam empfing, die unter anderen Geschenken Tee in goldenen Gefäßen überbrachte, be-

fahl Ludwig XIV., um seinen „Bruder von Siam" zu ehren, beim nächsten Empfang Tee zu servieren. Da er damals noch sehr teuer war, hielt man es rasch für elegant, ihn seinen Gästen vorzusetzen. Der „Mercure" vom Jahre 1689 berichtet, daß der Herzog von Orleans Teepakete in hübscher Umhüllung unter die Gewinne einer Tombola mischte, die im Schlosse von St. Cloud die Gesellschaft erheiterte.

Durch diese Getränke erlitt der Wein, der bis dahin ausschließlich das Getränk vornehmer Gastlichkeit gewesen war, einerseits starke Konkurrenz, anderseits bekam er eine erhöhte Bedeutung durch den hohen Grad von Pflege und Verfeinerung, die ihm im 17. Jahrhundert zuteil wurden. Von Kennern wird der Reiz seiner Blume verstanden und gewürdigt, die einzelnen Sorten stimmen sich zu einzelnen Speisen, und ausschlaggebend ist die Qualität und nicht mehr die Quantität. Für jeden Wein erhält das Glas besondere, ihm entsprechende Form. Majestätisch lagern sich in den Kellern die herrlichsten Flaschenweine, ein Triumph der Rebenkultur und der Kelter ... doch zu den stillen Flaschen, die den Sonnentrank ihrer Jahre bargen, gesellte sich der Champagner, das moussierende, prickelnde Festgetränk, dessen Erfindung zu Ende des Jahrhunderts geschah in der Abtei von Haut-Villers, wo Dom Perignon seit 1670 Pater Kellermeister war. „Vor Anwendung der Korkpfropfen als Verschlußmittel der Flaschen war seine Herstellung unmöglich, und diese kamen erst Ende des 17. Jahrhunderts von Spanien und Portugal aus in den Handel." (Gleichen-Rußwurm, „Gute Geister, ein Buch vom Trinken".)

Bald gehörte er zu jedem festlichen Ereignis der „salle a manger", einem Gemach, das von nun an — vom Salon getrennt — für die Freuden der Tafel bestimmt und zu diesem Zweck besonders eingerichtet wurde. Dem Sinn des dekorativen Jahrhunderts entsprechend, war der Wand- und Deckenschmuck in diesem Raum auf Reichtum und Freude gestimmt; Stilleben mit guten, eßbaren Dingen und schönem Gerät, Blumenstücke schmückten die Wände, reich vergoldete Täfelung, große Fenster mit Gartenaussicht waren beliebt. Das Mobiliar sollte einfach sein und bequem. Anfangs legte man feingeflochtene, bunte Strohmatten auf den Boden, später Wollteppiche, im Sommer solche aus gepreßtem Leder. In England liebte man bereits den „dining room" mit gemaltem Papier zu tapezieren, eine Neuerung, die erst ein Jahrhundert später das Festland eroberte. Der Luxus des eigenen Speisezimmers, der sich seit der Antike verloren hatte,

verbreitete sich desto mehr, je wichtiger das „Diner“ im gesellschaftlichen Leben wurde. Schön geformtes und ziseliertes Silber prangte auf der Tafel, das Vermeil der Bestecke glänzte golden auf dem weißen Tischtuch, Porzellan schimmerte, und im funkelnden Glas brachen sich die Lichter, die von schweren Girandolen aus den Tisch erhellten. Wachskerzen waren überall verteilt und breiteten milde Helle über die eleganten Kavaliere und schönen Frauen, die sich etwas darauf zugute taten, daß sie zur „société polie“ gehörten.

Die lärmende und grobe Dienerschaft vergangener Zeiten war verwandelt, leise gleitet der guterzogene Lakai über das Parkett, serviert und schenkt ein mit Verständnis für den Kult, der zum guten Essen und darauf abgestimmten Trinken gehört. Im Jahre 1670 fand eine kleine „Küchenrevolution“ statt, nachdem der Dichter Boileau sich in einer Satire über die Pyramiden von Fleisch lustig gemacht, die da und dort immer noch nicht verschwinden wollten, so namentlich bei streng konservativen Prinzen und Prinzessinnen. Nun erst kamen sie vollständig aus der Mode. Ebenso verschwand mit der spanischen Mode die „Olla potrida“ oder „pot à oille“, ein Ragout aus Wild und Geflügel, das auf spanische Art scharf gewürzt war. Die „Sauce mayonnaise“, oder eigentlich „mahonnaise“, weil sie der Herzog von Richelieu in Port Mahon erfand, eroberte rasch die elegante Küche; die meist scharf gewürzten Soßen, die zum Wild gegeben wurden, waren ein beliebtes Gebiet neuer Erfindungen für den Grandseigneur und seinen Koch.

Das 17. Jahrhundert hat die Kultur des Essens in feste Form gebracht, die ausgeklügelte Festordnung des offiziellen Diners mit seinem solid funktionierenden Apparat, das feine Menü intimer Essen im Freundeskreis, die festen Regeln des vornehmen Hauses von Diner und Souper, wenn die Familie unter sich bleibt. Alles wird formvollendet. Lieben auch manche Monarchen und vielumworbene Persönlichkeiten ab und zu in ihrem Vorzimmer oder ganz ungestört im „Cabinet“, wie der Arbeitsraum heißt, zu essen, das Speisezimmer als solches ist wieder in die Kultur eingeführt, die zusammenlegbaren Sessel (perroquets) und die Klapptische, die man beliebig aufstellen konnte, bleiben nur für kleine Lustschlösser und für Mahlzeiten im Garten oder Gartenhaus üblich. Menschen, die sich zwanglos unterhalten wollen, ohne sich genau nach Rang und Würden zu setzen, wählen als neueste Mode den runden Tisch. Für große Tafeln und Banketts bleibt die Hufeisenform in Gebrauch, doch sie steht nicht mehr nahe

der Wand und die Plätze im Innern werden besetzt; das Service geschieht nicht mehr über den Tisch, sondern seitwärts wie heute. Das „vis à vis“ erleichtert die Konversation, Schaustellungen während der Tafel sind veraltet.

Das „couvert“ ist komplett, die heutige Art aufzudecken stammt, wenn sich auch manche Kleinigkeit geändert hat, aus



Pharaospiel als Zeitvertreib nach dem Diner.
Kupferstich von Sébastien Leclerc.

dem Zeitalter des Barock, „dem Ursprung der definitiven Form“. Es wird nicht mehr zu Tisch geblasen, eine Glocke ruft. Um die Mitte des Jahrhunderts wird um 12 Uhr zu Mittag gegessen, um 6 Uhr soupiert. Die Stunden rücken aber beständig weiter, zu Ende der Barockzeit ist das Diner von 1 Uhr auf 2 Uhr, schließlich auf 3 Uhr verlegt, das Souper wird auf 7 und 8 Uhr, unter der Regentschaft auf 9 Uhr verschoben. Diese nächtlichen Stunden trugen viel dazu bei, daß in der Stadt von wilden Orgien die Rede ging. In anderen Ländern hielten sich die ursprünglichen Zeiten noch lange.

Im 17. Jahrhundert nimmt man den Brauch des Blumenschmucks wieder auf, den die Antike so sehr geliebt und die Ritterzeit erhalten hatte. Aber der Kranz ziert nicht mehr das Haupt, sondern die köstlich geformten Tafelaufsätze werden mit einzelnen Blumen besteckt. Rosen, Nelken, Orangenblüten und andere duftende Blumen kommen aus den wohlgepflegten Gärten und neumodischen Treibhäusern; sie werden künstlerisch zu-

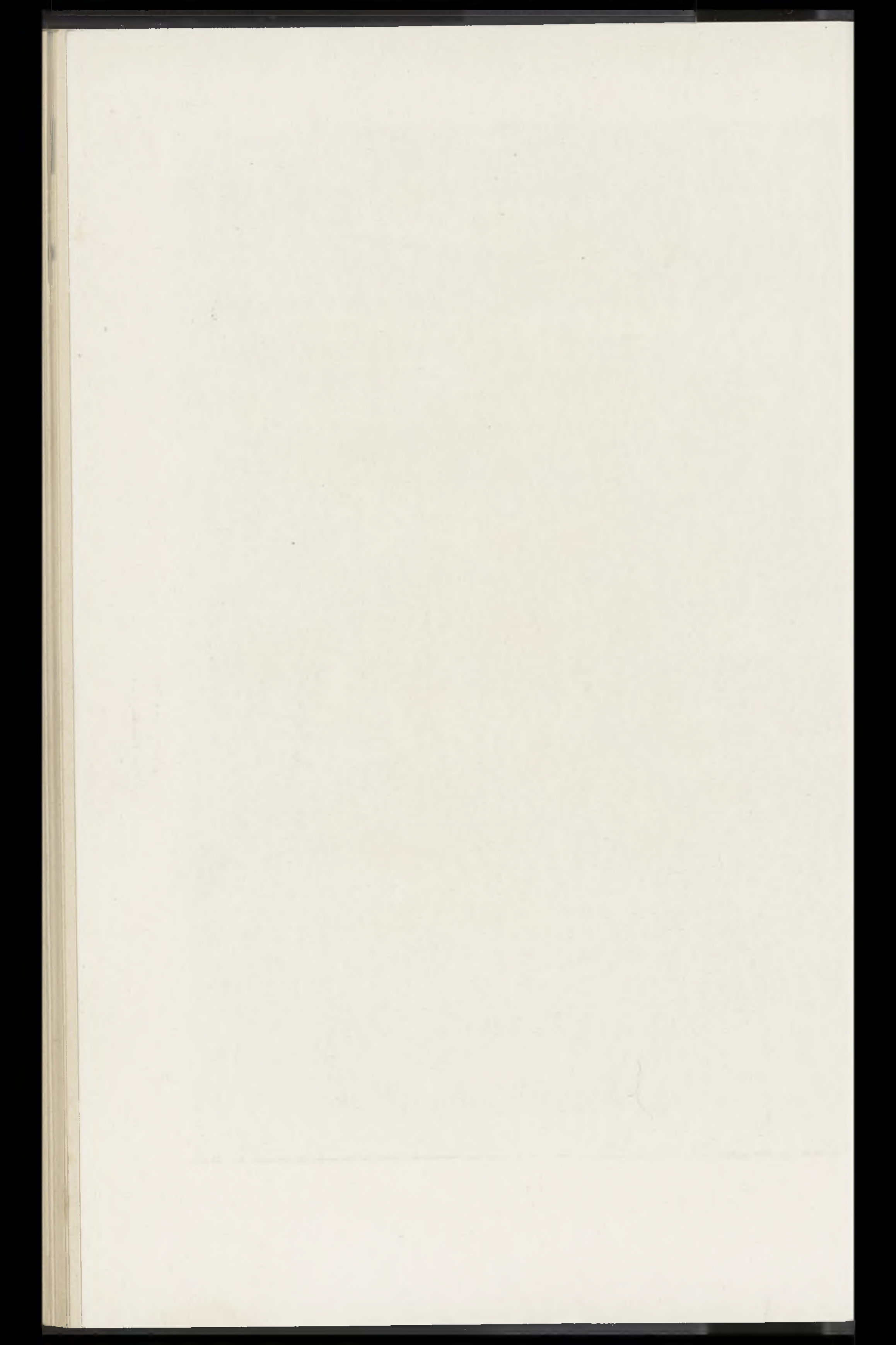
sammengestellt und bilden zuweilen mit den Früchten Stilleben, wie es die Bilder an den Wänden darstellen. Die Orange ist ein kostbarer Tafelschmuck und ein königliches Geschenk. Ludwig XIV. überreicht sie den Damen mit freundlicher Neigung des Hauptes, sie nehmen die Frucht mit tiefer Reverenz entgegen und tragen sie auf dem Taschentuch; Karl XII. in Stockholm wirft sie den Damen zu, die sie geschickt fangen müssen.

Die Tafelaufsätze, Schüsseln und Teller aus Gold und Silber verschwinden zwar an den Höfen in Zeiten der Not, sie werden eingeschmolzen, den Truppen Sold zu zahlen — ein empfindlicher Verlust für die Kunstgeschichte, da große Meister ihnen mehr als einmal die Form gegeben. Aber die Mode von Fayence und Porzellan wird dadurch gefördert, und in diesem Material, das vor dem Schmelztiegel sicher ist, entstehen die wundervollsten Geräte. Puppenhäuser aus der Barockzeit, wie sie vor allem in Nürnberg gemacht wurden, lehren anschaulich, wie reich ausgestattet die damalige Küche war, ein Stolz des Hauses. Das funkelnde Kupfergerät in den schönsten Formen, die „Batterien" der Töpfe und Schüsseln stammen aus der dekorativen Zeit. Der Brauch, daß ein Junge oder ein Hund mühsam den Bratspieß dreht als „tourne-broche", wich einer Erfindung, die solche Tätigkeit mechanisch besorgte; das Feueranblasen geschah nicht mehr durch die menschliche Lunge, sondern durch den Blasebalg, den ein erfinderischer Geist ersann, und die Verbesserung im Kaminbau, durch die der Rauch sicher abzog, machte die Küche selbst im kleinen Bürgerhaus zum behaglichen Raum. Jeder Gegenstand, sogar der neuerfundene Pfropfenzieher, sollte künstlerisch gearbeitet sein, das Geschirr, sei es aus Kupfer, Zinn oder Ton, den Blick durch seine Form erfreuen; Herren und Damen betreten diesen Raum, der in Palast und Schloß immer prächtiger wird, mit großem Interesse, seit die „science de la gueule" zur Gastrosophie, zur wirklichen Wissenschaft geworden ist — zu einer Blüte der Feinschmeckerei in Speisen und Weinen.

Was man zu diesem überhöhenden Luxus braucht, ist vor allem Zeit, und man hat Zeit, den Wein langsam genießerisch zu kosten, die feierliche Speisenfolge sich munden zu lassen und manch ein Gespräch daran zu knüpfen, das an Athens Symposien erinnert und an die römische Urbanität der Kaiserzeit. Ein Gleichmut, eine verfeinerte Genußfähigkeit treten in Erscheinung, wie sie seit der Antike nicht dagewesen.



Empfang im Alkoven des Königs.
Nach einem Entwurf von Jean Lepautre.



VII.

Majestät und Höflichkeit.

Der Wunsch nach Ordnung. — Die Gunst der Majestät. — Rangordnung. — Religion der Höflichkeit. — Die Wechselwirkung des Formwillens. — Großartigkeit der Feste. — Totenfeiern. — Ein Preisausschreiben. — Hochzeitszeremonien. — Hofklausur. — Die Idee der Majestät. — Ohrwaschelstil. — Das 4. Kulturjahrhundert. — Société polie. — Gültiger Kulturstil. — Wozu lesen? — Die mittelalterliche Hofhaltung. — Der neue Lebensstil. — Luxus des Lichts. — Die gebändigte Natur. — Triumph der Selbstbeherrschung. — Greis und Barockmajestät. — Das Einmalige. — Ausblick. — Das Wunder der Zivilisation. — Ein wichtiges Verbot. — Preziosität. — Die Wissenschaft des Zeremoniells. — Erweiterter Kulturhorizont. — Religiöse Höflichkeit. — Die Spielregel der Zeit. — Der König der Musiker. — Die erste Rebellion. — Anfang der Bohème. — Segensreiche Toleranz. — Pilgerreise und Scheiterhaufen. — Das Protokoll. — Zepter und Altersstab.

Der Wunsch nach Ordnung, nach einer göttlichen Ordnung, denn von höchster Ordnung ist der Begriff des Göttlichen unzertrennlich, führte zum Aufbau der Majestät, zu dem Überholen des alten Begriffs der Königswürde durch den Absolutismus. Ordnung muß gipfeln, sinnreich gipfeln, damit wir freudig ehrfurchtsvoll zu ihr emporblicken.

Von diesem Gipfel kommt die Gunst, und Gunst zu gewinnen oder zu erhalten, in Gnade der Majestät zu sein, bildete den Kernpunkt geduldigen oder leidenschaftlichen Strebens. Diese Erscheinung war schon für den Hof der noch nicht ganz absolut regierenden Königin Elisabeth bezeichnend; er trat in erhöhtem Maß und augenfällig am Hof Ludwigs XIV. zutage. Der Majestät Gunst war auch deshalb so wichtig, weil sie das Zeitgemäße, das Schickliche bedeutete, weil sie einzig erlaubte, den zustehenden Rang einzunehmen, was für die Menschen des Barock der Inhalt des Lebens war.

Denn so wichtig das Geld schon wurde, gewisse Imponderabilien blieben noch wichtiger. Ein lange verbannter, großer Herr kehrte endlich an den Hof zurück. Da sich in der Zwischenzeit die Mode geändert, wurde er in seinem altmodischen Aufzug von der Gesellschaft belächelt, worauf der Zurückgekehrte das große Wort an den König richtete: „Sire, loin de vous on n'est pas seulement malheureux, on devient ridicule."

So stark war das Verlangen nach Auswirkung der religiösen Gefühle, daß es zu seiner Befriedigung die angebetete Majestät

brauchte und eine Art „königlicher Pantheismus“ entstand. Dem König sich zu fügen, war Einordnen in göttliche Ordnung, selbst Majestätsgewinn durch Ehrfurcht vor der Majestät.

Tatsächlich machte ein Räsonnieren von „Malcontenten“, ein häufiges Auftreten von Schwarmgeistern das ohnedies schwerfällige, durch viel mitgeschlepptes Gepäck aus früherer Zeit schlecht zu handhabende Regierungsinstrument recht unbrauchbar. Ohne den Begriff der Majestät wären die Kulturwerte nicht



„Freu dich! Auf! Du verarmte Welt!“
Satirisches Flugblatt auf die Verschwendungssucht und Raffgier nach dem 30jährigen Krieg.

weiterzuentwickeln, kaum zu erhalten gewesen. Dieses Gefühl überwog schließlich und beugte das Rebellentum. Im Zusammenhang mit dem Sinn für Majestät entstand und festigte sich der Sinn für jedwede Rangordnung, und das Bedürfnis nach Ehrenbezeugungen höchst zeremoniösen Gebarens, nach einer Religion der Höflichkeit wurde fühlbar. Sie mündete allerdings wie jene der Chinesen zuweilen ins Groteske und gab sich fratzenhaft. Was an ihr bedeutungsvoll und edel blieb, ist schwer gerecht zu werten, weil es nur aus der Zeit heraus zu verstehen ist.

Heute ist es besonders mühsam, in das Barockwesen einzudringen, denn seine Welt ist so fremd, weil sie durchaus auf das Formale eingestellt ist und eigentlich einer Religion der Höflichkeit huldigte. Eine solche kann politisch, sozial und persönlich wichtig und von Nutzen sein, weil sie einen Kodex respektvoller Gewohnheiten schafft, ein gewohnheitsmäßig richtiges Ausweichen im Gedränge des Lebens, und gleichsam vor den größten

Verkehrsunfällen schützt. Sie verlangt allerdings von den Hochgestellten, und zwar in Proportion ihrer hohen Stellung, große Opfer, fortwährende Haltung, ein Aufgeben jedes bequemen Sichgehenlassens, auf höchster Stufe ein Erstarren zum Symbol. Etikette, wie sie eine Majestät umgibt, umgeben muß, ist erstarrte



Selbstporträt
des Architekten Jean Lepautre (1674).

Höflichkeit. Hier wurde wirklich ein Übermenschentum bewußt erstrebt, eine stilisierte Überhöhung der gewöhnlichen Sterblichen.

Absolut heischte dies der Absolutismus, denn es galt, den Untertänigen damit zu schmeicheln, daß ihre Untertänigkeit einer wahrhaften, schier heiligen Majestät dargebracht sei und nicht etwa ihresgleichen gelte. Die Schmeicheleien der Majestät gegenüber waren nichts anderes als eine Schmeichelei den Untertänigen

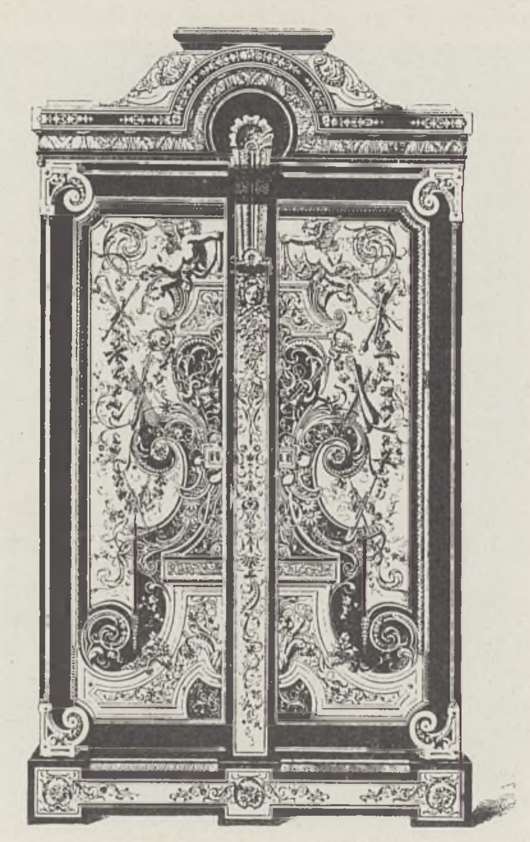
gegenüber, sie im ordnungsmäßig nötigen Zustand der Untertänigkeit dadurch zufrieden zu erhalten, daß ihre Eitelkeit niemals litt, sondern im Gegenteil Genugtuung erfuhr. Das ist die wichtige Wechselwirkung des Formwillens und der okkulte Sinn mancher Erscheinung im Barockzeitalter.

Die Großartigkeit der Feste hing mit dem Majestätskult und den Sittengeboten der Höflichkeit zusammen; alle feierlichen Gratulationen (das Wort stammt aus dem 17. Jahrhundert), Kondolenzen, Aufzüge, Einzüge, weltliche wie kirchliche Prozessionen hatten tiefe Zielstrebigkeit. Bezeichnend ist der staunenswerte Pomp der Trauerfeierlichkeit, wie derselbe beschrieben steht oder festgehalten ist in Zeichnungen. Bei der Beerdigung eines heute gänzlich vergessenen Herzogs von Lothringen war z. B. eine Trauerpracht sondergleichen aufgeboten. In ihrer Dimension unabsehbar wurde eine Barockarchitektur aufgestellt, durch die sich wimmelnd der schwarze und fackelrote Zug bewegte. In dieser Architektur figurierten Skelette als Karyatiden, die Putten spielten mit Knochen statt mit Blumen und Früchten. Überall war das Wappen des Lothringers mit dem Wappen des Todes dekorativ verbunden. Eine Fülle makabrer Motive mußte, im Riesenmaß verwendet, eine beklemmende Stimmung erzeugen, es gab kein grimmes Scherzen mehr mit dem fiedelnden Tod wie im Totentanz der Renaissance, sondern der Tod war beigezogen zur Huldigung der Majestät, all seine Embleme und Symbole waren gerade gut genug, den letzten Prunk eines gefeierten Fürsten zu bilden.

In demselben Sinn gingen in Spanien am Hof die großen Totenfeiern vor sich, und die besten Künstler der Zeit hatten ihr Meisterstück dabei zu leisten. Zuweilen ehrte man auch hervorragende Künstler mit prachtvollem Leichenbegängnis; so wurde Lope de Vega feierlich prunkvoll bestattet. Doch im allgemeinen war diese große Zeremonie für den Herrscher vorbehalten. „Bei den Feiern für verstorbene Herrscher oder ihre verblichenen Gemahlinnen war es in Spanien Sitte, in der Kirche kunstvolle Katafalke zu errichten. Diese Túmulos funerarios waren hohe, turmartige Aufbaue, die bis zur Kirchendecke emporragten. Die größten Künstler des Hofes und der Zeit reichten ihre Entwürfe ein. Für die Trauerfeierlichkeiten der Königin Marie Louise (1689) wurde ein Preisausschreiben für die Errichtung eines Katafalks veranstaltet.“ (Prinz Adalbert von Bayern, Das Ende der Habsburger in Spanien. 1. Bd. München 1929.)

Der Majestät zu huldigen, sowohl dem Monarchen, der ihn ab-

gesandt hatte, wie jenem, bei dem er akkreditiert war, mußte ein neuernannter Botschafter mit großem Prunk einziehen, was bedeutende Summen verschlang. Den Höhepunkt aller Hoffeste bildeten aber die Hochzeitszeremonien, und von diesen ist noch manche Relation erhalten. In vieler Beziehung blieb

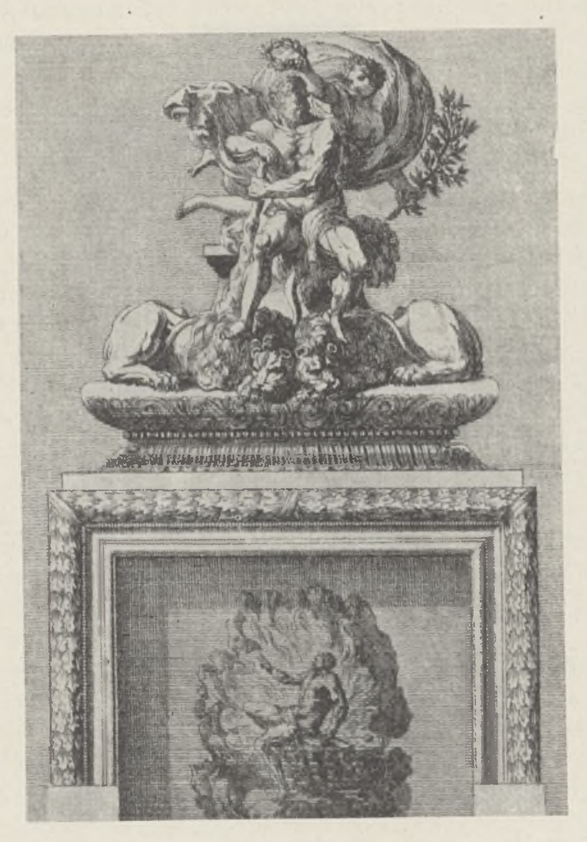


Ebenholzschrank mit kunstvoller Einlegearbeit aus Boules Werkstatt.

das Zeremonial altertümlich und enthielt Peinliches für eine junge, bis dahin streng behütete Prinzessin, denn das Besteigen des Hochzeitsbettes, auf dessen vier Pfosten große Federbüsche prangten und das von kräftigen Putten geziert und gleichsam bedient war, mußte vor versammeltem Hof vor sich gehen; die Würdenträger und die Damen defilierten am Lager vorbei.

Wer „Majestät" war, galt für eine göttliche Person, deren Göttlichkeit eben darin bestand, daß sie sich nie selbst gehörte, in

keinem Augenblick des Lebens ihr eigen war, sondern stets ihren Gläubigen zur Verfügung blieb. Dieses mystische Ideal absoluten Herrschertums wurde zuerst in Spanien ad absurdum geführt, wo der vergottete Monarch eigentlich gefangen saß in einem Netz äußerst komplizierter Konventionen. Die letzten schwachen



Kamin von Jean Lepautre.

Könige des Hauses Habsburg waren besonders geeignet, sich solches Götzentum gefallen zu lassen; der Ritus überwucherte das Leben. Wie die meisten Barockbauten hatte der berühmte Palast Buon Retiro lauter Repräsentationsräume, eigentlich Tempelräume mit offiziellen Paradebetten, Thronen und Thronhimmeln. Die bewohnbaren Zimmer waren versteckt und nur erreichbar durch geheime Korridore auf kleinen Treppen, einem Labyrinth hinter der Prunkfassade. Durch ein solches Labyrinth gelangte

der König in die Gemächer der Königin, denn die Majestäten wohnten getrennt, jedes mit seinem Hofstaat, hier der männliche, dort der weibliche Teil — und die Kapelle lag scheidend zwischen beiden. Es herrschte eine Art Hofklausur, durch Kreuzung ergaben Etikette und Klosterregel einen merkwürdigen Lebensstil.

Zeremoniös im höchsten Grad mußten die Reisen der Majestät vor sich gehen und wurden mit der Zeit — vor allem in Spanien, ähnlich in den übrigen europäischen Monarchien — so umständlich und kostspielig, daß man sie bei steigendem Geldmangel einschränkte, und schließlich konnte sich der König nur noch von einem Lustschloß zum anderen bewegen. Diese Dekorationswechsel waren in Spanien, in Frankreich und in Österreich von großer Wichtigkeit.

Die Idee der Majestät war nicht nur in Spanien und Frankreich Zeitbedürfnis. Der dunkle Drang danach ist überall in Europa bemerkbar und bekennt sich in Kunst, Literatur und Architektur, in jeder bedeutsamen Lebensäußerung. Bewußt und ausdrücklich zielt der Barockstil auf Entfaltung von Majestät und kam darin jenem Zeitbedürfnis entgegen, dem die Idee der Majestät eine Beruhigung gab, eine Gewährleistung kultureller Sicherheit. Der schwere Pomp himmlischer und irdischer Majestät, der überall gleichzeitig in Erscheinung trat, entsprang dem Wunsch nach Gleichgewicht und Ordnung; er gehörte zu dem Verlangen, aus dem allgemeinen Wirrsal herauszukommen.

Wenn der jesuitische Kirchenstil in Süddeutschland wegen der obligaten beiden Voluten, die seinen Giebel flankieren, respektlos „Ohrwaschelstil“ genannt wurde, so kann dies Motiv der obligaten Ohren auch eine besondere Deutung erfahren und an das Ohr der Majestät, der himmlischen wie der irdischen, erinnern, an jenes Ohr, das keinem verschlossen bleiben soll. Zur Majestät gehört die Huld, ein gnädiges Gehör für alles. Besonders wenn sie richtet, so lautete das Ideal, richtet sie majestätisch vornehm, nicht aus kleinlichen Erwägungen wie kleine bestallte Beamte. Sogar bis zur Gemütlichkeit wohlwollend kann sie sich herablassen, wie das die Kaiser in Wien manchmal beliebten, wo das Barock am weichsten getönt war und Wien hauptsächlich zur Hauptstadt der Musik wurde.

Den höchsten Gipfel des großen Barockstils erreicht der Hof von Versailles, den majestätisch vollendeten Ausdruck in Menschengestalt Ludwig XIV. Eben deshalb konnte ohne weitere Schmeichelei das Jahrhundert nach ihm benannt werden. Gerade seine Persönlichkeit verlangte damals die Zeit, um ein unver-

wischbar der Menschheit eingeprägtes, sonderliches Kulturjahrhundert zu werden. Nicht umsonst nannte es Voltaire das vierte große Kulturjahrhundert, nach dem perikleischen, dem augusteischen, dem medizäischen das Jahrhundert des vierzehnten Ludwig. Denn damals konnte man sich Kultur noch nicht vorstellen



Brunnen von Charles Lebrun,
Apollos Sieg über die Pythonschlange darstellend. (Nach Lacroix.)

als nur technisch im Fortschritt und für „die Allgemeinheit“ einen standard of life von sachlichem Komfort bietend. Noch war vom Kulturbegriff unzertrennlich ein Glanz in den Künsten, ein Frohsinn der Künstler in stolzem Schaffen, die Zuversicht eines Fortlebens im Dichtermund, ein bewußter, neuer Ehrgeiz der Gesittung, eine reiche Formenwelt, ein Stil, der ein eigenes Reich bildet, dem sich einzugliedern, dem anzugehören den Menschen auf die Stufe der Erlesenheit stellt. Dies verstand man

unter perikleisch, augusteisch oder medizäisch, und solches trat wieder in Erscheinung beim französischen Barock.

Zum erstenmal vollzog sich im europäischen Bewußtsein eine gründliche Umwandlung in kürzester Frist, die von einer Generation zur anderen ging, ganz neuartige Menschen auf die Weltbühne stellte, fremde Begriffe plötzlich allgemein begreiflich machte und die damit verkündeten Imponderabilien zu Werten stempelte. Es entstand, nachdem die einstige Welt des Ritters längst versunken war, oder wollte vielmehr entstehen, eine ihr innerlich adäquate, wenn auch sonst noch so unähnliche gesellschaftliche Richtung, die „société polie“, die abgeschliffene Gesellschaft der Gebildeten — die Gesellschaft im eigentlichen Sinn, „le monde“, einem Ehrenkodex guter Manieren unterworfen. Das Ergebnis war, daß dieser Stil imponierte, Nimbus verlieh, Nachahmung fand. Selbst der rauh und ländlich gewordene Deutsche wollte à la mode werden, selbst der russische Bär wollte geleckt sein, an die Höfe bis Moskau ließ man französische Tanzmeister und Kammerdiener kommen in der Idee, dadurch gültigen Kulturstil zu gewinnen.

Naive Nachahmungssucht war selbstverständlich. Warum sollten sich andere Völker nicht zur Bildung erziehen lassen, nachdem Frankreich selbst verhältnismäßig schnell in Fragen von Bildung und Manier kompetent geworden, nachdem es fast plötzlich die „barbarie gothique“ verlassen, wie man nun alles bis zu Heinrich IV. nannte? Zwar König Ludwig selbst war weniger gebildet, als es z. B. der gotische König Karl der Weise gewesen, der feingebildete Bücherfreund. Ludwig soll einmal einen Bücherfreund gefragt haben: „Mais à quoi sert de lire?“

Wohl waren die großen Erfindungen und Entdeckungen, die Weltanschauung und Leben wandelten, nicht von Franzosen ausgegangen. Bei Ludwigs Regierungsantritt war es eher kläglich mit jederlei Fortschritt bestellt; die Bemühungen der Renaissancekönige waren zerronnen, kaum ein Schiff lag in den Häfen, während sich andere Völker in die Herrschaft der Meere teilten. Paris war unwirtlich, schmutzig und gefährlich, hatte nirgends eine nennenswerte Straße. Die Schlösser lagen finster wie Raubburgen im Land, der Handel hinkte lahm hinter dem Weltverkehr nach, jeder Aberglaube wucherte, die Marschallin d'Ancre ließ das Gericht als Hexe verbrennen, ein zünftiger Astrolog teilte die Vorhänge des Himmelbetts der Königin, als der Dauphin zur Welt kam, und der König erbte noch einen richtigen Hof-

narren — — für seine in vieler Beziehung durchaus mittelalterliche Hofhaltung.

Was Frankreich selbst, was ganz Europa blendete unter der Regierung des vierzehnten Ludwig, waren nicht so sehr die Waffenerfolge, welche die erste Regierungszeit als Triumphetappen zeichnen, es waren vor allem die kulturellen Siege, der durchaus neue Lebensstil, die übersichtlich prächtigen Bauten, die sich nur durch ihren Nimbus verteidigten. — Eine unermeßlich stolze neue Geste, die Wasserkünste, das Volk von Statuen, was alles bei den weithin besprochenen Festen in Märchenglanz strahlte. Heute ist der Luxus des Lichts so allgemein, daß man sich kaum noch vorstellen kann, wie Menschen, die abends nur ein bescheidenes Lämpchen hatten, die mit einer Laterne im Dunkel nach Hause tappen mußten, vor dem hellerleuchteten Barockschloß andächtige und genießende „Reverenz" empfanden. Dieses Lichterstrahlen wird aber symbolisch für alles sonstige Licht, das nach der „barbarie gothique" (der Ausdruck stammt von Voltaire) angezündet wurde; es beleuchtete den großen Formwillen der Zeit.

Die Macht dieses Formwillens, der vor allem Majestät suchte, offenbarte sich im Bändigen der Natur, im Schaffen grüner Prunksäle mitten in der Waldwildnis von Versailles. Majestätische Herrschaft über das Gold bedeutete die reiche Vergoldung, majestätisch waren die schweren Geräte aus Silber, der Edelsteinprunk am Gewand, die hochgehende Fülle der Locken.

Doch vor allem majestätisch war die unabsehbare Flucht von Gemächern, in denen unabsehbar das gefällige Lächeln der Hofleute seine Arabesken flocht, ihre Komplimente und Knickse einen ewigen Rhythmus spielten, wo auch der tödlichste Haß nicht mehr die Faust ballen durfte, so durchaus geglättet war die einstige Rauheit. „Dies alles", schrieb rückblickend Voltaire, „gab dem Hof des großen Königs einen Glanz von Größe, der alle anderen europäischen Höfe erbleichen ließ. Er wollte, daß dieser Glanz, der von seiner Person ausging, auf alles in der Umgebung strahle, daß jede Würde geachtet werde, aber daß keiner außer ihm mächtig sei."

Der Triumph, den die Selbstbeherrschung feierte, ist zur Herrschergröße geworden. Der König, stets in Staat, durfte sich nie gehen lassen. Er hat nie traurig zu sein, auch wenn er Todesschmerzen leidet, er ist nur Majestät, nur Inbegriff der Sehnsucht seiner Zeit nach Majestät. Ein einziges Mal, alt und gebeugt, gab er zu, daß er wie ein gewöhnlicher Sterblicher alt und gebeugt

sei, im Gespräch mit dem alten Marschall Villars, der mit ihm stockgestützt durch den Herbst des Versailler Parks lahmte. Er seufzte, zu Villars gewandt: „On n'est pas heureux à notre âge.“ Wie fern ist der stockgestützte Mann, der vor dem leiblichen Tod so oft seelisch sterben mußte, als ihm jeder Stolz zertreten wurde,



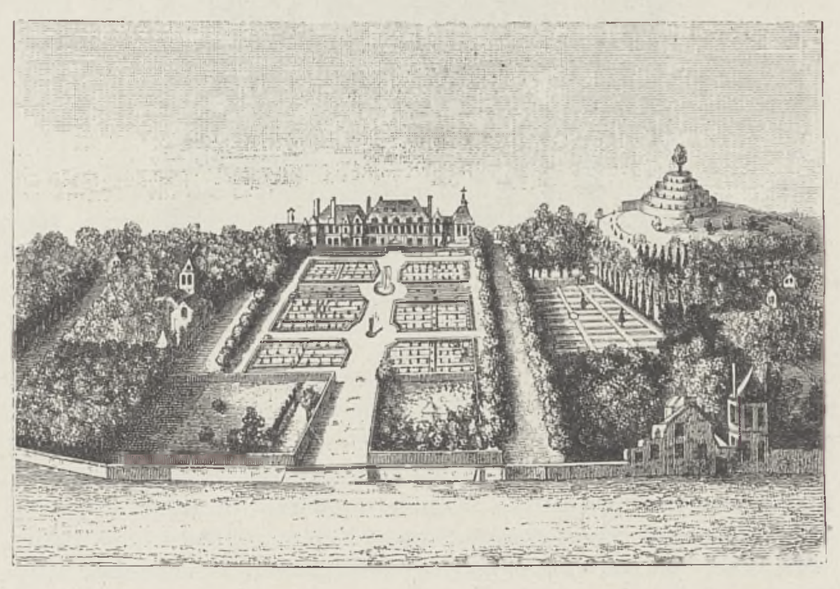
Galerie im Versailler Schloß.
Innendekoration von Nicolas Costou.

von dem Inbegriff der Barockmajestät, dem schönen jungen König, der mit glänzendem Geschick die schwierigsten Ballettfiguren meisterte.

Jene Balletts am französischen Hof sind gleich den Masks am englischen für die Kultur wichtig, mochten sie auch nur wie Traummärchen eine einzige Nacht blühen, glühen und dann versinken, wie die Leuchtgarben der großen Feuerwerke versanken auf Nimmerwiedersehen. Gerade das Einmalige und da-

durch schon Erlesene solcher Feste, ihr ausschließliches Erscheinen im Dienste des Majestätsgedankens sammelte die besten Kräfte von Kunst und Technik, und von diesem Gesammeltsein in einem Punkt gingen die wertvollsten Anregungen aus. Der Wert des Festes, des Festes an sich, läßt sich schwer messen und einschätzen nach Wert im kulturgeschichtlichen Geschehen. Gewiß ist es aber, daß die Spannung und Entspannung großer, besonders wichtig genommener Feste jedesmal mitten in einer Kulturperiode steht und ihr Zusammenhang mit den Künsten unverkennbar bleibt.

Ein letzter Ausläufer der einstigen großen Huldigungsfeste und Festlichkeiten ist noch am kleinen weimarischen Hof zur Klassikerzeit zu erkennen, und Goethe verschmähte nicht die entsprechenden Maskenzüge zu ordnen, Schiller verschmähte es nicht, eine „Huldigung der Künste“ freundlich der gefeierten Prinzessin entgegenzubringen. Huldigungen der Künste enthielten jene Feste als eigentlichen Kern, und mochten ihre Leuchtgarben noch so rasch verglühen, die Anregung blieb, der Maler malte, der Bildhauer meißelte, der Dichter dichtete mit neuem, wenn auch etwas zeremoniösem Schwung, die Seidenstoffe wurden gewoben, die Gobelins lebten auf mit anmutigen Figuren, Musiker waren beschäftigt, Kunsthandwerker fanden Arbeit, und der



Ansicht des Pariser Botanischen Gartens (Jardin du Roi).

Schauspieler, der Virtuos durften flüchtigen Glücks sich rühmen. Die Komödie erlaubte sich manchen Scherz — denn war nicht alles zum Lachen aufgelegt? Molière schrieb für Ludwigs Feste die „Princesse d'Elide“ und den „Amphytrion“, Ben Jonson für jene des englischen Hofes lustige Dinge, Gryphius die „absurda comica“ zur Unterhaltung deutscher Höfe. Und eine frohe Verschwendung schmückte alles und alle, das barocke Füllhorn ist mächtig und scheint unerschöpflich zu Händen der Majestät.

Der englische Philosoph Edmund Burke schrieb, als er die einstige Pracht des französischen Hofes sinnend betrachtete: „Versailles, Wunder einer Zivilisation, in der das Laster mit seiner Roheit die Hälfte seiner Schädlichkeit verloren zu haben schien!“ Dieser Ausspruch ist bedeutsam. Er besagt, daß der Formwille eine Bändigung unternahm, daß die Stellung in der Gesellschaft nunmehr von einem Ideal des Anstands abhing. Es entstand das Scherbengericht der Gesellschaft. Brutale Menschen, wie Louvois, fallen aus dem Rahmen, erfahren Kritik. Man schützt und schließt sich nicht mehr ab durch Mauern mit Schießscharten, sondern durch kunstreich vergoldete Gitter.

Ein Verbot „bâtiments forts“ zu errichten, natürlich mit Ausnahme der staatlichen Festungen, die nun nach Vaubans System mit prächtigen Barocktoren und Skulpturen ausgeführt wurden, richtete sich gegen den Adel und die kriegerischen Bischöfe (vgl. Seite 321). Es brachte den Landfrieden und bedeutete den Schluß der Bürgerkriege. Graben und Wall waren in Acht und Bann, die Ehre des einzelnen schützte die Höflichkeit, jener starke Formwille, der statt brutaler Kraft gute Manieren gebot. Wenn auch diese neue Verkehrsgewohnheit der Gesellschaft übertrieben wurde und zu der viel bespöttelten Preziosität führte, wenn die Religion der Höflichkeit also in ihrer Art auch eine gewisse Bigotterie erzeugte, wenn sie verzopft, chinesisch verzopft, in manchen Fällen grotesk wurde, wenn Verbeugung und „révérence“, Begrüßung und Abschied zu einer komplizierten Wissenschaft des Zeremoniells ausarteten, so genügt doch, frühere Sitten und Zustände in anderen Ländern vergleichsweise heranzuziehen, um die fortschrittliche Entwicklung der „société polie“ zu schätzen. Man nehme nur die groben Liebesabenteuer, die Brantôme schildert, und im Gegensatz dazu die von Mlle. de Scudéry, der Modeautorin, aufgestellte „carte du Tendre“, die ein höflich anstandsvolles Begegnen zwischen Herrn und Dame voraussetzt. Sie sucht das alte Minneideal in modernem Sinn wiederherzustellen und errichtet daneben ein Freundschafts-

ideal, einen Tugendbegriff der Geselligkeit. Zur Religion der Höflichkeit gehört Religion der Freundschaft, einer preziös stilisierten Freundschaft, in deren gepflegten Gärten man genußreich lustwandelt. Gemeinschaftliche höhere Interessen werden durch solche Freundschaft gepflegt, man unterstützt sich im Sammel-



Karte des Landes der Zärtlichkeit (pays du Tendre).
Nach dem Roman „Clélie" (1656) der Mlle. de Scudéry.
(Siehe Seite 413.)

eifer, in allerlei Liebhabereien; unendlich erweitert sich der Kulturhorizont.

Dies alles mußte freilich Ersatz bieten für andere verlorene Schätze, und wer Glaubensinnigkeit vermißt, wird die Freundschafts- und Höflichkeitsreligion ungenügend finden. In beiden Lagern hatten die Religionskriege schließlich den Glaubenseifer abgekühlt, ja sogar einem entschiedenen Freidenkertum Vor-

schub geleistet. Man fragte sich in atemraubender Beklemmung, welcher Gott solche Greuel und solchen Unsinn dulden könne; die primitive Vorstellung des eifernden Schlachtengottes stimmte nicht mehr zu der neuen geistigen Entwicklung. Das Ketzerbuch „De tribus impostoribus“ (neuerdings wird es als eine Fälschung des 17. Jahrhunderts und nicht als ein Werk aus der Zeit Kaiser Friedrichs II. angesehen) wurde viel gelesen. Prinz Eugen soll für ein Exemplar des seltenen Buches eine bedeutende Summe bezahlt haben. Doch schwärmerische Sekten hielten diesen Atheisten noch das Gleichgewicht. Der offiziellen Religion diente aber offiziell die Gesittung, der Anstand, ein Kultus der Höflichkeit. Die Frömmigkeit Ludwigs und seines Hofes bestand in einer „exquise politesse“ des irdisch allmächtigen Fürsten dem himmlischen Allmächtigen gegenüber, in gewissenhaft eingehaltenen Zeremonien. Solche Gewissenhaftigkeit verlangte er auch von seinen Ministern, Hofchargen und Untertanen; sie zu versäumen war der schlimmste Mangel an Anstand, Ketzerei eine Ungezogenheit, die wohl die Rute verdiente, wie ungezogene Kinder sie verdienen. Zur Menschenwürde gehörte als unerläßliche Pflicht, nach entsprechenden Regeln der Gotteswürde zu huldigen. Wenn es für den Kulturmenschen unerläßlich war, andere mit ausgesuchter Höflichkeit zu behandeln, wie hätte es sich nicht geziemt, sich der Himmelsmacht höflich zu nahen. Ludwig XIV. war der höflichste Mensch seines Jahrhunderts, höflich zu Gott und den Menschen. Solch ausgesuchte Höflichkeit ist höchster Stolz. Höflichkeit panzert, sie verleiht eine Erlesenheit, der nichts und niemand etwas anhaben kann, sie ist die Kunst des Überlegenen, die Geld nicht kaufen, die der Pöbel nicht schänden kann durch pöbelhafte Angriffe.

Die Menschheit träumt, und ihr Traum, angeregt durch irgendeinen Ton, setzt sein Spiel siegreich fort in allen Modalitäten, wenn der Ton einmal angeschlagen ist — genau nach Art der Traumbilder suggestiv bestimmt, nur scheinbar vom ordnenden Verstand geleitet. Es geht der Zug der Zeit nach einer Spielregel eines durchgehends geübten Spiels, das später außer Übung kommt und kaum noch verstanden, geschweige denn gewürdigt wird. So war die große Spielregel im 17. Jahrhundert der Absolutismus. Er drückt sich nicht nur in der konzentrierten Macht gekrönter Potentaten aus, sondern auch im Absolutismus der Zunftmeister (vgl. Abschnitt England), der Vorstände jeder Behörde und jedes Amtes, in der Despotie des Haustyrannen, der die Gattin, die Söhne und namentlich die Töchter, das Gesinde und

die Angestellten absolut beherrscht. Durch die Verantwortung dieses Selbstherrschertums werden starke Individualitäten ausgebildet.

Es ist nun sehr bemerkenswert, daß in Paris, fernes Vorspiel künftiger Umwälzungen, einer Majestät mit Rebellion begegnet wird, die bezeichnend ist für den Absolutismus des Meisters. Der



Feuerwerkmeister.

König der Musiker (le roi des ménestriers) hatte sich absolute Herrschgewalt angemaßt über die Tonkünstler der Stadt; sie wurden unzufrieden, protestierten und setzten die Unabhängigkeit ihres Berufs als eines freien Berufs durch. Der Begriff freier Berufe tritt hauptsächlich dadurch zuerst in Erscheinung. „Der erste ernstliche Widerstand gegen den im Lauf des 17. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Geigerkönigsfamilie du Manoir unerträglich gewordenen zünftigen Zwang ging von den Tanzmeistern aus, welche von altersher als Instrumentalmusiker in die Zunft eingereiht waren, da sie die nötige Musik

zum Unterricht selbst auf einer kleinen, in der ‚Pochette' tragbaren Geige auszuführen pflegten. Im Jahre 1661 traten ihrer dreizehn aus der Zunft aus, um die von Ludwig XIV. privilegierte Tanzakademie zu gründen. Ihrem Beispiel folgten die Organisten und Komponisten, die sich in ihrer künstlerischen Ehre und Freiheit durch die Anmaßung du Manoirs bedroht fühlten. Nach langjährigem Prozeß gab das Parlament (1695) den freien Berufen recht und befreite sie vom Absolutismus des ‚roi des ménestriers'." (Nach Paul Lacome, „La grande querelle des organistes et ménétriers". Paris. „Le Ménestrel", 42. Jahrg.) Unbewußt blieb, daß diese Befreiung eigentlich eine Rückkehr bedeutete in den einstigen freien Zustand der Fahrenden und den Anfang der „Bohème" bildet.

Erträglich wurde der Absolutismus in Europa überhaupt nur durch die gleichzeitig aufgekommene Religion der Höflichkeit, durch den Begriff einer wohlwollenden Majestät, und diese Majestät um heiliger Ordnung willen als so notwendig zu erkennen, daß es sich nur darum handeln konnte, sie als ehrfuchtgebietende Kulturerrungenschaft zu hüten. Die Religion der Höflichkeit, die viele Jahrhunderte in China kulturerhaltend wirkte, nahm in Europa dreimal bedeutenden Ansatz, zum erstenmal als „urbanitas" in Rom, dann zur Blütezeit des Rittertums mit der Erziehung zur Ritterlichkeit, endlich mit dem Auftreten der „société polie" in Frankreich, jener höflich sein wollenden Gesellschaft des 17. Jahrhunderts, angestaunt und nachgeahmt wenigstens äußerlich, denn der Kern blieb meist unverstanden. Ihre Würdigung durch die Kulturgeschichte ist notwendig, denn nur die Toleranz, die Aufnahmefähigkeit und Freudigkeit ihrer erlesenen Mitglieder rückte jeglichen Fortschritt in der Erkenntnis, im künstlerischen und technischen Können in den Bereich des weiterwirkenden, zivilisierten Lebens. Es gehört zu den vielen gedankenlos nachgeschriebenen Irrtümern, daß der Aufschwung des menschlichen Geistes, die großen Entdeckungen und Erfindungen durch die Befreiungstat der Reformation ermöglicht wurden. Wahrscheinlich liegt die Sache umgekehrt, die Neuerungssucht auf allen Gebieten wagte sich auch auf das religiöse Gebiet, nachdem sie in allen Wissenschaften lebendig geworden. Es war natürlich, daß sich die kirchliche Staatsräson, um ihre Autorität zu schützen, gegen die Neuerer zur Wehr setzte. Es mutet freilich komisch an, wenn man Dinge liest, wie Galileis erzwungenen Widerruf oder die Pilgerreise des berühmten Anatomen Vezay, der eine Wallfahrt nach Jerusalem antreten mußte, weil er neue

— heute anerkannte — Ansichten über den menschlichen Körper geäußert hatte. Tragisch aber erscheint es, daß Michel Serves, der geniale Arzt, der manche bedeutende spätere Erfindung vorausnehmen wollte, wegen dieser Ketzerei verbrannt wurde von den Schweizer Kalvinisten und daß die Orthodoxie der Protestanten, soweit es in ihrer Macht stand, genau wie die Anhänger der katholischen Staatsräson verfuhr.



Françoise d'Aubigné, Witwe des Dichters Scarron und morganatische Gemahlin Ludwigs XIV.

Der große geistige Aufschwung im Zeitalter des Barock ist gefördert worden durch die Religion der Höflichkeit, durch erlesene Männer und Frauen, die — mochten sie der einen oder anderen Konfession angehören — jene Toleranz, jenes Wohlwollen, jenes Maßhalten übten, jene Rücksicht verlangten und nahmen, die einem Gebot der wohlverstandenen Höflichkeit nachkam, die Gefühle und Meinungen der anderen zu achten wußte. Dies ist der Triumph der höflichen Manieren im 17. Jahrhundert; aber sie erstarrten zur Etikette, sie wurden in den Händen der Diplomaten zum „Protokoll", einer höchst verschnörkelten, barocken Sache. Wirkliche Diplomatie ist Kunst der Höflichkeit, auf Staatsgeschäfte übertragen, Formelkram ist eine gefährliche Beigabe,

aus der leicht Feindlichkeit und Krieg, gekränkte Eitelkeit entstehen. In der Etikette versteinert das Lebendige, es erstarrt wie das Gesicht unter der Schminke zur Maske erstarrt.

Die Schwärmerei mancher auftauchender Sekte war eine Reaktion gegen die kühle Höflichkeit, die schließlich auch in der Andacht kühl bleibt und der Gottheit mit Zeremonien zu genügen sucht, ohne daß sich das Herz beteiligt. Höflichkeit kann jedoch mit Liebe gehen, ja, ohne sie ist Liebe nicht möglich, wenn der Mensch eine bestimmte Kulturstufe errungen hat. Höflichkeit ist dagegen denkbar ohne Liebe — ein Liebesersatz. Sie kann warm sein, aber auch unendlich kalt, eine stolze Ablehnung, ein Zeichen unendlicher Einsamkeit des Herzens. Höflich sein kann ein Zepter bedeuten und einen Altersstab, auf den man sich stützt, wenn man innerlich ausgehöhlt, ausgeraubt, morsch und müde ist. Ein solches Zepter war die Höflichkeit Ludwigs XIV., des vorbildlich höflichsten Monarchen seines Jahrhunderts — und ein solcher Altersstab. Dieses Zepter und dieser Altersstab gehörten zu seiner Majestät.

VIII.

Die Pädagogen und der Schäferglaube.

Bildungsanstalten. — Claudio Aquavivas Unterrichtsplan. — Neue Hochschulen. — Akademische Freiheit. — Pennalismus. — Mit Pauken und Trompeten. — Philister. — Das Ende der scholastischen Phrase. — Amos Comenius. — Der Leitspruch der Kulturgeschichte. — Janua linguarum. — Bettelhaftes Begriffsgeschwätz. — Oxenstiernas Frage. — Orbis pictus. — Jesuiten und Quäker. — Ad usum delphini. — Prinzenerziehung. — Die neue Pädagogik. — Mädchenerziehung. — Menschengläubigkeit. — Galileis erzwungener Widerruf. — Wissenschaftliche Akademien. — Die Mode. — Reizendes Spielzeug. — The invisible college. — Verteilung der Rollen. — Noch einmal Glaubenshaß. — Große Schau. — Kulturträger. — „Das ist mir lieber.“ — Pietisten und Molinisten. — Arkadien. — Schäferglaube. — Kampf für und gegen die Autorität. — Fénelon. — Das Vorspiel der Empfindsamkeit.

Die Glaubensgegensätze mit gröblichen Waffen und Geschrei tilgen zu können, schien denn doch allen Denkbegabten ein falsches Unternehmen, und man beschloß in den verschiedenen Lagern und Ländern ungefähr gleichzeitig, durch neue Bildungsanstalten und veränderte Bildungsprinzipien die Jugend zu gewinnen und mit der Jugend die Zukunft in die Hand zu bekommen.

Claudio Aquaviva, der fünfte General des Jesuitenordens (gestorben 1615), stellte einen außerordentlich wirksamen Unterrichtsplan auf, der den vielen neugegründeten Jesuitenkollegien zur Blüte verhalf. Die Anregungen hatte er als Ordensprovinzial in Neapel gewonnen, wo Hof und Gesellschaft der vielbesuchten Weltstadt noch einen reinen Hort des Humanismus bildeten. Zu seinen pädagogischen Erfolgen trug nicht wenig bei, daß die jungen Leute von den Jesuiten zu gesittetem Anstand erzogen wurden und zu neuzeitlicher Weltläufigkeit, abgesehen vom Dogma und dem wissenschaftlichen Bildungsgang, während auf den Universitäten mit wenig Ausnahmen der Ton immer brutaler wurde und die Gepflogenheiten zu unnennbarer Roheit entarteten, daß die jungen Leute leicht in Gefahr gerieten, bei irgendeinem blutigen Krawall Schaden oder Tod zu erleiden.

Seit dem 16. Jahrhundert lag es im Bestreben beider Konfessionen, einander durch geistige Minen und Gegenminen in Schach zu halten, und zu diesem oft wütenden Eifer gehörte der geradezu wütende Eifer, neue Universitäten zu gründen. Es entstehen die Hochschulen Harderwick in Geldern 1600, Parma 1606, Gießen 1607, Gröningen 1617, Rintelen 1620, Salzburg 1622, Mantua 1625, Münster 1631, Dorpat 1632, Tyrnau in Ungarn 1635, Utrecht 1636, Abô und Lund in Schweden 1640, Bamberg 1648, Duisburg 1655. Allein das Leben auf den Universitäten entsprach durchaus nicht der Würde höherer Bildungsstätten, sondern die Studentenschaft war „eine Raufbande innerhalb der allgemeinen Rauferei“ (K. Grün, Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. 1880) und hielt mehr auf die „akademische Freiheit“ als auf die akademischen Lehren.

Längst waren die Lateinschulen nichts anderes als Appretierungsinstitute für den Ciceronianismus, lateinische Schreib- und Plappermaschinen, die ihre Schüler mit einer schematisch gewordenen Pseudovorbildung auf die Universitäten sandten, so daß an ernstes Studium weniger denn früher gedacht werden konnte. Auch weigerten sich die jungen Leute, die geistliche Kleidung der Scholaren selbst in Bursen und Konvikten anzulegen; sie trugen Waffen, Sporenstiefel und einen soldatischen Koller, der rauhen Zeit und ihrer Mode entsprechend. Ein lauter und brutaler Nationalismus wurde durch die Kriege geweckt, auf den deutschen Universitäten wurde der Pennalismus, auf den englischen das Faggingsystem eine Krankheit des Jahrhunderts. Der Pennalismus bestand darin, daß die angehenden Studenten von den älteren nicht als „voll“ angesehen waren. Der Neuling hieß

der „Bean“ (bec jaune) und wurde bis zur „Deposition“ ein Jahr lang in seiner Landsmannschaft „geschoren“, d. h. ausgebeutet, gefoppt und zu niederen Diensten gezwungen; die „Bean“ oder Pennäle mußten ihre guten, neuen Kleider gegen die abgetragenen der älteren Semester umtauschen und durften weder Degen noch



Straßburger Student im 17. Jahrhundert.

„Plumagen“, d. i. Federhüte, tragen. Nach überstandenem Pennaljahr gaben sie ihrer Landsmannschaft ein großes Essen und Saufen, worauf sie „ehrliche Burschen“ wurden, analog den ehrlichen Gesellen in der Zunft. Als Überrest hat sich der „Fuchs“ in den Korps erhalten. Gegen den Pennalismus vereinigten sich Landesfürsten mit den Universitäten und erreichten schließlich einen „Reichstagsabschied“ in Regensburg.

Selbst in den kriegsverschonten Ländern, in Paris, in Padua,

den altberühmten Universitätsstädten, benahm sich die akademische Jugend tumultuarisch und lebte in prinzipieller Fehde mit Stadtregiment und Bürgertum. Mehr als einmal zogen die Paduaner Studenten mit Pauken und Trompeten zum Tor hinaus und drohten die Stadt zu verlassen, was deren Ruin verursacht hätte. Dann schickten die Philister Deputationen hinaus und baten demütig um Rückkehr, meist unter Nachgeben irgendwelcher im Streit aufgeworfener Forderung. Deutsche Studenten, z. B. in Tübingen, lieferten den Bürgern förmliche Schlachten, verjagten die Wächter mit Waffen, lärmten und zechten auf dem Marktplatz, die „Philister zu ärgern, die den Teufel wußten, was Freiheit heißt". Dieses Wort ging um in Deutschland, Frankreich und Italien, auf alten und neuen, katholischen und protestantischen Hochschulen. Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts erzählt ein Schriftsteller: „Studenten haben auf den Dörfern sich auf die Kanzeln gestellt, den Pfarrer mit prahlerischen Worten überschwatzt, in ziemlichen Räuschen gepredigt, die Bauern mit seltsamen Schwänken zum Lachen gebracht, dann auch Sackpfeifer und Schalmeien bestellt, die Greten und Elsen aus den Ställen an den Tag gezwungen, daselbst gesprungen und gespeist."

Aber nicht nur der Philister, auch der akademische Lehrer und die geistigen Führer der höheren Stände wandten sich schließlich gegen das Überhandnehmen und Verrohen des Studentenulks. „Es ist klar, diesem Unwesen ließ sich nur radikal, nur von der Wurzel aus beikommen. Der akademische Bürger, der eine anständige Führung des Lebens mit der Empfänglichkeit für die stets wachsenden Errungenschaften des beobachtenden und rechnenden, das heißt des exakten Geistes im 17. Jahrhundert, verbände, der übrigens fähig wäre, etwas von jenen spekulativen Resultaten zu begreifen, die sich von Bacon und Descartes bis Leibniz und Loke erstreckten: dieser akademische Bürger setzte eine andere Volksschule und Mittelschule voraus. Die aus tiefstem Born mächtig aufstrahlende Naturerkenntnis verlangte gebieterisch Anschauung statt hölzerner Formeln. Die an der Hand der Naturgesetze emporstrebende Philosophie erheischte die Kultur eines logisch-nützlichen Denkens von unten nach oben und eines sicheren Rückschließens von oben nach unten statt der angelernten scholastischen Phrase" (Grün).

Eine solche neuzugestaltende humane Bildung träumte Amos Comenius, Haupt der böhmisch-mährischen Brüder. Vom Sektengeist innerlich vollkommen abgelöst, erstrebte er eine allgemeine Verbrüderung der gegensätzlichen Konfessionen, ähnlich wie es

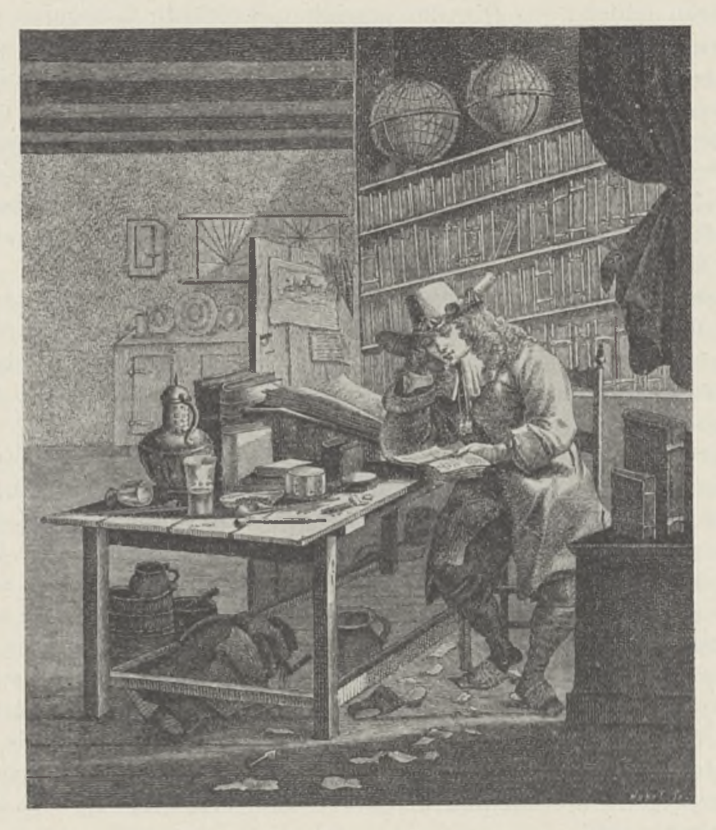
nach ihm Leibniz plante, auf der Basis einer vernünftigen Erziehung. Ein dogmatischer Säuberungsprozeß sollte Menschenbildung erzielen: „Wir wünschen, daß die Menschen endlich von den Meinungsverschiedenheiten befreit werden, daß die Sekten und Gehässigkeiten aufhören, unter welchen die einen von den anderen leiden.“ — Dies zu erreichen, ersehnte Comenius eine Erkenntnis, die nur durch zusammenfassende Kultur erreicht werden konnte. Man solle nicht mehr bei der Theologie allein verweilen, sondern dürfe die nicht beiseite lassen, die „niedrigere Stoffe behandelten, nämlich die Philosophen, Ärzte, Rechtsgelehrten, Mechaniker, Erfinder von allerlei Dingen, Geschichtschreiber, Kosmographen, damit aus allen besonderen Wissenschaften endlich eine allgemeine Wissenschaft der Wissenschaften und Kunst der Künste, das ist Pansophie, entstehe“.

Bewußt oder unbewußt greift heute der Philosoph Holzapfel mit dem Panideal auf diesen Gedanken des Comenius zurück. Es ist eine naturbedingte Schwingung des menschlichen Geistes, in geschichtlichen Augenblicken allergrößter Zerrissenheit sich an solche umfassende Einigung denkend anzuklammern, vereinigte Staaten auch innerhalb der Gelehrsamkeit herbeizusehnen.

Ein interessanter Aphorismus des Comenius, der auch heute nicht überlebt ist, lautet: „Die Dinge werden, so wie sie sind, erkannt, wenn sie so erkannt werden, wie sie geworden.“ Dies könnte der eigentliche Leitspruch der Kulturgeschichte sein. Eine zur Zeit des Comenius noch unbekannte Disziplin, die aber geeignet ist, die fehlende Verbindung unter allen geistigen Disziplinen herzustellen, allen Pedanterien und deren Hader stetig entgegenzuarbeiten, weil sie darauf bedacht ist, das Entstehen und Werden zu begreifen. Der Kulturhistoriker sieht auch das Entstehen der Feindlichkeiten kaltblütig überlegen an wie jedes andere Studienobjekt und behandelt dementsprechend, was ihm entgegenbelfert.

Comenius, aus Ungarisch-Brod in Mähren gebürtig, von gemischter Rasse, deutsch, böhmisch, ungarisch, von universaler Sprachkenntnis, die ihm erlaubte, wissenschaftliche Traktate lateinisch, deutsch und tschechisch zu schreiben, eignete sich gut für eine große philosophische Vermittlerrolle. Europäisch berühmt wurde sein Werk: „Janua linguarum oder die eröffnete Sprachentüre, Pflanzschule aller Sprachen und Wissenschaften“ (1631). Es wurde übersetzt in zwölf europäische Sprachen, dann ins Türkische, Arabische, Persische und Mongolische. So weit reichte der Einfluß des großen Barockpädagogen.

Aber sein Ziel, daß beim Erlernen fremder Sprachen die Jugend nicht mehr mit abstrakten, grammatischen Regeln gequält werde, sondern Intellekt und Sprache immer parallel nebeneinander hergehen sollten, blieb frommer Wunsch. Pedanterie und Buchstabenglaube erwiesen sich als unbesiegbar. Der Nürnberger



Junger Mann in seinem Studierzimmer.

Rektor Feuerlein warf dem Latein des Comenius vor, es sei ein Schneider-, Schuster-, Küchen- und Kellerlatein. Die Pedanterie will, wie immer, den Hokuspokus retten, indem sie unverstandene Worte imponierend um sich verbreitet, und war von jeher gegen jene Deutlichkeit, die Wort und Ding klar verbindet und für die sich der pädagogische Reformator des Barock leidenschaftlich einsetzte, als zur wahren Bildung, zur wahren Kultur unumgänglich gehörend. Auch sein Glaubens- und Zeitgenosse Milton fand beredte Worte dafür, indem er mit Verachtung von dem „bettel-

haften Begriffsgeschwätz“ sprach, mit dem der weisheitsuchende Jüngling nur verhöhnt und betrogen werde. Hier erhebt sich das Barockzeitalter zu einer Reife der Erkenntnis in bezug auf allgemeine Kultur, die nicht veraltet ist, von der aber leider auf unzähligen Irrwegen immer wieder abgewandert wurde zum Nachteil der Menschenjugend.

In Deutschland fand Comenius für seine großen Gedanken keine Stätte und nur taube Ohren, dagegen viel Anklang und Mäzenatentum in England, Siebenbürgen und Schweden. Der schwedische Kanzler Oxenstierna begrüßte den Gelehrten mit der weisen Frage: „Kannst du Widerspruch vertragen?“, was Comenius lächelnd bejahte. Endlich fand er ein Ruheplätzchen in Holland, dem Refugium unabhängiger Geister. Sein Lebenswerk über den Traum der Pansophia kam nie zum Druck, dagegen erhielt seinen Namen lebendig ein Kinderbuch, das noch Goethe rühmte, das erste Bilderbuch der Welt, der „Orbis pictus“, 1657 zu Nürnberg erschienen, „eine gezeichnete Weltreise“, die eine Realenzyklopädie für den Anschauungsunterricht der Jugend bilden sollte. In der deutschen Ausgabe lautete der Untertitel: „Die sichtbarliche Welt, das ist aller vornehmsten Weltdinge und Lebensverrichtungen Vorbildung und Benennung.“ Dieses kindliche und Kindern gewidmete Werk (in elf Sprachen gedruckt) ist einerseits Vorläufer der Kulturgeschichte und anderseits ehrwürdiger Ahne aller auf Belehrung zielender illustrierter Bücher und Zeitschriften. Der „Orbis pictus“ gab Anstoß zu allen bildergeschmückten Profandrucken, vom großen Prachtwerk bis zu den Pfennigmagazinen.

Große erzieherische Gedanken zeitigt der Barock teils im Kampf um die Kultur, teils im Kulturkampf. Zum erstenmal seit dem Altertum werden pädagogische Prinzipien als Waffen ins Feld geführt, die Erziehung als Mittel im Kampf angesehen. Die Erziehungsmode, Manie und Sport mancher Kreise im 18. Jahrhundert, geht auf die Vorläufer des Barock zurück; ein Basedow, ein Rousseau wären ohne dieselben nicht denkbar. Im Barock herrscht stete Emphase, daher war alles pomphaft und auf Pomp gerichtet. Doch trotz der Perücke ist manch wirklich väterlicher, im besten Sinn humaner Zug im ernsten Antlitz darunter unverkennbar, welcher konfessioneller oder philosophischer Richtung ihr Träger angehören mochte.

Seit Jahrhunderten zum erstenmal wurden die Knaben milde und mit Berücksichtigung der verschiedenen Anlagen ohne obligate Verprügelung in den Jesuitenschulen geleitet; im anderen

Lager sind Quäker und böhmische Brüder ähnlich bemüht. Es gibt utopische Erziehungsträume wie jene des Thomas Campanella. Es beginnt eines der praktisch wichtigsten Erziehungsämter in der Zeit des Absolutismus; man besinnt sich auf die Notwendigkeit des Prinzenerziehers, und Fénelon stellt dessen Ideal mit sanfter Eindringlichkeit auf. „Ad usum delphini" — zum Gebrauch des Dauphin, des vorsichtig erzogenen Thronerben —, lautet die Redensart für etwas, das zu seinem Zweck pädagogisch zugeschnitten ist, seit Bossuet und Huet eine Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker unter Weglassen „anstößiger Stellen" für den Dauphin[1] besorgen mußten, das erste Zeichen offizieller Prüderie.

Nach furchtbaren Wirren und Verwicklungen schien endlich eine gültige Regierungsform, eine einzig wünschenswerte Lösung der Kulturfrage in bezug auf den Staat erreichbar. Man brauchte einen absoluten Herrscher im Großstaat wie im Kleinstaat; aber dieser Herrscher sollte für seine Aufgabe richtig erzogen werden, aufgeklärt sein, damit er weitsichtig, einsichtig ein segensreiches Regiment führen könne und imstande sei, die Autorität moralisch zu wahren, statt mit Gewaltmitteln vorzugehen.

Dies ergibt die Wichtigkeit des Prinzenerziehers, die Fénelon als Kredo annahm und die später Schiller ungefähr vorschwebte in „Don Carlos" und den Briefen über ästhetische Erziehung, ein Ideal, das übrigens schon Platon und Konfutse gekannt, dem schon manche große Philosophen mit Vorliebe, wenn auch mit wenig Glück, ihre Kräfte gewidmet.

Noch weitere Kreise erfaßte aber die neue Sorge um Pädagogik, denn es war notwendig für den wohlmeinenden und aufgeklärten Fürsten, unter seinen Höflingen, Offizieren und Räten brauchbare Kräfte zu finden für die Ausführung volkstümlicher Pläne, statt in seiner Umgebung nur Intriganten und Schmarotzer oder Sauf- und Raufbolde zu haben, wie sie von den Universitäten ins Leben entlassen wurden, unbrauchbare, in ihren Ansichten und Gepflogenheiten für die Stelle eines wahre Bildung erstrebenden Erziehungskünstlers untaugliche und veraltete Individuen.

Die pädagogische Sorge erstreckte sich sogar auf die bis dahin vernachlässigte höhere Bildung der „Fräulein". Es wurde epochemachend, daß Mme. de Maintenon in der Einsicht, wie wichtig

---

[1] Dauphin war ursprünglich der Titel des souveränen Herrn der Provinz Dauphiné, die dem ältesten Sohn des Königs als Apanage im Mittelalter zustand; später blieb nur mehr der Titel, wie der englische Thronfolger als Prince of Wales bezeichnet wird.

der Einfluß eines klugen, gebildeten Frauenzimmers sei, zu St. Cyr ein berühmtes Mädcheninstitut eröffnete, wo sich Kunstpflege in frommem Sinn den gepflegten Gemütern erschloß und alles, selbst der schwere, tiefe Hofknicks, nicht mehr mechanisch, sondern



Allegorisches Porträt des Doktors Charles Delorme,
Leibarzt der Könige Heinrich IV. und Ludwig XIII. (Nach Callot.)

mit Verstand gemacht wurde, mit Nüancen des Versinkens je nach Grad der Huldigung, mit Schattierungen des Lächelns, alles systematisch erwogen. Selbstbeherrschung wird in erster Linie gelehrt, denn diese gibt Überlegenheit, Schlagfertigkeit, Weltgewandtheit, deren eine Frau bedurfte, nunmehr berufen, auch offiziell berufen, eine große Rolle zu spielen im geschichtlichen und kulturellen Geschehen. Auf dem Thron, in dessen nächster Umgebung, mit diplomatischer Sendung beauftragt, ausschlaggebend und ordnend bei weltbestimmenden Zusammenkünften,

wo die Verbohrtheit und der Eigensinn der Männer versagten, wie Mme. de Longueville beim Westfälischen Frieden beispielmäßig Kontenance und Würde bewahrte, während die Vertreter der Länder durch Ränke kleinlicher Art und Etikettenstreit alles verdummten, wirkte die Frau neuartig, der neuen Zeit entsprechend. So bereitete der Barock durch den Glauben an die Erziehung die Menschengläubigkeit des kommenden Jahrhunderts vor.

Was noch unlängst unmöglich geschienen, ein Geist der Duldung verbreitete sich allmählich, wenn auch noch einzelne Rück-



Astronomen auf der Pariser Sternwarte (Observatoire).
Kupferstich von Séb. Leclerc (1671).

fälle stattfanden, weil die einst selbstverständliche Unduldsamkeit Ansehen und Berechtigung zu verlieren im Begriff war, wogegen sie sich da und dort aufbäumte. Ein berühmtes Beispiel bedauernswerten Rückfalls und rückständigen Verfahrens bildet der Fall Galilei.

Zweifelsohne war es den gebildeten, feinsinnigen Prälaten in Rom peinlich genug, gegen Galileis Behauptung vorgehen zu müssen. Zeloten und Staatsräson zwangen sie zu diesem Zwang, nachdem Papst Urban VIII. sich zuerst spontan für Galilei begeistert hatte, „dessen Ruhm am Himmel glänze, dessen Ruf die Erde erfülle und der mit dem Verdienst der Wissenschaft den Eifer wahrer Frömmigkeit verbinde“. Auch die vom Kardinal Bellarmin aufgeforderte Kommission des „colloquium“ hatte Galileis Entdeckungen bestätigt. Aber seine gelehrten Widersacher schnaubten Wut und hetzten so lange, bis er zu dem bekannten Widerruf gezwungen wurde. Nach einer Nacht im Gefängnis konnte er sich wieder seinen Studien widmen und sogar Freunde wie Milton empfangen, ein Beweis, daß es mit der Intoleranz nicht gar so schlimm stand.

Mehr und mehr erwies es sich jedoch, daß der einzelne Wissenschaftler zu schwach war gegenüber dem alten Druck der Meinungsgewohnheiten und daß selbst die mächtigsten Gönner, wie Papst und Kardinäle, trotz aller Sympathie der jungen Wissenschaft nicht genügend Schutz gewähren konnten. Es war nötig, daß gelehrte Körperschaften entstanden, um „in corpore“ Entdecker wie Erfinder zu schützen. Daher die Gründung wissenschaftlicher Akademien in allen Kulturländern.

Die Mode wird erst Mode im 17. Jahrhundert und nimmt teil an der Vorbereitung des Umsturzes, da sie die Autorität am erfolgreichsten unterspült. Die Mode kommt den Entdeckern und Erfindern zu Hilfe. Erst nachdem sich die Gelehrten an sie gewendet, erfuhren sie wirksamen Schutz und konnten immer kühner werden. Diese Wendung ist sehr deutlich erkennbar. Die vornehme Gesellschaft nahm sich der gelehrten Spekulation an, amüsierte sich darüber, gab ihr den Charakter einer eleganten Spielerei und gewährte ihr gerade dadurch nachhaltigen Schutz, denn die Verteidiger der alten Weltanschauung konnten die Gelehrten, die Schoßkinder der herrschenden Gesellschaftsschicht wurden, nicht mehr als Ketzer grimmig verfolgen.

Teleskop, Mikroskop, Barometer, Thermometer — welch reizendes Spielzeug! Das lassen sich die Herren und Damen doch nicht mehr nehmen. Wie entzückt die Pendeluhr, wie fesselnd ist das Geheimnis der Spiralfeder. Dilettanten aus vornehmen Kreisen begeistern sich für alles, was aus Laboratorien und Studierstuben hervorgeht. Ebenso wie sie sich für Tee, Kaffee, Schokolade und Tabak begeistern. Vielleicht tragen auch die neuen Genußmittel dazu bei, das Denken leichter, weniger mühselig zu machen, dasselbe anzuregen zu spielerischen, aber doch nützlichen Fragestellungen, zu lebhaftem Interesse, zur Freiheit des Tummelns auf unbekannten oder verpönten Gebieten.

Charakteristisch ist die lebhafte Teilnahme des Frauenzimmers, die anfangs zwar komisch wirkt. Man merke den Spott Molières über die „précieuses ridicules“. Doch wie hoch erheben sich diese leicht komischen Preziösen über die Weiber von vorgestern und gestern in ihrem Interessenkreis.

Es wird Mode, sich den gelehrten Gesellschaften anzuschließen. Die erste war die Academia del Cimiento in Florenz, ihr folgte die nachhaltig berühmte Royal Society unter Karl II. (1662), unter Colbert die „Académie des sciences“ (1666) in Paris. In Deutschland schlossen sich die Ärzte in Schweinfurt (1652) zusammen, und Leibniz gründete die „Sozietät der Wissen-

schaften" in Berlin. In Wien wurde die „Academia curiosorum" (1677) zur Leopoldino-Carolina unter kaiserlichem Protektorat erhoben.

„Die englische Royal Society gibt ein Beispiel von dem durch vieles Reisen vermittelten Kosmopolitismus der Wissenschaft und den Beleg zu jener zurückhaltenden Vorsicht, welche die Naturforscher beseelte" (Grün). Bacons Lieblingsidee einer Akademie für Beobachtung und Experiment, lange vor Ausbruch der Revolution gehegt, verwirklichte sich anfangs durch Miltons „Gesellschaft für Naturwissenschaften", meist „the invisible College" genannt. Englands größter Idealist verband sich dabei mit Robert Boyle, dem wissenschaftlichen Realisten, dem Mittelpunkt der Gesellschaft, und mit dem phantastisch vorwärtsdenkenden Dr. John Wilking, der es für möglich hielt, auf den Mond zu fliegen. „Einige gelehrte Männer", heißt es in der Gründungsurkunde (1645), „welche nach den Dingen der Natur und der neuen Experimentalwissenschaft begierig waren, verabredeten einmal wöchentlich zur Unterhaltung über solche Gegenstände zusammenzukommen." Durch Unruhen aus London verscheucht, siedelte die Gesellschaft nach Oxford über. Unter Cromwell zerstreut, bildete sie sich unter Karl II. von neuem in London, wo sie als Königliche Gesellschaft bestätigt wurde.

Ihr Sekretär, der die Drucke besorgte, war der Konsul des niedersächsischen Kreises Oldenburg, ein Freund Spinozas. „Fahre du fort", schrieb er diesem, „die Prinzipien der Dinge mit deiner mathematischen Schärfe festzustellen; Boyle wird das durch Experimente und Beobachtungen bestätigen." So verteilte Oldenburg die Rollen zwischen England und dem Kontinent. Während Pest und Krieg setzte die Royal Society ihre hydrostatischen, anatomischen und physikalischen Experimente fort, machte Luftmessungen, fixierte das Quecksilber. Eines ihrer sensationellsten Experimente war die Transfusion des Blutes. „Ohne Zweifel war bei der neuen Denkmethode viel Mode im Spiel, und der weitverbreitete Aberglaube war nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen."

Auf Grund wissenschaftlicher Beobachtung führte Hobbes z. B. seinen Kampf gegen die Hexenprozesse, indem er „unkörperliche Substanzen" aus der Welt schaffte und die Vorstellung von Dämonen für verächtlich erklärte zu einer Zeit, da ein bekannter Arzt, Thomas Browne, vor Gericht schwor (1664), daß zwei Weiber vom Teufel behext seien. Man fing an einzusehen, daß zur Ethik die Kenntnis des Menschen und die „Naturgeschichte



Auswanderung der Salzburger Protestanten.

seiner Affekte“ gehöre, daß die moralischen Bildungsmittel dazu dienten, „die Leidenschaften durch Gewöhnung zu bändigen“. Sinnreich wird die Kultur des Gemütes nach Bacons Ausspruch „Georgica animi“ genannt. Die Forschung erhob ihre Schwingen, gewaltige Erfindungen wurden erdacht und angewandt; aber unabhängig vom Geiste der Erfinder machte sich die Menschheit deren Resultate zunutze. Sie trachtete nach dem Einträglichen, jeder vom eigenen Interesse gespornt. Und dieses Interesse führte oft wieder zu Gegensätzlichkeit, zu Haß, zu Verfolgung und machte alte Feindschaften lebendig.

Ziemlich zeitgenössisch mit der Aufhebung des Ediktes von Nantes und den damit zusammenhängenden Hugenottenverfolgungen eiferte von neuem Religionshaß in England und im Deutschen Reich. Die Salzburger Protestanten wurden vertrieben, zum letztenmal flammte Glaubenshaß empor, doch am Schluß des Zeitalters der Glaubenskriege ist die religiöse Verfolgung im Grund mehr eine politische, der religiöse Fanatismus geht über in den politisch sozialen.

Die letzten Verfolgungen waren eigentlich ein Ausdruck von Panik, und es wurde angenommen, daß die Papisten hier, die Protestanten dort mit ausländischen Feinden heimlich in Verbindung stünden, jeden Augenblick bereit, das Nationalgefühl dem Gefühl der Glaubensbrüderschaft zu opfern. Die Aufforderung: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“, enthielt letzten Grundes nicht viel Neues, denn früher hieß es: „Protestanten aller Länder, vereinigt euch!“ gegen den gemeinsamen Feind, und ebenso galt es für die Katholiken in erster Linie, dem Katholiken brüderlich zu sein. Durch solchen sich über den Grenzpfahl die Hände reichenden Glaubenseifer fühlte sich die neuerwachte Idee des Nationalismus in ihrem Streben bedroht, eine Weltordnung zu schaffen, und sie war es, die sich in diesen letzten religiösen, allerdings nur scheinbar religiösen Verfolgungen zur Wehr setzte.

Für die Geschichte der Kultur ist es aber von größter Bedeutung, nur große Schau zu halten und ohne Erbitterung für und wider nur mit gebührender Ehrfurcht festzustellen, daß zum Ausbau aller kulturellen Werte auf technischem Gebiet und zum Hervorbringen der dazu erforderten neuartigen Denkarbeit ungeheure Wehen gehörten, ein Kreißen unter Jammergeschrei, ein Entwurzeln unzähliger Menschen und ihr Hinaustreiben in die Fremde.

Von der prähistorischen Zeit an durch das ganze Altertum vermittelten Fremde jedes kulturelle Können. Sklaven und Kriegs-

gefangene streuten als Lehrmeister neuer Technik Kultursamen aus. Freiheitsberaubte, Heimatsvertriebene wurden unfreiwillig— P ä d a g o g e n. Die mühsame Befruchtung vollzog sich oft durch Flüchtlinge und Auswanderer, die sich um ihres Glaubens willen vom Herd vertrieben sahen oder der Verfolgung zuvorkamen und Bienen gleich ausschwärmten, anderswo ihren Honig zu bauen.

Solche Kulturträger wurden die vertriebenen spanischen Juden, deren Geschick Holland einen Teil seiner Blüte verdankte (siehe S. 77). (Sonderbar ist es, daß heute, dreihundert Jahre später,



Die Bibliothek des Historikers de Thou.
Kupferstich von Sébastien Leclerc (1679).

das modern erstarkende Spanien Einwanderung von Juden begehrt.) Verschiedene Sekten wanderten vom Westen nach Rußland aus, andere nach Amerika, mit Fleiß und Können diesen Kontinent besiedelnd. Am deutlichsten zeigt sich die kulturelle Bedeutung dieser Auswanderung bei den Quäkern in Nordamerika und im Kultursegen, den die „refugiés“ nach Brandenburg brachten mit ihren Manufakturen und der feineren Bildung. Die kurzsichtige Maßregel des Versuchs, sie gewaltsam zu bekehren, stammte aus einer Naivität des alternden Königs Ludwig XIV., dem man vorspiegelte, „die staatsgefährlichen Sektierer seien zu fangen wie Fliegen im Netz“.

Daß es sich um politische Panik handelte, beweist ein merkwürdiger Ausspruch des Königs. Irgend jemand wurde angeklagt, Jansenist zu sein; ein anderer Hofmann fiel dem Ankläger ins Wort, der Betreffende sei nicht Jansenist, sondern glaube überhaupt nicht an Gott. Erleichtert meinte der König: „Das ist mir lieber.“ Ehrlich entrüstet war der elegante Prediger Fénelon, als es seiner feinen Kunst mißlang, die rauhen Hugenotten zu überzeugen; sie waren durch die Dragoner schon zu stark erbittert. Das Scheitern seiner Mission wurmte heimlich weiter im Herzen, und Fénelon, der die anderen nicht zu bekehren vermochte,

wurde selbst bekehrt zu einer neuen, für seine Zeit fast revolutionären Mentalität.

Der Ausläufer des religiösen Glaubenseifers früherer Jahrhunderte offenbarte sich im 17. Jahrhundert unter verschiedenen Namen, fast gleichzeitig in verschiedenen Ländern, angefacht von verschiedenen edlen Schwärmern, doch im Grunde dasselbig. Wie denn die großen Gemütsbewegungen, die den Kulturzustand beeinflussen, stets ähnlich und durch ähnliche Ursachen bedingt auftreten und sich ähnlich auswirken, was immer jeweilige Sprache und jeweiliges Kostüm.

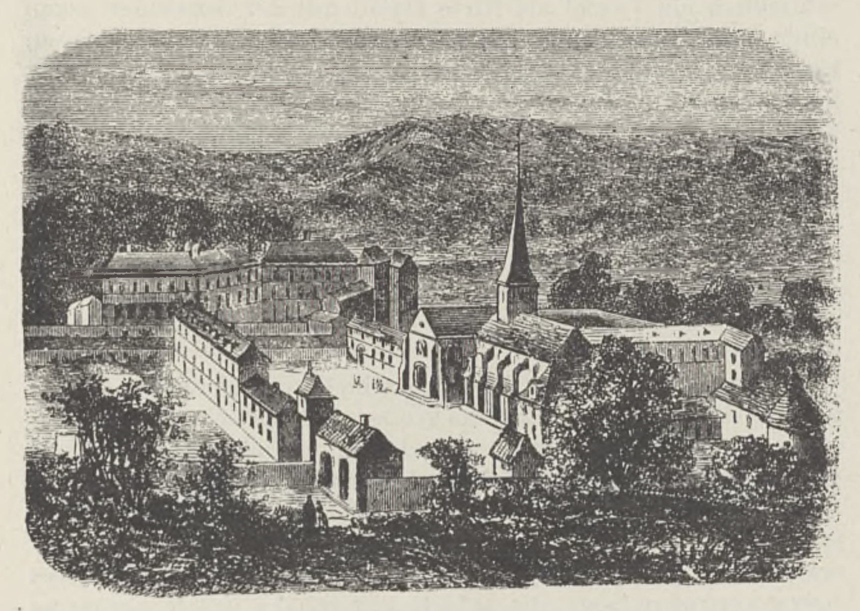
Nach der furchtbaren Welle des Hasses in den Glaubenskriegen, die Religion mit Haß identifizierte, kam als notwendige Gegenwelle die Neuentdeckung der Gottesliebe, der Glücksmöglichkeiten, die sie den darauf eingestellten Gemütern bieten konnte, in England mit den Quäkern, den ersten prinzipiell toleranten Christen, in Deutschland mit den Pietisten, den Anhängern Speners in Leipzig, die den Orthodoxen entgegentraten und an der Universität Halle ihren Wirkungskreis fanden. In den Niederlanden predigten verschiedene Sektierer Toleranz, in Spanien kamen die Molinisten auf, in Frankreich zogen Jansenisten und Quietisten weite Kreise an, in Italien erschien die mildeste Form des Jesuitismus, in Arkadien mündend.

Die Sehnsucht nach einem gottseligen Arkadien lag allen diesen Gemütsbewegungen zugrunde, man war des Krieges und des Hasses müde, man suchte ein Reich der Liebe mit eigentlich pastoralem Charakter im Anschluß an die Schäfermode, nur daß Schäfer und Schäferin — etwa Fénelon und Marie Bouvier de la Motte Guyon, das berühmteste solcher Schwärmerpaare — sich in idyllischer Gottesliebe auslebten, die zur Kindlichkeit zurückrief. Wie Schalmeienlieder klingt es durch dieses neue Sektenwesen nach dem Trommelwirbel und der Schlachttrompete. Die Zartgestimmten suchen die Stille, die Ländlichkeit, den Frieden, Ruhe und Beruhigung in Gott, voll Zuversicht, daß dieser Gott sich jedem einzelnen Liebenden einzeln offenbart, ihn belehrt, führt, tröstet und beglückt, unabhängig von kirchlichen Institutionen.

Diese Unabhängigkeitserklärung gegenüber der Autorität gefesteten traditionellen Kirchenwesens brachte natürlich mit sich, daß die kirchliche Autorität beider Konfessionen diese anscheinend harmlose Schäferei nicht duldete und überall eine nicht unbedenkliche Verfolgung hervorrief. Ebenso erklärten sich die orthodoxen Juden gegen Spinoza, dessen philosophisches

Bekenntnis mit Pietismus und Quietismus im Grundzug zusammenstimmt.

Der Sternenglaube der Renaissance, dieser okkulte Glaube, der neben dem offiziellen Credo einherschwebte und den Stil, die innere Kultur und Struktur der Zeit beeinflußte, wich im Barockjahrhundert der zarten und doch sehr widerstandsfähigen



Abtei Port Royal des Champs.

Schwärmerei, die man unter dem Allgemeinbegriff Schäferglaube zusammenfassen kann, vom Standpunkt des Kulturhistorikers aus gesehen.

Das Glück inniger Anbetung, das einst in der Anbetung einer Dulcinea gefunden wurde, übertrug sich jetzt auf die möglichst in kindlichem oder exaltiert liebberauschtem Ton gehaltene Gottesminne. Sie nahm vom Zeitalter des Barock an manche Emphase, manchen Schnörkel, manchen höfischen Knicks, und manche preziöse Schäferweise gehörte zu ihr. Sie war unendlich liebenswürdig im Vergleich zu dem fanatischen Kriegsgeschrei, und hat, wo sie auftrat, bleibende Kulturwerte gebracht. Am nachhaltigsten durch die Quäker, wie denn der in protestantischen Kreisen erblühte Schäferglaube stärker und wirkungsvoller war. Aus natürlicher Ursache. Er brachte, was die trockene protestan-

tische Orthodoxie durchaus entbehrte, er brachte Poesie. Im Katholizismus gab es schon Poesie, der aus der Kirche hervorgegangene Quietismus brauchte keine erst hineinzutragen; die pastorale Andacht fand neben anderer Andacht ihren Platz.

Der Kampf, der in Frankreich entbrannte gegen Port Royal und dessen in Gottesminne versunkene Schäferei, der Kampf, den schließlich ein Pascal als Hirte David mit der Schleuder gegen einen Goliath des kirchlichen Etatismus unternehmen zu müssen glaubte, war letzten Grundes mehr politisch als religiös. Es ging im Kampf für und gegen die Autorität als solche. Staatliche wie kirchliche Autorität waren notgedrungen nunmehr miteiander verbunden, denn beide galt es zu wahren gegen revolutionären Ansturm.

Dieser Ansturm erfolgte von idealistischen Pädagogen bereits auf jedem Gebiet und griff überall die Autoritäten an. Innerhalb der Familie soll nach ihrem Sinn der Mann nicht mehr Despot sein, wie der Monarch innerhalb des Staates nicht mehr Despot sein soll.

So fern ihm Comenius im allgemeinen stehen mochte, er begegnete sich mit Fénelon in dem großen erzieherischen Gedanken; seine Anschauung deutet manchmal schon auf Rousseaus Pädagogentraum. Fénelon faßte bereits ins Auge, daß die Erziehung des Frauenzimmers eine wichtige Kulturaufgabe umfasse, und mit seinem psychologisch feinen Essay über Mädchenerziehung stieß er die Tradition um, die noch der Spanier Vivès streng vertreten hatte, die Mädchen durchaus unselbständig zu erziehen als ewige Mündel. Fénelons Erziehungsroman „Telemach", dem königlichen Schüler gewidmet, ist in diesem Sinn idealistisch-revolutionär, erschüttert, wenn auch unter Wahrung höflichster Form, den Absolutismus in seinem Grundgedanken. Fast alle Pädagogen des Barock gehen aus dem Schäferglauben hervor oder stützen sich auf die Arkadier, die ihm angehören. Sie bereiten den allgemeinen Menschenglauben des 18. Jahrhunderts vor. Ihre Erziehungsutopien sind groß und schön.

Wie ein Naturwollen wirkt es aber, daß die religiöse Schwarmgeisterei in soziale Schwarmgeisterei mündet, daß unbedingte Gottgläubigkeit sich langsam in unbedingte Menschengläubigkeit wandelt. Der poetisch-zarte Schäferglaube bildet den Übergang und ist ein Vorspiel der Empfindsamkeit der folgenden Jahrhunderte. Der fanatische Menschen- und Tugendglaube des 18. Jahrhunderts ist nicht plötzlich entstanden, ihn präludiert das 17. Jahrhundert, denn er offenbart sich in den Träumen der

großen Pädagogen des Barock, die der Zukunft den Weg bahnen. Jeder Glaube hat Märtyrer, macht Märtyrer, heischt Opfer. Der religiöse hatte Flammen entzündet, der soziale baute schließlich die Guillotine, doch an ein mögliches Arkadien denkt der Mensch immer wieder.

IX.

Staatsräson, Jesuitismus und Arkadien.

Verehrung der Staatsräson. — Im Gegensatz zur Heimatliebe. — Von Gottes Gnaden. — Naive Aufmachung. — Die Diagnose der Zeitung. — Jesuitismus. — Die festgeschlossene Elite. — Beichtväter. — Der König in der Kutte. — Wer trägt die Schuld? — Kulturgeschichtliche Bedeutung. — Die Kunst des Möglichen. — Aufbau. — Das neue Klosterreich. — Reservatio mentalis. — Das Metier des Botschafters. — Der Götze der Zeit. — Sehnsucht nach Führung. — Notwendigkeit des Absolutismus. — Richtlinien. — Wortklauberei. — Jesuitenstil. — Prozessions- und Predigtkirche. — Heimweh. — Die Jesuiten im Norden. — Die Himmelfahrt auf zwei Wegen. — Die Schäferkönigin. — Roms Barock. — Die Jesuiten in China. — Eine pädagogische Provinz. — Kaiser Kun-Hi. — Opiumhandel. — Die erste Weltpolitik.

Die unbedingte Verehrung der Staatsräson — ratio status — folgt unmittelbar, wenn ein anderer Autoritätsglaube zerstört ist, wenn sich in der Weltanschauung Zweifel regen. Irgendeinen festen Anker sucht der Mensch und glaubt ihn zu finden in Opferwillen, in Gehorsam, in Untertänigkeit dem Götzen der Staatsräson gegenüber, dem Etatismus. Dies ist ein Zurückgreifen auf uralten politischen Irrglauben, und ein Rückblick lehrt den Zusammenhang. Einst hatte jede einzelne griechische Stadt ihre eigene Staatsräson anbeten wollen, nämlich die Sonderinteressen oder vermeintlichen Sonderinteressen der Polis für so heilig erklären, daß ihren Zwecken zu dienen jedes Mittel erlaubt sei. Gegen diese Überzeugung erhob sich Platon mit der kühnen Behauptung, daß zum Staatswohl Sittlichkeit, strenges Rechtsgefühl gehöre, daß Gemeinwohl den Menschen nicht vom Ethos entbinde, sondern wohlverstandenes Gemeinwohl vom Kulturmenschen höchste Sittlichkeit verlange.

Seitdem hat der Mensch mannigfache politische Phasen durchgemacht, aber diese ebenso praktische wie edle Lösung der ewigen Frage immer wieder vergessen, mochten auch Dichter und Denker wie Dante mit hohem Wort daran erinnern. Sittlichkeit wurde als religiöses Gebot oder als Privatliebhaberei angesehen,

nicht als praktische Notwendigkeit, als unumgängliches Erfordernis für die Gesellschaft, für das politische Leben, für die Tätigkeit einer Regierung vor allem.

Die Staatsräson wurde, wenn auch unter verschiedenem Namen, naiv verehrt, und man merkte nicht, daß sie eigentlich eine nüchterne, gefährliche Ketzerei war im Gegensatz zur poetischen Religion der Heimatliebe. Diese politische Häresie hat sich im 17. Jahrhundert verquickt mit dem Absolutismus, der für göttlich gegeben erklärt wurde. Es war ihr bestimmt, viel später als Chauvinismus in den Nationalismus zu schlüpfen und den Sturz der Monarchien zu überdauern, sowie den Sturz des monarchischen Gedankens. Dieser Irrglaube, heute abstrakt — als Etatismus — (metaphysisch genommen ein Surrogat religiösen Glaubens), nahm im 17. Jahrhundert den Charakter des religiösen Glaubens an und knüpfte sich an die Person des Potentaten. „Von Gottes Gnaden (Dei gratia)“ nannten sich die größten wie die kleinsten weltlichen Herrscher, nach dem Beispiel der Kirchenfürsten, die ihren Titeln in Briefen und Urkunden seit dem 13. Jahrhundert diese Formel regelmäßig beigefügt hatten. In der Person des Monarchen war der Götze Mensch geworden und sprach: „L'état, c'est moi“, ein Wort, das er mit vollem Recht im Geiste der Zeit sprechen konnte. Weithin sichtbar stand der Staat wirklich da in der Person eines majestätischen Königs mit der Allongeperücke, auf roten Stöckeln stehend, aufragend unter gebückten Höflingen, in einem goldglänzenden Saal mit gemalten Göttern und geschnitzten Kronen im Hintergrund ... also ein hochstehender Götze entsprechend einer zivilisierten Welt. So naiv diese Aufmachung war, die Anbetung des Staates ohne solche wirkungsvolle Verkörperung, wie sie immer wieder erlebt wird, ist nicht weniger naiv. Sie wird nicht hochstehender, sondern um so niedrigstehender, wenn die altertümliche Treue, die einem König galt, wenn die „loyale“ Gesinnung und deren Poesie vorbei sind, die Staatsräson allein nüchtern übrigbleibt. Jener Irrglaube, daß der Staat eine Wesenheit mit göttlicher Prärogative ist, der die Gläubigen alles zu opfern verpflichtet sind, führte dazu, die Würdenträger dieses Staates als Priester eines okkulten Kultus anzusehen, die okkulte Riten besorgen. Dem gehorsamen Gläubigen ziemte es nicht und stand es nicht an, solche Riten mit sittlichem Empfinden nachzuprüfen.

Im Namen der ratio status, die eigentlich keine Vernunft (keine „raison“) ist noch sein kann, weil ihr eben das Ethos fehlt, die Balancierstange für die Seiltänzer des Lebens, im Namen dieser

Staatsräson fand im 17. Jahrhundert (wie heute aufs neue) eine durchaus unübersichtliche Verwicklung aller Dinge statt. Sie knüpfte die seltsamsten Bündnisse, löste und band phantastische Zusammenhänge, verachtete Verträge als Papierfetzen, schleppte Prinzessinnen grausam zum Altar, verschwendete Gold und meinte Gold zu machen, behauptete für die Kultur einzustehen und ist ihr schlimmster Schädling geworden. Eine vollkommene Diagnose dieses allgemeinen europäischen Übels stellte damals eine englische Zeitung; diese Diagnose ist nicht zu übertreffen und entsprach durchaus dem Krankheitsbild: „Die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten“, schrieb das Donnerstagsblatt „Mercurius Politicus“ von Marchamont Needham, „durch Staatsgründe, nicht nach den strengen Regeln der Ehrlichkeit, ist epidemisch geworden. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, sei bemerkt, daß wir hier unter Staatsräson nicht das billige Resultat der Klugheit und geraden Vernunft verdammen, denn von solchen Entschließungen hängt die Sicherheit aller Fürsten und Staaten ab, sondern jene Staatsräson, die von verderblichem Prinzip auf einen indirekten Zweck ausgeht: die Staatsräson, welche des Staatsmanns Räson ist oder vielmehr sein Willen und Gelüst, wenn er die Ehrsucht als Motiv zuläßt, Beförderung, Macht, Nutzen, Rache und Opportunität, um einen Vorteil zu erzielen, wie sehr es auch dem Gesetz Gottes oder dem Gebot der Rechtschaffenheit und dem Völkerrecht widerstreitet. Staatsräson diktiert den souveränsten Befehl und ist der wichtigste Gebieter. Staatsräson ist der Zeiger im Kompaß des Schiffes, sie ist oft die Religion des Staates, das Gesetz des Lebens im Staat. Das, was auf alle Zänkereien wegen Mißregierung antwortet, das, was Krieg führt, Steuern auferlegt, Angreifer ausrottet oder amnestiert, Gesandte entsendet und regaliert. Es kann ja und nein sagen, geschehen und ungeschehen machen, die öffentlichen Straßen verlegen, weiteste Umwege abschneiden. Ist ein schwieriger Knoten zu lösen, den weder der Theologe durch die Schrift, noch der Jurist durch Paragraphen entwirren kann, Staatsgründe lösen ihn durch hundert Mittel, von denen die Idioten nichts wissen. Die Staatsräson kann töten wie ein Soldat, Komplimente machen wie ein Monsieur, stolzieren wie ein Minister und ist wechselnd wie der Mond in seinen Phasen.“

Es ist kein Zufall, daß der Jesuitismus zeitgenössisch dem Absolutismus mit seiner Staatsräson mächtig wird und zwischen beiden Mächten ein geheimnisvolles Ringen um die Vormacht entsteht. Dabei gleichen die Jesuiten oft Ärzten, die ein schreck-

liches Übel heilen möchten, aber demselben teilweise selbst erliegen, oder Ärzten, die zwar Erfolg aufweisen, aber von der Menge bezichtigt werden, Brunnen vergiftet zu haben und selbst an der Epidemie schuld zu sein. Der Orden nahm die Tradition der kulturmaßgebenden Klöster auf, wo alles mögliche für den Hausgebrauch mit großem Fleiß und Tüchtigkeit hergestellt wurde, und übertrug diesen Brauch vom technischen auf das geistige Gebiet. In jeder geistigen Arbeit zeigte er sich für sein Reich und von seinem Reich aus geschäftig.

Die Jesuiten bildeten im 17. Jahrhundert eine festgeschlossene Elite geistiger Arbeiter, tätig und tüchtig auf vielen Gebieten. Forscher und Forschungsreisende, Pädagogen und Politiker, Architekten, Musiker, Finanzmänner, Prediger, Märtyrer und Weltleute klügster Art, plaudernde Schöngeister, groß im Salon, gewaltig im Beichtstuhl, stehen sie mitten im Leben des Barock. Sie vermessen Sterne und studieren — als erste Berufspsychologen — die menschlichen Herzen, sie sind blumenkundig, ein Jesuit bringt die Passionsblume und gibt ihr den Namen, sie sind rechtskundig, ein Jesuitenpater, Friedrich Spee, bekämpft die erbärmliche Juristerei der Hexenprozesse mit scharfer Klinge der Gelehrsamkeit. Wir sehen Jesuiten nahe und zunächst sehr vieler Throne als Beichtväter und einen sogar als gekrönten König, Johann Kasimir von Polen. Er mußte nach dem Tode seines kinderlosen Bruders, Ladislaus Sigismund (1648), seine geistlichen Würden mit Dispens des Papstes niederlegen und die Witwe seines Bruders ehelichen. Allein Königin und Königtum scheinen ihm wenig behagt zu haben. Er verließ Polen und zog sich nach Paris zurück (1670), wo er als Abbé de St. Germain als Schöngeist im Salon der Ninon de Lenclos geglänzt haben soll. Derartig merkwürdige curricula vitae umfaßte der weitausholende Orden; seine Mitglieder waren stets gewärtig, überall gegenwärtig und von stolzer Unabhängigkeit, denn die öffentliche Meinung sagte ihnen nichts, sie hatten sich nur an den Orden zu halten und in dessen feste Regel unbedingten Gehorsams einzufügen. Die Unabhängigkeit und die dadurch ausgeübte okkulte Macht ärgerten die öffentliche Meinung, riefen Gehässigkeit und Verleumdung hervor, ebenso wie die Unabhängigkeit und Überlegenheit der Juden stets solche Feindseligkeit und Verfolgung gezeitigt haben. Geheimnisvolles Zusammenhalten weitverzweigter Gruppen ist dem Außenstehenden unerträglich, unheimlich und verhaßt. Jede Gelegenheit wird ergriffen, um die von der öffentlichen Meinung unabhängigen, ihr überlegenen und okkult mächtigen Menschen oder Organi-

sationen zu vernichten. Aus solcher Mentalität heraus wurde der Brand Roms den ersten Christen zugeschoben, aus derselben Mentalität bezichtigten die mächtig gewordenen Christen die Heiden der Schuld an Erdbeben und anderen Katastrophen, um



König Johann Kasimir von Polen.
Kupferstich von B. Moncornet.

sie verfolgen zu können. Dann wendete sich der Kampf gegen Araber und Juden.

Im 17. Jahrhundert, einem Zeitalter bereits moderner Erkenntnisse, schämte man sich keineswegs ähnlicher Mentalität, indem man den Jesuiten in England schuld gab an der großen Pest und an dem Brand, der London zum größten Teil zerstörte. Ein Justizmord geschah an mehreren Jesuiten, da man sie der Verschwörung (Gunpowder plot) verdächtigte, und sie erlitten das Martyrium, darunter der Provincial Henry Garnett (1605). Als Frank-

reich durch die Kriege Ludwigs XIV. verelendet war, klagte man seinen Beichtvater, den Jesuiten Le Tellier, an. Voltaire berichtet, daß beim Begräbnis des Monarchen das Volk mühsam zurückgehalten wurde, mit den Pechfackeln, die den Kondukt geleiteten, die Häuser der Jesuiten anzuzünden. Mangel an Verständnis dem Kulturwerk des Ordens gegenüber macht bis heute manches an der Geschichte des 17. Jahrhunderts unverständlich, und bei der herrschenden Voreingenommenheit hält es schwer, das verwilderte Gestrüpp falscher Meinungen auseinanderzubiegen. Der große Barockpädagoge Amos Comenius sagte: „Die Erkenntnis ist dann wahr, wenn die Dinge, so wie sie sind, erkannt werden", und „Die Dinge werden so, wie sie sind, erkannt, wenn sie so erkannt werden, wie sie geworden sind." Erinnert man sich an dieses Wort eines Denkers, der aus dem gegensätzlichen Lager des Jesuitismus hervorgegangen ist, läßt sich vielleicht die kulturgeschichtliche Bedeutung des Ordens richtig werten und werden die Dinge zueinander in die entsprechende Proportion gerückt.

Der Barock „grand siècle" der Jesuiten ist unverständlich und wirkt als Karikatur, wenn der Jesuit als Karikatur aufgefaßt wird. Diese Verzerrung stammt aus alter Kampfstellung. So ereiferte sich der größte Gegner des Ordens, Pascal, und richtete seine Kritik gegen die Auswüchse desselben in den „Lettres à une provinciale". Pascal, selbst ein interessanter Fanatiker, haßt die Weltklugheit der Gesellschaft Jesu, die es sich zur Regel machte, die Politik, auch die religiöse Politik, als eine „Kunst des Möglichen" zu betrachten und einem weitverbreiteten Fanatismus gegenüber eine gewisse Toleranz zu vertreten. Man legte es ihnen als Falschheit aus, wenn sie um jeden Preis auszugleichen und zu vermitteln trachteten, wenn sie dort begütigten, wo ein fortwährendes Aneinanderprallen der Gegensätze jede Kulturarbeit unmöglich machte. Daß sich nicht alle Jesuiten auf der Höhe der überaus schwierigen Kulturmission zeigten, daß sie Kinder ihrer Zeit blieben und manchen Irrtum des Zeitgeistes mitmachten, sich nicht immer segensvoll in die verwickelten Welthändel mischten, ist eine geschichtliche Tatsache für sich. Sie führte schließlich (1773) zur Auflösung des Ordens durch den Papst Ganganelli. Was hier besprochen werden muß, ist nur die Frage: Welche Kulturaufgabe stellte sich der Orden in der Höchstentfaltung seiner Macht, und was hat er nach dieser Richtung geleistet?

Heute, da die moralischen, wie die kulturellen und finanziellen

Verheerungen der Nationalkriege so deutlich ins Auge fallen, vergegenwärtigen wir uns besser als frühere Betrachter, welche moralische, finanzielle und kulturelle Not, ja welcher „Untergang des Abendlandes“ im 17. Jahrhundert drohte als Folge der entsetzlichen Glaubenskriege. Es geschah zum Lob der Menschheit, daß sich beherzte Männer fanden, menschenfreundlich trotz



Papst Klemens XIV. (Ganganelli).

schlechter Erfahrungen mit Menschen, gottgläubig trotz schlechter Erfahrungen mit Gott, gewillt und geeignet, diesem Untergang entgegenzuarbeiten. An dieser Arbeit nahmen die Jesuiten mit größter Energie teil und erreichten, daß unter ihrer Leitung, wo Trümmer geraucht, sich überall festlich helle, neue Bauten erhoben und wo verrottete Banden übel gehaust, neuerzogene Menschen wohlgesittet aus und ein gingen mit neuerwachter Freude an Leben und Kunst.

Es hat einige Male vorher in der Weltgeschichte okkulte Reiche, Tempelreiche, Klosterreiche gegeben, deren Macht weit hinausstrahlte, so die altägyptischen Tempelreiche, das langwährende Tempelreich von Ephesus (siehe Band „Orient“ dieses Werks), endlich die mittelalterlichen Klosterreiche, vor allem Cluny (siehe

Band IV, S. 396). Clunys Kulturaufgabe war eine verhältnismäßig einfache, da es galt, jungfräulichen Boden zu bestellen, plumpe Götzen zu stürzen und schutzbereit die Reste antiker Zivilisation unter dem Schutz des neuen Glaubens zu retten. Das Klosterreich der Väter Jesu stand einer schwierigeren, wenn auch artverwandten Aufgabe gegenüber. Wie die Mönche von Cluny Berater der Fürsten waren, berufene Vermittler und Diplomaten, so zwang Europas Lage im 17. Jahrhundert den Orden, in dem heillos verwickelten Spiel eine ähnliche Rolle zu spielen, um wenigstens eine bestimmte Linie zu ziehen im Durcheinander allgemeinen Raufens, in der Anarchie wild durcheinanderwogender Beutegier, die da wogte unter der nur scheinbar zielsicher wirkenden Staatsräson. Statt nur Wolf zu sein — homo homini lupus —, sollte der Mensch wenigstens eine sinngemäße, höheren Zwecken dienende Kriegsführung, eine Richtlinie sehen und nicht nur dem Zufall launiger Raubzüge ausgesetzt sein. Dies lag ungefähr im Kern der jesuitischen Politik.

Die berühmte „reservatio mentalis“, die ihr vorgeworfen wurde, das ganze Handwerkszeug der neuerfundenen Staatsräson ist nicht vom Orden in das politische Leben vergiftend einbezogen worden, dies alles lag schon vor, zu Gebrauch und Mißbrauch bereit, und wurde eine Gewohnheit, der sich die Politiker längst anbequemt. Die weltliche Macht operierte schon im gotischen



Karikatur auf die Ausweisung der Jesuiten.

Zeitalter mit der „reservatio mentalis“, und die Kabinette des Barock verwendeten sie, ganz einerlei, welcher Konfession sie sich zugeschworen. So sagte ein englischer Botschafter, „sein Metier sei, im Namen des Königs zu lügen, obgleich er ein ehrlicher Mann sei“.

„Schöne Verbrechen“ im Sinne Macchiavells, aber auch grobe Kriegslisten und niedrige Finten waren selbstverständlich und, genau wie heute, Mord und mörderische Verleumdung, Bestechlichkeit, alle Grade von Korruption bei allen Behörden, jedes Mittel im Namen der Staatsräson erlaubt. Ratio status — der große Götze der Zeit. Ihm war die Welt des Barock hilflos ausgeliefert, wie man heute hilflos den Mächten einer anonymen Verwaltung ausgeliefert ist. Jener berühmte Ausspruch vom Zweck, der die Mittel heiligt, war längst ausgesprochen, ehe die Jesuiten zu Macht und Einfluß kamen und ehe Pater Hermann Busenbaum im „Kern der Moraltheologie“ den Satz aufgestellt: „Cui finis est licitus, etiam media sunt licita.“ Daß sich die Jesuiten diesen Grundsatz aneigneten, hing mit dem Streben zusammen, nach ihrer Überzeugung die Menschheit aus tiefer Verwilderung emporzureißen, sei es am Schopf oder am Fuß, wobei es nicht ratsam war, im Handgriff heikel zu sein. Ihre Gegner waren in den Mitteln auch nicht wählerisch.

Die Sehnsucht, aus Zweifel und Streit herauszukommen und diktatorisch oder absolutistisch geführt zu werden, war allgemein geworden, und die sich nach Führung sehnten, drängten ihre Wünsche den Führern auf. Wo die Autorität der Kirche vorbei war und die Jesuiten keinen Eingang fanden, wie in den protestantischen Ländern, verlangte man vom Monarchen absolute Herrschgewalt, ob er sie erstrebte oder nicht. So wurde sie z. B. dem König Friedrich von Dänemark durch die Stände und die Geistlichkeit geradezu aufgezwungen, ein interessanter Fall, den Voltaire in der Geschichte des 17. Jahrhunderts besonders erwähnt, aber ohne die wahre philosophische Folgerung zu ziehen, denn dazu waren er und seine Zeit noch viel zu befangen. (Siehe Kapitel Berlin und der Norden.)

Heute ist es möglich, wenn auch immer noch schwer zu ermessen, wie der Mensch unsicher wurde und strauchelte, als er nicht mehr den festgreifenden Eispickel des Gehorsams hatte auf seiner mühseligen irdischen Gebirgswanderung. Ohne Stütze auf schwierigem Weg gerät er aus lauter Angst würdelos auf alle viere. Übertriebener Hochmut, Eigenwilligkeit führen leicht

zu solch kläglichem Geschehen. Gehorchen dürfen wird geradezu Sehnsucht, Abwerfen der Lebensverantwortung ein Genuß. Allerdings kann sich auch dieser Genuß wie jedes Genußmittel in ein Übel verkehren. Aus dieser Stimmung ist ein durch den Untergang des Feudalsystems und den fortwährenden Glaubensstreit tief erschüttertes, des bisherigen Gehorsams beraubtes Geschlecht dem Absolutismus und dem Jesuitismus verfallen, denn beide kamen einem tiefen Bedürfnis entgegen und leiteten die Menschen, die eine Leitung ersehnten; sie nahmen ab, was der Zeit als größte Last erschien, die persönliche Verantwortung. Darum konnte der Glaube an die Notwendigkeit des Absolutismus so stark werden, daß vom Herrscher Selbstherrscher zu sein verlangt wurde, daß die Untertänigkeit sich freiwillig anbot, ja geradezu schwelgte im Ausüben des Gehorsams und dies mit zeremoniösem Phrasenschwall betonte. In seinen Memoiren stellte Ludwig XIV. fest: „Tout individu, né sujet, est tenu d'obéir sans discernement."

Es war also die weltliche Obrigkeit, die solche Pflicht des geistigen Verzichts recht eigentlich aufstellte, der historischen Entwicklung gemäß sogar aufstellen mußte, weil sonst die Sehnsucht nach Gehorsam und Einordnung, wild und scheu geworden, sozialen Sekten anheimgefallen wäre und alle Kulturarbeit zerstört hätte, wie es Wiedertäufer, Bilderstürmer, aufständige Bauern getan. Dies lebte noch in der allgemeinen Erinnerung. Im Sinn der Zeit konnten die Jesuiten nicht anders als ebenfalls einen Absolutismus auf ihre Art als Allheilmittel sozialer Schäden einführen, die Beruhigung des Gehorsams ihren Adepten lehrend. Doch innerhalb dieses Gehorsams war die Bewegungsfreiheit eine größere, als allgemein angenommen wird. Die Notwendigkeit des einzelnen, sich einzeln zu entwickeln, war voll anerkannt, den verschiedenen Talenten Spielraum gewährt, der blinde Gehorsam in wissende Ehrfurcht gewandelt. Dies war die Richtlinie des Ordens zur Zeit seines größten Einflusses im 17. Jahrhundert, auf dessen kulturelle Entfaltung er maßgebend Einfluß nahm. Teils durch Verleumdung, teils durch tatsächliche spätere Mißbräuche wurde dies unkenntlich und verkannt, wie Stil und Bedeutung des ganzen Jahrhunderts vielfach verkannt wurden.

Prinzipiell ebenso verkannt wie die Bedeutung des Ordens wurde der Jesuitenstil, der den katholischen Ländern Europas im 17. Jahrhundert ein unvertilgbares, einheitliches Gepräge gab. Vorzug und Fehler dieses Stils ist eine gewollte Gleichartigkeit,

eine das nationalistische Element außer acht lassende Weltbürgerlichkeit der Kunst — als Weltsprache in Form und Farbe konsequent gedacht und durchgeführt.

Im Barockzeitalter träumte der Philosoph Leibniz, um das Schlichten allen Streites zu ermöglichen, von einer endlichen Allgemeinbestimmung der Worte, denn letzterdings sind ja die Wortklauberei, der verschiedene Sinn, der ein und demselben Wort zugeschrieben wird, Ursache und Vorwand allen Streites.

Eine solche Vereinfachung der Kunstsprache war der Jesuitenstil, dem heute wieder großes Interesse entgegengebracht wird, indes ihn die letzten Generationen verächtlich abtaten als Verfallserscheinung nach der Definition eines Konversationslexikons aus dem 19. Jahrhundert: „Ein Stil, der sich durch Überladung in der dekorativen, durch Effekthascherei und leeren Prunk bei phantasieloser Komposition des Ganzen charakterisiert.“ (Nach Gurlitt zitiert.)

In verhältnismäßig kurzer Frist bevölkerten sich Österreich, Bayern, Belgien, Italien und Frankreich mit Kirchen des allgemeinverständlichen Jesuitenstils. Der Orden baute seine Gotteshäuser von Rom aus, wo sein bezeichnendstes Werk, die Kirche „Il Gesù“, entstanden war, wie die alten Römer vom römischen Meilenstein aus Straßen bauten, strahlend nach aller Welt. Bei deren Anblick empfand der Weltwanderer einst weihevollen, heimatlichen Gruß.

Ursprünglich war der katholische Kirchenbau Andachts- und Prozessionskirche, gedacht, daß Andächtige in der trauten Heimlichkeit stiller Seitenkapellen eine Zuflucht aufgetan sähen und daß im langen Mittelschiff die feierliche Prozession zu ihrer Entfaltung Platz fände. Die Kanzel war Nebensache nach dem früheren Baugedanken. Dagegen sollte die protestantische Kirche Predigtkirche sein, die Kanzel Mittelpunkt. Die Möglichkeit, das Wort gut zu hören, die Gemeinde um den Redner zu versammeln, war wichtigste Forderung, daher zeigt sich der Grundriß protestantischer Kirchenbauten verändert. Er ist zentral gedacht; die Gemeinde sammelt sich im Ring um die Kanzel. Die ursprüngliche Aufgabe ist verändert, aber die Tradition so stark, daß vom alten Grundriß die Urform meist hinübergerettet erscheint. Ein Zusammengehen im Grundriß beider Baurichtungen erstrebten die Jesuiten und führten es bei vielen ihrer Bauten glücklich durch, wie denn ihr Streben im Sinne Contarinis auf dem Tridentiner Konzil nach Einigung der Bekenntnisse lebendig blieb. Sie vereinten also die Prozessionskirche mit der Predigtkirche,

boten den Gläubigen gleichzeitig gutgebaute Predigtkirchen und die geschmückte Pracht des Langschiffes, die allmählich aufsteigt zu der Pracht des triumphierend golden thronenden Hauptaltars. Ein solcher Eindruck mußte vorbereitet werden, eine solche Anordnung dem Höhepunkt des Rituals, der Prozession, dienen. Und eine bedeutende, für die Predigtwirkung wohl-



Tracht der Weltgeistlichen.
Nach de Bar und Bonnart.

bedachte Kanzel gab den bedeutenden Rednern die berechnete Wirkung. Predigt und Musik, die großen Mittel des Protestantismus, nahmen die Jesuiten vorsorglich auf und bauten ihre Kirchen so, daß diese beiden Andachtsmittel zu höchster Geltung kamen. Diese praktische Erwägung gibt den Schlüssel zu seinem Verständnis, ist die Grundbedingung ihres Stils.

Die Stimmung der großen Barockkirchen ist der mystischen Zeitströmung gewidmet; sie sind gleichsam der Empfehlung St. Bennos eingedenk: „Vergeßt nicht, Verehrer der Unendlichkeit zu sein.“ In Renaissance und Barock bemerkt Wölfflin mit Recht: „Die neuentfachte Religiosität des Jesuitismus stimmt mit

Vorliebe durch die Vorstellung der grenzenlosen Himmelsräume und der unzählbaren Chöre der Heiligen zur Andacht.“ Diese Stimmung paßt allerdings besser zur Eigenart des Südens als zu jener des Nordens. Daher ist dem Jesuitenstil nördlich der Alpen vorgeworfen worden, er sei fremd und nicht organisch aus der Landschaft erwachsen. Es mag da und dort Wahres daran sein; aber man darf weder vergessen noch übersehen, daß diese Bauwerke im kulturellen Sinn einen Heimruf bedeuteten nach allgültiger geistiger Heimat.

Mit Wehmut glaubte man damals feststellen zu müssen, daß der nordische Mensch, der notdürftig bekehrte Germane, eigentlich nur an der Schwelle der Kirche gerastet habe und dann wieder fortgegangen sei. Diesem tragischen Wanderer sichere geistige Heimat zu bieten, war der Wunsch hervorragender Ordensmänner, und es liegt gewiß ein Pathos in diesem Streben, wie ein Pathos im Suchen jenes Wanderers liegt, der Heimweh hat, aber nicht heimfinden kann, der in großartigem Trotz fremd bleibt und jeder Lockung widersteht.

Im Norden arbeiteten die Jesuiten nicht mit gleicher Klugheit, noch mit gleichem Glück, wiewohl es merkwürdig bleibt, daß nach Aufhebung des Ordens (1773) das protestantisch regierte Königreich Preußen und das orthodoxe Rußland aus kulturellen Gründen die Väter nicht entbehren mochten und ihnen Asyl boten. Am wenigsten paßte sich der Orden in England an, wo starken Bemühungen auf die Dauer wenig Erfolg beschieden war. Am Hofe Karls II. versuchte ein Pater Petre vergeblich, eine Rolle ähnlich den großen Kardinälen in Frankreich zu spielen; die Jesuiten wurden von einigen anrüchigen Personen, wie Titus Oates, eines Komplotts verdächtigt, der König war leicht zu überzeugen, er gab nach, und auf das Urteil eines heuchlerischen Gerichtshofes hin bestiegen vier Jesuiten das Schafott. Da blieb es ein geringer Triumph, daß in der Todesstunde Karl II., nachdem er offiziell das protestantische Abendmahl empfangen, heimlich durch eine Tapetentür der Jesuitenpater eintrat, ihm die letzte Ölung zu geben, so daß der Spott laut wurde, der lustige König sei auf zwei Wegen zum Himmel gefahren.

Mehr Glück hatte der Orden in Schweden durch die Abdankung und den Übertritt der Königin Christine, Gustav Adolfs einziger Tochter. Hier gelang den Jesuiten ein Kabinettstück politischer Klugheit. Als Tochter des gefeierten Königs, der im protestantischen Norden ein ungeheures Prestige besessen, hätte sie der Reformation des weiteren starken Rückhalt geboten. Als Mann-

weib, als Virago, wäre sie besonders geeignet gewesen, ein Relief dem gewaltigen geplanten Protestantenbund zu geben, den Cromwells Genialität erdachte. Die Enttäuschung war groß, da die



Königin Christine von Schweden.
Kupferstich von Jeremias Falck nach dem Gemälde von David Beck.

Königin, statt den Bund zu begünstigen, abdankte und sich als Katholikin in Rom niederließ. Statt ein nordisch-kriegerisches Heldenweib zu werden, spielte sie unter Roms blauem Himmel, zwischen Rosenhecken und Ruinen, die Rolle einer barocken Schäferkönigin mit schöngeistigen Interessen.

Roms Barock stand zuhöchst, und hier zeigte sich die zu Idylle

und Schäferei neigende und verlockende Seite von Absolutismus und Jesuitismus liebenswürdig und überzeugend. Hier traten überall stimmungsvoll und werbend die Fassaden des Jesuitenstils ins Auge, die pomphaften Zeremonien eines absolut herrschenden poetischen Glaubens, eine Sicherheit unter fester Führung bei gut zusammengestimmter Eleganz. Alles war freundlich, alles war beruhigend, und wenn ein Fest gefeiert wurde, war es mit goldschimmerndem, hellem Pomp. Hier wiegte das Entzücken einer immer vollkommener sich gebenden Musik die Seele ein in dem leise nach Weihrauch duftenden heiteren Kirchenschiff, das jedes Düstere und Drohende gotischer Kirchenkunst als „barbarisch“ abgetan. Die gewaltigen Schreckens- und Marterszenen, die realistisch dargestellten Kruzifixe (siehe Band Gotik) beklemmen nicht mehr den Atem, man ist bestrebt, alles Christliche in ein Reich voll linden Lächelns zu rücken, eine Atmosphäre von Versöhnlichkeit und guten Manieren zu schaffen. Die Gemälde der neuen Schule zeigen die Heiligen vornehm und gelassen, wenn sich ihre Gewänder auch im Winde blähen; die heiligen Frauen gleichen vornehmen Damen, die fromme Übungen machen mit zeremoniöser Schicklichkeit. Es ist ein Reich erträumter Harmonie, gesitteter Form, anmutiger Reverenzen, und die unzähligen Putten, geradezu ein Heer von Putten, empfangen die Bangenden und Irrenden mit einem Regen von Rosen, wie die Engel im „Faust“. Sie bringen stets in Erinnerung, daß man umkehren und wie die Kinder werden soll.

Obwohl das Evangelium selbst auf das Kindlichwerden hinweist, verübelten die Gegner der jesuitischen Lehre gerade dieses Erwecken gewollter Kindlichkeit. Diese Anschauung machte aber den Orden besonders geeignet zur Mission, da sie väterlich die bekehrten Heiden für sich gewannen. Außerhalb Europas ist ihr Wirken klarer zu erkennen als in den Wirren der Politik und des Lebens, die in Europa widerstreitende Interessen in Machtfragen und religiösem Streit beständig erzeugten. Einer ihrer größten Feinde des folgenden Jahrhunderts, Voltaire, konnte nicht umhin, anzuerkennen, daß in China der Weitblick der Jesuiten vom Kurzblick ihrer Neider bekämpft wurde und wie man ihr wertvolles Kulturwerk von Europa aus zerstörte, wobei manche Patres durch die Bosheit der hetzenden Gegner den Märtyrertod fanden.

Die Jesuiten gehören zu den wichtigsten Pädagogen des pädagogisch eingestellten Jahrhunderts. In ihnen vollzog sich der Übergang vom Gottglauben zum Menschenglauben, nicht so, daß einer um des anderen willen verlassen wurde. Wie ihr

Experiment in Paraguay beweist, suchten sie einen sozialen Traum zu verwirklichen, das Menschenschicksal prometheisch neu zu formen, sei es im Namen Gottes, aber doch mit eigenen Händen. Sie glaubten an den Menschen und sein mögliches Glück, an die Möglichkeit, ihn zum eigenen Glück und zum Glück anderer zu erziehen. Sie möchten zu diesem Zweck die ganze Erde in pädagogische Provinzen teilen. Dazu machten sie den weitsichtigen Versuch, das ferne, machtvolle China als eine solche pädagogische Provinz in den westlichen Kulturkreis einzubeziehen, Orient und Okzident neu zu vermählen, eine Synthese zwischen chinesischer Philosophie und christlicher Weisheit, zwischen Europas junger Wissenschaft und Chinas altehrwürdigen Traditionen zu schaffen. Auch dieser große Kulturtraum fiel in das 17. Jahrhundert.

Chinas Bedeutung für Europa ist zuerst entdeckt worden, als der Jesuit Matteo Ricci zu Anfang des Jahrhunderts nach China drang, wo er sich so vorsichtig und taktvoll benahm, daß eine Freundschaft zwischen dem höflichen Europäer und dem höflichen Chinesen entstand. Als die Dominikaner den Missionar in Rom anklagten, er gestatte in China den Bekehrten heidnischen Ahnenkult, wurden er und seine Genossen in Rom vor das Inquisitionstribunal gestellt (1645). Diese Behörde nahm sich Zeit, und Ricci konnte indessen als Lehrer der Astronomie und Mathematik die Gunst des Kaisers Kun-Hi erringen, so daß dieser (1692) die Mission offiziell gestattete. Dieser Erfolg erregte Neid, und gerade jene vornehme Toleranz, die den chinesischen Gebräuchen zuerkannt wurde, erregte den Zorn der Zeloten, wie dies stets bei den europäischen Angelegenheiten der Fall gewesen. Das Werk des gelehrten Jesuiten P. le Comte über China, voll Bewunderung für dessen alte Kultur, wurde von der Sorbonne als gotteslästerlich angegriffen. Dieser seltsame Angriff, bei dem sich die Pariser Universität lächerlich machte, indem sie jedes Lob des heidnischen China für ketzerisch erklärte, veranlaßte den Papst Klemens XI., einen Legaten zur Untersuchung der Zustände nach dem Reich der Mitte zu senden. Huldvoll empfing Kaiser Kun-Hi diesen Abgesandten, erstaunte aber über den Streit, den China in Europa entfesselt, und war betrübt über die törichte Streitbarkeit der Christen untereinander, die ihre Mission jedenfalls diskreditierte. Nach dem Tode Kun-His, der ein erleuchteter Monarch gewesen, folgte ihm sein vierter und jüngster Sohn Youtsching, den er selbst seiner Herrschertalente wegen zum Nachfolger bestimmt hatte. In der Tat war dieser Kaiser das Ideal des absoluten, aber aufgeklärten Monarchen, genau wie dieses

Ideal den Jesuiten vorgeschwebt hatte, aber in Europa nicht lebendig geworden war.

Indessen der Landmann durch töricht entfesselte Glaubens- und Erbfolgekriege in dem armen Europa sich immer wieder um seine Arbeit betrogen sah, erlebte China den schönsten Triumph friedlicher Kultur. Der Ackerbau wurde zuhöchst geehrt, indem der fleißigste und tüchtigste Bauer eines Distrikts zum Mandarin erhoben wurde und das Recht erhielt, mit dem Vizekönig zu speisen. Auch wurde sein Name mit goldenen Lettern in den Tempel geschrieben. Der Kaiser nahm für die vielen Wohltaten, die er gewährte, weder Denkmal noch Ruhmestitel mit dem Wort: „Ich will, daß mein Volk seiner Pflicht freudig nachkomme und immer glücklicher werde. Dies ist die Ehrung, die ich wünsche."

Mit diesem Monarchen, der ihrem pädagogischen Traum so gut entsprach und eine der europäischen überlegene Staatsräson verkündete, weiterzuarbeiten, war den Jesuiten nicht vergönnt. Verschiedene Missionare anderer, den Jesuiten feindlicher Orden erregten in China wie in Japan Skandal durch ihre Unverträglichkeit, weshalb der Kaiser alle Missionare ohne Ausnahme höflich, aber bestimmt, hinauskomplimentieren ließ. Nur einen Jesuiten behielt er in seiner Umgebung, den er als Mathematiker hochschätzte. Unter Youtschings Nachfolger erschienen wieder christliche Missionare trotz des Verbannungsedikts, das sie getroffen, und fanden den Tod. Die Brücke, die schon geschlagen war, hatten Mangel an Erkenntnis und kurzsichtige Intoleranz abgebrochen, und statt Segen kam aus Europa ein Fluch nach China, der Opiumhandel, der den Chinesen im 17. Jahrhundert das Opiumrauchen angewöhnte.

Jene geheime, kaum in der Miene ausgedrückte Überlegenheit, jene leise Toleranz, jenes Ideal einer eleganten, künstlerisch verklärten Andacht, das die Jesuiten und verschiedene fortgeschrittene Philosophen in Europa vertraten, wollte der Orden nach Übersee tragen, eine christlich-philosophische Verbindung fernster Rassen träumend. Es war die erste Weltpolitik, die angestrebt wurde aus der inneren Notwendigkeit heraus, die fernsten Völker als gleichberechtigte Menschen anzuerkennen, nicht als Ausbeutungsobjekte — wie es die europäische Staatsräson verlangte —, von der „colour line" abgegrenzt. Diese kulturell überlegene Gesinnung der Jesuiten war es, die im 17. Jahrhundert als unerträglich angesehen und mit Erfolg bekämpft wurde — zum Unheil der Kultur.

X.

Literatur, Wissenschaft und Weltanschauung.

(Kritik am Jahrhundert.)

Lafontaines Fabeln. — Dichterschicksal. — Kammerdiener. — Der fröhliche Domherr. — Der Platz des Intellektuellen. — Gesellschaftliche Routine. — Der Taktstock. — Prestige des Künstlers. — Die Stellung des Gelehrten. — Zusammenschluß. — Sodalitates. — Das Recht zu denken. — Gedankenfreiheit. — Die „Royal society". — Steinhagel dem Neuen. — Die Quäker. — Penns Berechnung. — Gewissensfreiheit. — Die Wurzel der amerikanischen Verfassung. — Die sechs europäischen Bewegungen. — Der Rationalismus. — Pascal. — Der Philosoph als Soldat. — Utilitarismus. — Der deutsche Idealismus. — Locke und Leibniz. — Die Richtungslinien der Natur. — Die Harmonie. — Der Philosoph des Absolutismus. — Ordnung. — Seiltänzerkunst und Politik. — Konversation. — Der englische Empirismus. — Weltfriede der Geister. — Kampf mit dem Drachen. — Universalität. — Philosoph und Leben. — Die Medizin. — Briefwechsel. — Eine Universalsprache. — Die sichere Weltanschauung. — Der wahre Kulturmensch und das natürliche Gesetz. — Die Lehre des Thukydides. — Sozialkontrakt. — Die Söhne der Sonne. — Kritik am Königtum. — Die erste Bresche. — Der aufgeklärte Fürst.

Die scheinbar harmlosen Fabeln des „bonhomme Lafontaine" enthalten die schärfste politische Satire. Seine Berufung auf Äsop, wie jene des Moralisten La Bruyère auf Theophrast, gibt nur die leichte antike Vermummung her, deren es dringend bedurfte, um irgendeine scharf wirkende Wahrheit vorzubringen. Die offizielle Schnüffelei war nicht immer intelligent, sie richtete sich bei Lafontaine, bei Racine nicht oder scheinbar nicht auf den politischen Moralsinn, sondern feindete Liebesgeschichten an. Diese mußten die Autoren um ihres Seelenheils willen feierlich abschwören. Lafontaine verbrannte eine Komödie, die seine literarischen Freunde sehr gelobt; sie ist spurlos verlorengegangen. Nicht anders hatte Boccaccio einst seine Novellen vernichten wollen, hatte Virgil die Äneis verbrannt, und nur ein Zufall rettete diese Meisterwerke.

Auf irgendeine Art ist jede Epoche dem Meisterwerk nicht nur fremd, sondern sogar feindlich gesinnt, strebt es zu vernichten und sucht den Meister seelisch zu zerstören.

Wenn einer sich nicht fügt, nicht bereut wie Molière, der gewagt hatte, den Schwindel des Tartüff, der Pseudoärzte und sonstiger Wichtigtuer aufzudecken, dem wird wenigstens als Leiche noch der Prozeß gemacht, und die Machthaber verweigern

ihm das ehrliche Begräbnis, wie dies dem größten Komödiendichter geschah. Denn das Gewerbe des Komödianten war im 17. Jahrhundert kein ehrliches Gewerbe. Zwar versuchten die großen Herren, die sich kunstfreundlich gaben, die Bühnenkünstler sozial zu heben und ihnen dadurch Schutz zu gewähren, daß sie, zum Vorzug persönlichen Dienstes herangezogen, sozu-



Jean de Lafontaine.

sagen in Livree gesteckt wurden. Die Ehre des Kammerdienerpostens war besonders in größerem Hofhalt hoch angesehen, denn sein Träger bekleidete eine höchst einflußreiche Stellung. Auch sonst erhielten die Komödianten irgendwelche undefinierbare Klientenrolle, die sie gern ausfüllten, weil damit ein Asylrecht im fürstlichen oder herrschaftlichen Haus gegeben war, wo die Unglücklichen bei Verfolgung geborgen blieben.

So versah Shakespeare gelegentlich das Amt des Kammerdieners bei Besuchen fürstlicher Personen am englischen Hof, berühmte Musiker waren Kammerdiener bei kunstsinnigen Fürsten wie Condé und anderen. Das bekannteste Beispiel solch klug gewährten Schutzes war Molières Ernennung zum Kammerdiener Ludwigs XIV. Ohne die persönliche Einflüsterung, die

solche Vertrauensstellung ermöglichte, wären die großen Komödien kaum zur Aufführung gekommen. Ludwig hatte Witz genug, sich persönlich für „Tartüff“ einzusetzen. Aber es lag nicht in der königlichen Macht, die Allmacht schien, dem treuen Kammerdiener ein ehrliches Begräbnis zu verschaffen. Racine war „Hofhistoriograph“ des Königs, La Bruyère Hausphilosoph des Prinzen von Condé, dessen Gönnerschaft keineswegs nur Annehmlichkeiten bot. Denn der große Marschall war voller Launen und leistete sich manchen grausamen Barockwitz. Ein solcher „Scherz“ soll einem der Klienten das Leben gekostet haben. Der Herzog von Saint-Simon erzählt in seinen Klatschgeschichten, Condé habe dem Domherrn Santeuil Champagner über Champagner eingeschenkt und ihn zuletzt gezwungen, ein Glas zu leeren, in das er seine Tabaksdose mit Spaniol ausschüttete. Daran soll der fröhliche Mann gestorben sein, der berühmt war für glänzend geschliffene lateinische Verse und im Haushalt des Prinzen den Hofnarren spielte.

Besser aufgehoben waren Künstler und Dichter bei schöngeistigen Damen, doch riskierte auch ein großes Genie, mit verwöhnten Schoßtieren auf eine Stufe gestellt zu werden. Madame de la Sablière, die bei sich den stets schuldenbedrängten Lafontaine aufnahm, meinte, als es ihr selbst nicht zum besten ging: „Ich habe meine ganze Dienerschaft entlassen und nur meine drei Tierchen bei mir behalten, meinen Hund, meine Katze und meinen Lafontaine.“

Immerhin, der typisch unpraktische, weltfremde Dichter war nicht mehr angewiesen, ein Scholarenleben, ein Lotterleben zu führen. Seit Ronsard und Clément Marot gehörte er zum Hof, zum Gefolge von Prinz und Prinzessin. Der Humanismus, der leise, aber entschieden den Vorrang anerkannte, den die Vertrautheit mit den klassischen Sprachen gab, hob ihn aus der Niederung empor, machte ihm Platz in der „société polie“ und gab Gelegenheit, daß er zuweilen angefeiert wurde.

Unmerklich gelangte sein Wort, gelangte er zur Macht, und wenn er sich dessen nicht sogleich bewußt wurde, wenn er die Macht, die ihm bereitgehalten war, nicht ergriff, so trug sein verträumtes Wesen, seine Hilflosigkeit in praktischen Dingen Schuld daran.

Im Erringen der gesellschaftlichen Stellung war dem Poeten der bildende Künstler vorangegangen, er, der ja an sich schon lange die Stütze einer Gilde oder Zunft genossen, als ein Meister unter Gesellen gestanden, ein anerkannt ehrliches Gewerbe geübt,

entwickelte sich selbst zum großen Herrn, wenn er auch Gönner brauchte, ihn zu beschäftigen. Er trat dem Auftraggeber bald selbständig, gleichberechtigt entgegen, ohne ein Obligo der Schmeichelei. In diesem Verkehr gewann er Lebensart, gesellschaftliche Routine.

Ähnlich ging es dem großen Musiker, als das Barockzeitalter sein künstlerisch-geselliges Schwergewicht auf Musik legte. Die weltliche Diplomatie der Künstler lief nun den geistlichen Diplomaten fast den Rang ab. So wurde Rubens akkreditierter Diplomat, und auch van Dyck mischte sich in Staatsgeschäfte; ein berühmter Kapellmeister legte den Taktstock nieder, um den Versuch eines europäischen Konzerts zu leiten. Abbate Steffani, Musikdirigent am Hofe von Hannover, wurde zum „Envoyé extraordinaire“ ernannt (1696). Dieser Vorläufer Händels, den der Meister sich nach seinen eigenen Worten zum Vorbild genommen, vertrat an verschiedenen deutschen Höfen die hannoverschen Interessen zu einer politisch verwirrten Zeit während des pfälzischen Erbschaftskrieges. Als man vergebens unter allen dem Hofe näherstehenden Herren nach einer geeigneten Persönlichkeit suchte, fiel die Wahl auf den italienischen Kapellmeister, der durch Rednergabe und weltmännische Bildung sich auszeichnete und das Vertrauen des deutschen Herzogs durchaus rechtfertigte.

Zur Diplomatie gehört Prestige. Wie heute fast allein Technik und Sport Prestige haben, so war im Ausgang der Renaissance und zu Beginn des Barock das Prestige der Kunst zuhöchst gestiegen, der anerkannte Künstler besaß einen Nimbus, der ihm auch bei diplomatischen Verhandlungen Nutzen brachte, denn er sicherte von vornherein Ansehen und eröffnete wichtige persönliche Verbindungen.

So stand es mit der gesellschaftlichen Stellung des Künstlers im 17. Jahrhundert. Besonders elegant trat er in Rom auf und nannte sich Cavaliere, hochangesehen, seit der Cavaliere Bernini souverän in Fragen der Kunst schaltete, fast ebenbürtig mit den Fürsten und Eminenzen der Ewigen Stadt. In Venedig war dieses schier fürstliche Ansehen schon von Tizian erreicht worden, wie die Anekdote beweist, daß ihm der Kaiser den heruntergefallenen Pinsel aufgehoben und gehalten habe.

Nicht so schnell hob sich die Stellung des Gelehrten, denn auch der Wissenschaftler war auf die Gunst großer Herren angewiesen, und deren Interesse neuen Erkenntnissen und Erfindungen gegenüber bestand fast ausschließlich in dem Bestreben, dieselben dem Kriegswesen einzuordnen und dienstbar zu machen, sei es auf

dem Gebiet der Waffenkunst oder Befestigungstechnik, sei es im Reiche des okkulten Wissens, wo es sich um die Kunst, Gold zu machen, handelte oder um Voraussagen des Schicksals einer kriegerischen Unternehmung, was vorzüglich die Aufgabe der Hofastrologen war. Dem alleinstehenden Forscher konnte in den Zeiten religiöser Bevormundung ein Durchdringen seiner Gedanken nur schwer möglich werden, und einzelne Mäzene fanden selten Lust, sich für gelehrte Forschung einzusetzen, beziehungsweise durch Parteinahme für allzu kühne, von den „Autoritäten“ abgelehnte Erkenntnisse sich bloßzustellen. Denn die freie Forschung hatte bei ihrem ersten Auftreten notgedrungen einen Zug ins Revolutionäre, und die großen Entdecker selbst empfanden berechtigterweise Angst vor ihren großen Entdeckungen.

Kopernikus behielt seine bedeutendste Entdeckung bis zu seinem Todesjahr bei sich verschlossen, Galilei verwahrte sein Wissen lange als Geheimnis und mußte öffentlich widerrufen, sobald es preisgegeben war. Wenn die Ferngläser auch unbekannte, seltsame Sterne zeigten, so suchte man noch immer an den bisherigen kosmischen Erklärungen festzuhalten, die mühsam aus den lieblichen Sagen der Bibel und aus dem ptolemäischen Weltbild gezogen waren. Sie erschienen unersetzlich und allein geeignet, eine feste Ordnung im All zu ermöglichen und für den menschlichen Geist zu begründen.

Ein durch die Weltumsegelungen erweiterter Ausblick, die tiefer eingedrungene Kenntnis der Antike und der Anfang eigener experimenteller Beobachtung, die Francis Bacon anregte, gaben jedoch der Forschung so mächtigen Anstoß, daß die Gelehrten sich nach Schutzmaßregeln und Verteidigung umsahen. Der praktische Sinn des Engländers hatte schon Bacon auf den Gedanken gebracht, daß hierfür eine Vereinigung der Wissenschaftler, eine „Gelehrtenrepublik“, erstrebenswert sei. Der Humanist nannte sie „sodalitas“, vom lateinischen Wort „sodalis“, was soviel besagt wie Mitglied einer Genossenschaft, und verlangte, daß die einzelnen sich „in solidum“, d. h. solidarisch, erklärten. So erkannten die Gelehrten zuerst eine überstaatliche, gemeinsame Verpflichtung, für die Interessen ihres Standes einzutreten, wie sie später als fundamentale Aufgabe der Volkswirtschaftslehre erkannt wurde.

Praktisches Beispiel gab das milde, leicht pastoral regierte Florenz, und es gehört zum Ruhm seiner Herrscher aus dem Hause Medici, eine wissenschaftliche Akademie ins Leben gerufen zu haben, die Academia del Cimento, die sich aufrichtig den ge-

lehrten Aufgaben der neuen Zeit widmete, nachdem sich die Akademien der Renaissance in philologische, poetische und gesellschaftliche Spielereien verloren. Die meisten „Sodalitates“ oder Akademien des 17. Jahrhunderts sind wenig bekannt, obgleich sie am mächtigsten kulturfördernd wirkten, weil sie, um naheliegenden Gefahren zu entgehen, mehr oder weniger geheimbündlerisch aufgemacht waren, nach außen irgendeine lustige Vermummung zeigten, Ulk und Schabernack trieben, als handle



Die vereinigten Künste.
Kupferstich von Sébastien Leclerc zu André Félibien, Principes de l'architecture etc.

es sich um ein Faschingsspiel. Aber wenn man sicher unter Brüdern war, legte man die Narrentracht ab, widmete sich ernsten Studien, gewährte einem Forscher, der sonst einsam geblieben und vielleicht Märtyrer geworden wäre, einen Rückhalt, ein Asyl, „wo er einen Altar zu umarmen fand“, wenn ihn Verfolgung traf, und legte durch Zusammenarbeit den Grund für gesunden Fortschritt des Denkens und Urteilens.

Denken und Urteilen, so mühsam diese Geistesdisziplin erscheinen mochte, wurde nunmehr als Bedürfnis empfunden und kam als notwendige Reaktion gegen das urteilslose, nur gefühlsmäßige Wüten von allerlei Fanatismus, mit dem sich die Menschen zerfleischten und die Errungenschaften der Kultur gefährdeten.

Das Recht zu denken, das vielfach als Begleiterscheinung des Protestantismus genannt wird, war keine solche, denn die vielen Sekten, in die sich die Gegner der katholischen Kirche spalteten, bekämpften ja gerade das Recht zu denken mit größter Erbitterung.

Das Recht zu denken war vielmehr Opposition und Reaktion gegen alle tyrannischen Autoritäten und an Konventionen gebundenen Anschauungen, gegen das Vernichten von Kulturwerten auf religiöser oder politischer Basis, gegen das Aufhalten des Fortschritts, das von Mächten ausging, die bald wohlmeinend, bald aber nur aus egoistischem Interesse ihre Autorität und damit den eigenen Vorteil blutig verteidigten.

In England, wo dies mit ganz besonderer Erbitterung geschah und die schrecklichen Bürgerkriege heraufbeschwor, war die Bewegung zugunsten freier Forschung und im Anschluß daran zugunsten der Gedankenfreiheit am stärksten und kam am deutlichsten zum Ausdruck, eben weil sie stärkster Opposition entsprang und entspringen mußte.

Die Geburtsstätte des Ideals der Gedankenfreiheit ist in England zu suchen und einem der größten Kulturwunder gleichzuachten inmitten der aufs äußerste verkrampften Zustände, des widerspruchsvollen Gewühls von Ansichten, des phantastisch-hysterischen Sektenwesens, der blinden Anbetung des Bibelbuchstabens und vollkommener Verkennung der wahren Bibel.

Mitten in der Revolution entstand die Gelehrtenakademie, ausgehend von zwanglosen Zusammenkünften, an denen Milton teilnahm, behauptete sich trotz Großfeuer und Pest und wurde von dem erneuten Königtum trotz revolutionären Ursprungs bestätigt als „Royal Society of London“ (1645).

Nun war gelehrte Forschung kein gefährliches, unheimliches Nekromantentum mehr, durch diese Gründung wurde sie zur ehrlichen Wissenschaft, eine hoffähige, gesellschaftsfähige, nicht mehr lichtscheue Bruderschaft. Die Großtat der Restauration in dieser Hinsicht ist sehr verkannt worden. Man hielt sich meist nur darüber auf, daß am Hof Karls II. lose Sitten herrschten und die puritanische Tugend einen starken Nasenstüber besah von der ihres Alpdrucks erlösten leichtfertigen Jugend.

Der Schutz war für die Wissenschaft sehr nötig, denn ein Entdecker neuer Erkenntnis hatte es noch immer schwer. Als Dr. Harwey z. B. den Blutkreislauf feststellte, galt seine Meinung für so verrückt, daß er als Arzt seine gesamten Patienten verlor, verhöhnt und beschimpft wurde. (Man erinnere sich des Haberfeldtreibens, das noch heute gegen Schrenk-Notzings metaphysische Beobachtungen gemacht wurde, die für die Zukunft vielleicht ebenso wichtig werden.)

Besonders verhaßt waren neuartiges Denken und abweichendes

Urteil in Hergebrachtem aber auf sozialem und politischem Gebiet. Die ersten Propheten junger Weltanschauung stehen unter dem Steinhagel der aufgehetzten Menge. Noch ist es nicht zur Genüge bekannt, von welcher kulturellen Bedeutung die einzig überlebende unter den vielen Sekten des 17. Jahrhunderts war, die Sekte der Quäker. Wie alle Gründer von Sekten war der eigentliche Gründer, George Fox, ein Schwärmer und wohl auch Hysteriker, denn er fiel in Krämpfe und zitterte, was die Gemeinde zum Zittern ansteckte, daher der Spottname Quäker (Zitterer). Doch diese Zitterer bebten vor keiner Verfolgung und bewiesen größten persönlichen Mut. Der Nachfolger des George Fox an der Spitze der Bewegung, William Penn, wurde durch die große Londoner Pest (1660) bekehrt. Dieser merkwürdige Mann, den das große Sterben zur Denkarbeit brachte, spielte bei Jakob II. genau die Rolle, die Schiller seinem Marquis Posa vor Philipp II. gab. Sein Vater hatte während der Revolution als Admiral zu den Royalisten gehalten. William Penn sagte in seiner Schrift: „Englands großes Interesse bei der Wahl eines neuen Parlaments" (1678): „Unter den Irrtümern der Politik steht in erster Linie das Streben, sich in die Gedanken der Menschen einzumischen. Eines Menschen Auffassung von Abstraktionen, wie Schicksal, freier Wille, Gnadenwahl und ähnliches, ist kein Gegenstand der Bestrafung." Penn rechnete aus, daß 15 000 Familien zugrunde gerichtet, 4000 Unschuldige im Gefängnis gestorben waren wegen religiöser Verfolgungen in seinen Tagen und verlangte G e w i s s e n s f r e i h e i t, denn die Rechte der Nation seien älter als der Protestantismus. Die Quäker erklärten sich gegen die Einfuhr von Negern in den Kolonien; aber die englische Regierung kassierte den Beschluß, „da Englands Größe auf der Sklaverei beruhe". Solche Schwierigkeiten hatte das „heilige" Experiment.

Feierlich verlangte Penn Gedankenfreiheit, und tatsächlich war Jakob II. gesonnen, sie im Sinne dieses Mentors zu gewähren. Aber der König begegnete grobem Mißverständnis, sein Toleranzedikt galt als „black indulgence", als politischer Köder, so unbegreiflich erschien jegliche Duldung den verhetzten Gemütern. Im Namen der „englischen Freiheit" wurde die Gedankenfreiheit bekämpft, denn die erstere verlangte, die Papisten zu verfolgen und deren Besitz zu erfassen, seit unter Cromwells Herrschaft solche Verfolgung tatsächlich zu einer gewissen politischen Höhe geführt hatte. Durch Konfiskationen waren viele Ländereien in die Hände „der Heiligen" gekommen, welcher Besitz die Aufstellung

einer großen Armee und Marine ermöglichte. Es erfolgte die Niederlage und Demütigung der Holländer durch die Navigationsakte. Solcher Erfolg schwebte den Anhängern der „englischen Freiheit“ vor, und sie sahen in religiöser Duldung einen politischen Fehler, man machte bessere Geschäfte mit Unduldsamkeit. Jakob II. wurde von seiner Tochter Maria und deren Gemahl Wilhelm von Oranien verjagt.

In Europa mit seinem Heilsgedanken unterlegen, brachte William Penn seine Weltanschauung nach Amerika, wo er sie in Pennsylvanien als „die gesunde Wurzel der späteren amerikanischen Verfassung“ einpflanzte.

Penn machte das Recht auf selbständiges Denken geltend, Locke wagte die Grenzen des menschlichen Verstandes zu ziehen, aber die bedeutungsvollste Gedankenarbeit des Jahrhunderts gipfelte in Newtons wissenschaftlichen Entdeckungen. Es war die große, vorbereitende Revolution der herrschenden europäischen Weltanschauung, die von England ausging.

Die Energie des 17. Jahrhunderts äußerte sich in sechs großen, teils destruktiven, teils konstruktiven Bewegungen. Sie umschreiben den Niedergang des habsburgisch-spanischen Weltreichs, die Zerrüttung Deutschlands, den Aufschwung Frankreichs zu kultureller Hegemonie, den Aufstieg Preußens auf den Trümmern der alten Hansamacht, die entstehende orientalische Frage und den Kampf um die koloniale Vormacht in Asien, Afrika und Amerika.

Gleichzeitig mit diesen weltpolitischen Problemen gebar die Zeit eine geistige Revolution, welche die gesamte Denkarbeit auf neue Basis stellte. Ihre Entdeckungen bilden die Brücke zum Zeitalter der Erfindungen. Es gelang der Kirche nicht mehr, in der geistigen Welt eine zentralisierende, einheitliche Macht zu behalten. Die Glaubenskriege haben vor allem dem Glauben selbst den Krieg gemacht und den Verstand inthronisiert. Dem Rationalismus wird jene Vertrauensseligkeit entgegengebracht, die vorher der kirchlichen Autorität gegolten.

Wie der Segler mit Wagemut die Küstenschiffahrt verließ und, neu erfundenen, wenn auch noch primitiven Instrumenten vertrauend, die hohe See befuhr, bis irgendein würziger Duft die unbekannte, ersehnte Küste ahnen ließ, so wagten sich die Denker des 17. Jahrhunderts vom Gestade der Autorität weg auf den offenen Ozean freien Denkens. Pascals tragische Figur bezeichnet den Übergang, eigentlich das Grauen des Augenblicks, da der

Mensch zum erstenmal mit neuer Erkenntnis seine Größe und seine Kleinheit bewußt betrachtet.

Darum fand Pascal gerade über diese Stellung des Menschen erhabene Worte. Er war Mathematiker und entdeckte schon im Alter von 23 Jahren, daß die Erscheinungen, die man bisher aus dem „horror vacui" erklärte, durch die Schwere der Luft bedingt seien. Dann bahnte er durch das arithmetische Dreieck den analytischen Forschungen neue Wege und begründete die Wahrscheinlichkeitsrechnung (1654). Mit den Jansenisten des Port Royal in Beziehungen getreten, begann er einen philosophischen Kampf gegen die Jesuitenmoral in den „Lettres à un provinciale", die in Köln von 1657 bis 1667 gedruckt wurden und eine ungeheure kulturpolitische Meinungsverschiedenheit heraufbeschworen. Doch stärker auf die Weltanschauung seiner Zeit wirkte René Descartes (1596—1650), der dem Menschheitsproblem in seltsamen Wandlungen gegenübertrat. Von Jesuiten erzogen, lebte er (wie Pascal) als junger Kavalier im Strom der Pariser Vergnügungen. Mit 21 Jahren wurde er Soldat und diente zuerst im protestantischen Heer unter Moritz von Oranien, dann unter Tilly im katholischen Lager. Der Grundgedanke seines Systems soll ihm als Soldat vor Neuburg an der Donau gekommen sein. Dort kam er einer Verbindung der Algebra mit der Geometrie auf die Spur und gelobte der Jungfrau Maria eine Wallfahrt nach Loreto, wenn sie ihn bei seiner Forschung unterstütze. Fünf Jahre später erfüllte er sein Gelübde. „Was klar und bestimmt konzipiert wird", sagte er, „ist wahr"; der Phantasie mißtraute er als einer Närrin („la folle du logis"), verleugnete die Ergebnisse der Intuition und sagte mit siegreicher Nüchternheit: „Ich denke, also bin ich."

Sein Determinismus war Thomas Hobbes nicht fremd; allein in England wurde die Richtung des Utilitarismus zweifelloser genommen. Die Frage: Verzicht oder Nichtverzicht auf irdische Güter, auf Selbständigkeit des Urteils suchte man zu vereinfachen. Denken sei rechnen, lehrte Hobbes, rechnen mit Vorstellungen. Erlaubt ist, ja nützlich ist, was gefällt — und es gefällt, was mit den Gesetzen des Seins vereinbar ist, was das Leben als Leben verlangt, was der Verstand des Verständigen sieht. Diesem Vermögen zog Locke die natürlichen Grenzen. Damit vollbrachte er eine sehr große Tat. Doch in seiner durch die Umstände gegebenen Kampfstellung verlor Locke aus dem Auge, daß dieses Denkvermögen, diese Urteilskraft des Menschen keine ihm von Anbeginn verliehene Eigenschaft ist, sondern erst langsam

durch die Kultur herangebildet wurde und sich immer wieder durch die magischen Erlebnisse der Intuition bereicherte.

Im 17. Jahrhundert entstand der deutsche Idealismus; Leibniz gilt für dessen „philosophischen Vater“. Zwar ließ er das Prinzip gelten, das die französischen und englischen Denker im Kampf gegen wilde Phantasterei aufgestellt, und nimmt mit jener die Erfahrung als Quelle der Erkenntnis an. Er hält die Empirie, die Kette der Erfahrungen, für durchaus notwendig. Als gemäßigter Rationalist erklärt er, die Erfahrung enthalte schon den Intellekt, und sagt, daß wir empirisches Wissen haben, wenn wir etwas ohne Einsicht in die Verknüpfung der Dinge erfahren. Dann ergänzt Leibniz, was jene Denker in ihrer Kampfstellung gegen abstraktes Spintisieren unvollendet ließen, indem er dem Wesen der Erfahrung selbst nachspürte. Die Frage, was denn eigentlich Erfahrung sei, beantwortete er dahin, sie sei ein Erzeugnis des Denkens auf früher Entwicklungsstufe. „Unser eigenes Seelensein kennen wir durch innere Erfahrung. Die logische Notwendigkeit ist kein Erfahrungsinhalt, kein Produkt der Wahrnehmung oder Induktion: die Sinne gewähren nur individuelle Wahrheiten, und aus dem, was geschehen ist, folgt nicht, daß es immer geschehen muß.“ (Leibniz, Nouveaux Essays. Préf.)

Darum ergänzt er Lockes Satz: „Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu“ durch den Zusatz: „Excipe: nisi intellectus ipse.“ Für Leibniz war die Substanz oder Materie nicht ein Aggregat lebloser Atome, sondern bestand nach seiner Anschauung aus geistig beseelten Einzelwesen, von ihm Monaden genannt — d. i. „wahre Atome“, denn der deutsche Philosoph war anfangs Atomist. Er nahm an, daß ein Zusammenwirken der Monaden in dieser Welt durch eine vorausbestimmte (prästabilierte) Harmonie erklärt werden kann, und diese Annahme führte oder verführte ihn zu dem Glauben, diese Welt sei die bestmöglichste aller Welten. „Seele und Leib gleichen zwei Uhren, die so eingerichtet sind, daß ihr Gang für alle Zeiten ein übereinstimmender ist.“ Deshalb gehen psychische und physische Prozesse einander parallel, und Gott hat beiden eine Natur verliehen. Den Ausdruck der „harmonie préétablie“ gebrauchte Leibniz zuerst (1696) in einem Brief an einen französischen Philosophen; er soll von Lamy stammen. Auch eine Harmonie zwischen dem „Reich der Natur“ und dem „Reich der Gnade“ sah Leibniz, „so daß alles aufs schönste, beste und gerechteste geordnet sei“.

Aus solchem optimistischen Idealismus ging die nachmalige Andacht von der Natur hervor, die das Denken des 18. Jahr-

hunderts als unbedingt weise verehrte. Manche neueste Forschung begeht ähnlichen Weg, wenn sie behauptet, ein Nachgeben den Wünschen der Natur gegenüber, ein Sichbequemen an ihre Richtungslinien biete das sicherste Glück, denn niemals hat es sich bewährt, wenn man ihr trotzte.

„Das Glück des Menschen wird leicht mit dem Gefallen verwechselt, den er darin findet, den ewigen Gesetzen der Natur zu dienen.“ Mit diesem Satz kehrt Bernard Grasset nach langem Umweg zu der Anschauung des 17. Jahrhunderts zurück, und auch die modernste Biologie, d. i. Lebenskunde, sucht die Einigkeit des Lebenwollens und Kulturwollens zu fassen. Sie erkennt wahre Kultur im organischen Zusammenhang mit dem Leben. Was kulturmörderisch ist, geht gegen die prästabilierte Harmonie, gegen den vorgesehenen Einklang von Kultur und Leben. Die Welt ist dann nicht mehr die beste, sondern die schlechteste der Welten, was kulturfeindlich wirkt, vergreift sich an den Gesetzen des Lebens.

Die Harmonie als ethisches Prinzip betonte im Sinne der Renaissancephilosophie der englische Philosoph Shaftesbury, der auf seinen Reisen (1687—1698) mit Leibniz, Bayle und andern Denkern des Festlands in Verkehr trat. Seit den Zeiten der Königin Elisabeth war die wissenschaftliche Ausbeute des englischen Denkertums in ununterbrochenem Aufstieg trotz der fortgesetzten religiösen und politischen Wirren. Eine schier unabsehbare Reihe von Charakterköpfen — Philosophie, Geschichte, Sprachenkunde, geographische und naturwissenschaftliche Forschung, alles wird einbegriffen und eingekreist, seit Francis Bacon das Universelle der Wissenschaft betonte und das Buch mit dem verglich, was dem Engländer am teuersten sei, mit dem Schiff. Wie das Schiff Meere durchfurcht, so schwimmt das Buch auf dem Ozean der Zeit, mit Schätzen beladen, und verbindet das Fernste. So wird die Majestät des Buches im Zeitalter der allgemeinen Majestätsverehrung betrachtet.

Von großem Wert für die englische Geistesarbeit ist es jedoch gewesen, daß es nicht ausschließlich Buchverehrung war, die sie beseelte. Die englischen Gelehrten gehörten nicht in die Reihe weltfremder Stubengelehrter, sondern waren Männer, die auf Reisen gingen, die irgendwie praktisch im Leben standen und gewohnt waren, in lebendiger Diskussion, im Gespräch der „Wits“ untereinander ihre geistigen Waffen zu schleifen. In solchen Gesprächen machte Thomas Hobbes (1588—1679) „aus der Mode

Methode“, erklärte das Unkörperliche für wesenlos und verspottete das Hexentum, das sich vor seinem Geist in Dunst und Wahn auflöste. Er ist der Vorläufer Lockes und Kants, in seiner Arbeit liegen die Keime späteren Denkertums. Mit der Gottheit fand er sich damit ab, daß er in ihr „die verborgene erste Ursache einer Bewegung der Materie“ sah. Thomas Hobbes ist der Theoretiker, der Philosoph des Absolutismus. Als unerbittlicher Gegner des Puritanertums gab er „Die Elemente der Philosophie über den Bürger“ heraus zur Zeit der ausbrechenden Revolution (1642), zwei Jahre nach der Enthauptung des Königs erschien sein „Leviathan, Stoff, Form und Autorität der Regierung“. Streng monarchisch gesinnt, meinte er, nur ein Leviathan der Einheit könne den vielköpfigen Drachen der Zwietracht besiegen. Damals lebte er in Frankreich als Erzieher des künftigen Königs Karl II. Unter den Menschen herrschte nach seiner Ansicht der Krieg aller gegen alle bis zur Unterwerfung aller unter die absolute Macht eines Herrschers. Durch diese „Übertragung des Naturgesetzes auf die Menschenwelt“ wollte er „die Ordnung“ herstellen, die Macht des Herrschers zunächst über Parlament und Parteien. Als der Theoretiker bei der praktischen Ausdeutung seiner Lehre mit den Anhängern des Prätendenten in Streit geriet, kehrte er nach London zurück, wo ihm Cromwell einen Ministerposten anbot, denn die Republik war unterdessen auch autokratisch geworden, und dem Lord-Protektor paßte ein Philosoph ausgezeichnet, dessen Lehre den religiösen Glauben der Staatsgewalt unterwarf. Der Staat habe zu bestimmen, was geglaubt werden solle; was darüber hinausgehe sei Aberglauben. So hatte die „ratio status“, die den zweiten Teil des Jahrhunderts, wie wir gesehen haben, beherrschte, an Hobbes einen energischen Vorfechter. In den zahlreichen Gesprächen, die zwischen den gelehrten Köpfen in den Tavernen und den Vorzimmern der Mächtigen die geistige Seite des politischen Lebens behandelten, wuchs die Politik zu einer Wissenschaft und hörte auf, wie Hobbes meinte, „eine Seiltänzerkunst“ zu sein.

Jenseits wie diesseits des Kanals eröffnete das 17. Jahrhundert ein Reich der Konversation. Ein solches ist nur möglich, wenn ihm der Begriff der „société polie“ vorangegangen ist und die Begriffe des „honnête homme“, sowie des „gentleman“ so weit gefestet haben, daß mit ihnen als einem bestimmten Persönlichkeitstypus gerechnet werden kann. Die Kunst der Konversation stand der Gelehrsamkeit Pate, und der fortschrittliche Geist des Jahrhunderts erstarkte im klugen Gespräch. Er wurde auch ge-

reinigt von den Schlacken der Pedanterie, denn im Gespräch ist die Angst vor der Lächerlichkeit viel größer, als wenn jemand einsam über die Schrift gebeugt seinen Schrullen ungehemmte Freiheit läßt. In der Konversation macht sich das absolute Bedürfnis geltend, die Gedanken klar, gut verständlich, unmittelbar überzeugend zu fassen. Witz entzündet sich an Witz und verbrennt spielend den Wust der Phrase, die Spitzfindigkeiten des Pseudogelehrtentums und die papierenen Schnörkel der Pedanterie. Er spottet jene Mentalität hinweg, die noch König Jakob I. gefangenhielt in seinen Schriften über die Hexen und gegen den Tabak, und die aus den Büchern der damaligen Theologen sprach. Wenige Jahrzehnte später — der scharfe Geist eines Locke wagte den wichtigsten Zweifel auszusprechen, den Zweifel an der unbegrenzten Verstandeskraft des Menschen. In dem „Essay concerning human understanding" behauptete er, daß die Verstandestätigkeit nur in den ihr eigentümlichen Schranken verlaufe. Der Mensch wird psychologisch an den rechten Platz gerückt, in seine Kleinheit eingesetzt, wie Newtons Entdeckungen ihn an den rechten Platz im Weltsystem rücken. Mit diesen Lehren wurde John Locke (1634—1704) der Begründer des englischen Empirismus und zugleich Urheber einer sorgfältigen Forschung in der empirischen Psychologie.

Unter den deutschen Denkern regte er die bedeutendsten Schriften eines Leibniz an, im folgenden Jahrhundert fußten Voltaire und Condillac auf Lockes Lehren. Je mehr sich der Mensch seiner Kleinheit bewußt wird, desto stolzer erhebt er sich in seiner Größe, die er trotz dieser Kleinheit gewann, auf seine erstaunliche Schöpferkraft. Leibniz und Descartes übersehen Welten der Erkenntnis im Flug, von der Vogelschau aus, die noch nie also gesichtet worden. Ein Weltfriede der Geister, eine allgemeine Abrüstung der theologischen schweren und kostspieligen Rüstungen schwebte den großen Häuptern der Barockwissenschaft vor. Sie berechneten richtig, welche Ersparnis an Geistes- und Gemütskräften solche Abrüstung bringen würde und wie diese Ersparnisse dem eigentlichen Wohl des Menschen zugute kämen. In der politischen Bewegung war Locke der erste philosophische Vertreter des modernen Konstitutionalismus; er verteidigte in „Two treatises of government" (1690) die zugunsten Wilhelms von Oranien vollzogene Revolution und deren repräsentative Verfassung, — auch ein Erbstück der dekorativen Zeit. Dies Werk klingt nach in Montesquieus Schriften, und seine Gedanken über Erziehung kehren wieder in Rousseaus Emil.

Um einer Weltanschauung gerecht zu werden, muß man stets umherblicken in der Zeit ihrer Entstehung und Rückblicke tun, um zu erfassen, gegen wen und was diese Weltanschauung gerichtet war, welchen Drachen es zu bekämpfen galt und was für Waffen dazu dienen konnten, gegebenenfalls, welche Hundemeute dressiert werden mußte, das Ungeheuer zu fangen und an der schwachen Seite zu packen, aber schließlich doch genau wie die Meute der Gefahr ausgesetzt war, sich zu überpurzeln und von der Überkraft des Drachen zerquetscht oder zerrissen zu werden.

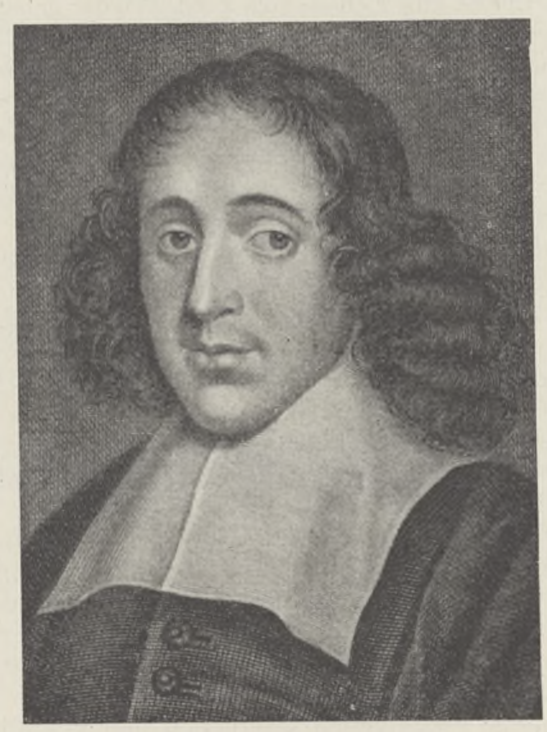
Siegreicher Kampf mit dem Drachen höchst verderblicher Voreingenommenheit, mit einem Teufelsglauben, der allmählich die Stelle des Gottesglaubens usurpierte, mit tollen Sabbatsgeistern, mit dem Fanatismus beschränkter Intoleranz gibt der Geistesarbeit des 17. Jahrhunderts bleibenden Wert, was immer an einzelnen wissenschaftlichen Ergebnissen, die damals ernst genommen wurden, heute überwunden erscheinen mag.

Die Majestät von Denkern wie Hobbes, Descartes, Leibniz, Locke und deren Kreis liegt in der Universalität ihres Strebens und in einem ihnen allen gemeinsamen Wunsch, den Adel des Menschen zu behaupten und die Menschheit zum Adel zu erziehen durch höhere Vergesellschaftung, die ordinären Streit ausschließt. Ihr Ideal war das Ideal sehr gebildeter großer Herren, die sich erkühnen, ebenso international wie interkonfessionell zu sein und bewußt mit ihrer Persönlichkeit die Menge überhöhen. Zu ihrer Majestät gehört die Gelassenheit, die sie dem tiefen Erleben der Antike, ihrer geistigen Heimat, verdanken. Fern von dem schwerfälligen Zitieren und mißverstandenen Nachbeten des Aristoteles lassen sie die großen Griechen und Lateiner frei auf sich wirken und entdecken bald bewußt, bald unbewußt aufs neue das Vornehmste, das der Kulturmensch an philosophischer Kultur erreicht hat, die klassische Ruhe der Stoa. Diese Erkenntnis halten sie dem leidenschaftlichen Wirrwarr aller Arten des Streites entgegen.

Sie waren die letzten Gelehrten, die einander wirklich gut in lateinischer Sprache verstanden und durch das Latein in ihren geistigen Konzeptionen vernünftige Geburtshilfe erhielten, wiewohl die Großen unter ihnen bereits meisterlich die eigene Sprache beherrschten und schrieben, sowie sich in der neuen Welt- und Diplomatensprache, dem Französischen, auszudrücken verstanden. Dies bereicherte den Denker und gab ihm ein Gefühl königlichen Herrschertums.

Auch standen die berühmten Denker des 17. Jahrhunderts nicht

abseits vom äußeren Geschehen, sondern nahmen, wo sie konnten, Gelegenheit, praktisch auf dasselbe einzuwirken. Shaftesbury war Staatsmann und einigemal Minister, Locke war mit ihm befreundet und diente als Hofmeister in seinem Haus, Hobbes war Prinzenerzieher und Staatsmann, Descartes Soldat und Freund einer schöngeistigen Königin, Leibniz stand in geselligem



Spinoza.
Nach einem Stiche von H. Lips.

und schriftlichem Verkehr mit Preußens „philosophischer" Kurfürstin und deren Mutter. Er wurde oft zu diplomatischen Aufträgen verwendet. Spinoza hatte als Brillenschleifer Verkehr mit den Gelehrten, die Linsen brauchten für ihre neuerfundenen Instrumente, und sein Handwerk verband ihn ganz natürlich der gelehrten Diskussion.

Daß William Harvey endlich mit Sturmwehen in die veraltete und groteske Medizin fuhr, indem er den großen und den kleinen Blutumlauf feststellte (1619), daß Descartes diese Lehre (1630) anatomisch begründete und den idealen, hilfreichen Arzt träumte,

steht in segensreichem Gegensatz zur Tätigkeit jener leider nie ausgestorbenen Amtsärzte in hohen Würden, die hervorragende Menschen, wie der Leibarzt Ludwigs XIII. in einem Gutachten Richelieu, für „minderwertig" erklärten oder, wie die Würzburger Ärzte in den großen Hexenprozessen, jeden Unsinn mit amtlicher Weisheit bestätigten.

An allen Ecken und Enden wird geistig Feuer gelegt, um alten Plunder auszubrennen und Luft für das Wachstum jungen Wissens zu schaffen. Darum dilettierten alle Denker gern auf praktischem Gebiet, im Reich der Mathematik und Physik, im Konstruieren von Apparaten, in der Medizin oder der werktätigen Politik, wie Grotius, Puffendorf, Leibniz und die englischen Philosophen. Sie waren alle ähnlich universal und olympisch wie ein Jahrhundert später Voltaire und nach ihm Goethe.

Brieflicher Verkehr, den die verbesserten europäischen Postverhältnisse ermöglichten, wurde bedeutsam für die Gelehrtenwelt, bot wertvolle Anregungen und baute die völkerumspannenden wissenschaftlichen Pläne aus, die der gesamten Weltanschauung das veränderte Gepräge gaben. Es entspannen sich denkwürdige Korrespondenzen. Dahin gehört jener lange, langmütig freundliche Briefwechsel zwischen Leibniz und Bossuet, dem berühmten Hofprediger Ludwigs XIV. Er zielte darauf ab, die Möglichkeit einer Vereinigung der Kirchen zu erwägen, damit der klaffende Riß geheilt werde, der durch Europa ging und den Dreißigjährigen Krieg mit allen seinen Greueln verschuldet hatte. Der französische Prediger und der deutsche Philosoph wandten viel Mühe auf, und ihre Briefe sind äußerst belehrend für den geistigen Zustand der Zeit und für die aufrichtige Sehnsucht nach einem einigen Europa.

Infolge dieser bedeutenden brieflichen und mündlich weitergeführten Zwiesprache kam Leibniz wohl auf den Gedanken oder befestigte ihn, wenn er ihn schon gehegt hatte, eine Universalsprache zu schaffen, in der die Bedeutung einzelner wichtiger Worte festgelegt werden sollte, um den ewigen Streit um Worte, die ständige Begriffsverwirrung durch sprachliche Mißverständnisse zu vermeiden.

Spinoza, der Jude, Leibniz, der Protestant, Bossuet und andere katholische Gelehrte träumten im Grunde von demselben Ziel, von einem Ende des müßigen Haderns, von einem Aufhören der europäischen Zerrissenheit, von einem Sichbesinnen des Menschen auf den Menschen, auf Humanismus und Humanität. Ihnen lag das W i e d e r e r l a n g e n e i n e r s i c h e r e n W e l t a n-

schauung am Herzen, sei es im Namen philosophischer Denkweise oder priesterlicher Harmonie, sei es im Namen der jungen Wissenschaft, da es nicht mehr möglich schien, mit der alten Naivität den Menschen als ewig unmündiges Mündel eines Gottes zu denken, der sich unentwegt, persönlich und kleinlich, oft mit sichtlicher Ungeduld, in die Angelegenheit dieses Mündels mischt, unter Umständen auf dem Wege des Mirakels.

Die Denker sind in die neue Gedankenrichtung gedrängt, die den Menschen für mündig und verantwortlich erklärt und in der eigenen Verstandestätigkeit den Mentor sieht. Sogar der als „Erzmaterialist“ bald vergötterte, bald gebrandmarkte Hobbes ging von ähnlichem Denken aus und ersann einen ebenso edlen Traum von der höheren Vergesellschaftung des Menschen, die tatsächlich zu erreichen wäre, wenn er sich loslöste von dem alten Plan, auf dem er „niedrigstehend, einsam, häßlich, tierisch und kurzfristig“ lebe und sich einer neuen, von diesen Hemmungen befreiten Gesellschaftsordnung, „social contract“, einfüge als wahrer Kulturmensch.

Durchaus kosmopolitisch standen die führenden Philosophen keiner wissenschaftlichen Errungenschaft fern und suchten, von bahnbrechenden Beobachtungen und Erfindungen angeregt, überall das natürliche Gesetz, um das Leben der Nationen zu regeln. Der gesunde Menschenverstand, der in ihren Erwägungen nun triumphierend hervorbricht und die Weltanschauung bedeutsam modelt, schien sich eine Zeitlang Bahn zu schaffen und der europäischen Entwicklung neue Wege zu weisen. Aber der deutsche Übersetzer von Hobbes Schriften, Ferd. Tönnies, der in London (1889) aus bisher ungedruckten Handschriften „The elements of law, natural and politic“ herausgab, bemerkt melancholisch, wie bedauernswert man in der Gegenwart von jenem ersten Weg des gesunden Menschenverstandes abgewandert sei, woraus unvernünftige Kriege und die ebenso unvernünftigen, wieder kriegsschwangeren Friedensverträge sich erklären ließen. Nach dem Beispiel und in der Führung von Hobbes ging die klare Betrachtungsweise des 17. Jahrhunderts in ihren sozialpolitischen Gedankengängen hauptsächlich von Thukydides aus (vgl. Bd. III, S. 85ff.), dessen Werk über den Peloponnesischen Krieg Hobbes für seinen Schüler übersetzt hatte und dessen psychologisch geschärfte Einsicht in politische Ursache und Wirkung unübertrefflich ist und für alle Zeiten gültig wirkt. Thukydides stellt aber nur die Dinge fest und vermeidet, Schlüsse zu ziehen. Der Übersetzer machte sich daran, auf seine Art

Schlüsse zu ziehen in der Meinung, dadurch erzieherisch zu wirken. Diese von dem athenischen Historiker angeregten geschichtlichen Erwägungen und philosophischen Betrachtungen hatten ein großes Schicksal im kulturpolitischen Werden der



Die Sonne.
Kupferstich aus „Description de l'Univers"
von Manesson-Mallet.

Völker, denn die Gedankenarbeit ging davon aus, sowohl die Regierenden als die Regierten aufzuklären, die einen von ihrem demütig törichten Untertanenverstand zu erlösen, die Fürsten aber zu Weisen auszubilden, die mit priesterlicher Weisheit ihr hohes Amt zu versehen imstande wären. Aber das Ergebnis fiel anders aus, als es die Philosophen vorgesehen. Die Regierenden wurden nicht viel klüger und die Regierten erst recht nicht. Letztere wurden nur bewußt und bewußter unzufrieden, bis sie

es wagten, Amerikas Unabhängigkeit ins Auge zu fassen und das Ende des französischen Absolutismus.

Dies alles bereitete sich geistig vor, während auf hohen Rotstöckeln und unter den „Millionen Locken“ der großen Perücken, unter Floskeln und Schnörkeln „alleruntertänigst ersterbend“ der Hofkanzleistil und die Kabale blühten. Ein ungeheuerliches System von Intrigen, Durchstechereien, Vorurteilen warf Netz über Netz auf das Haupt des absoluten Monarchen, den die Philosophen umsonst mit ihren Systemen zu befreien suchten. Der scheinbar Selbstherrliche lag in unsichtbaren Ketten und mit ihm die Gerechtigkeit, die er schützen sollte. Er wird zur tragischen Figur, dieser König der dekorativen Zeit, dessen äußerster und letzter Glanz sich organisch und notwendig durch das Sonnenkönigtum Ludwigs XIV. ausgesprochen hatte ... und seltsam, mit einem Anklang der altorientalischen Fürstenwürde in diesem stolzen Titel. Waren nicht Ägyptens heilige Könige, Persiens Herrscher, Chinas Fürsten „Söhne der Sonne“? Galt nicht der Sonnengott als Vater der Dynastie? Mit diesem Symbol drückte sich auch noch in Europas 17. Jahrhundert die Sehnsucht aus, die das Königtum zu solcher Würde erhob. Wie eine Sonne sollte es die Mächte der Finsternis, des unklaren, ungerechten, leicht verbogenen Rechts kraft der Majestät besiegen durch das vom Himmel selbst erborgte Licht der Gerechtigkeit.

Als Inbegriff des Rechtsbewußtseins, als ein Gestirn, von dem die notwendigen und heilsamen Gesetzlichkeiten ausgehen, wurde, solange der Absolutismus ein Glaube blieb, der Monarch empfunden und mußte sich selbst empfinden, wenn er sich ernst nahm. Das tat der Sonnenkönig und drückte seinem Jahrhundert den Kulturstempel auf. Allein er blieb Mensch trotz der verlangten Vergötterung und zitterte schließlich vor der höchsten Instanz eines überirdischen Königs, als die großen Prediger, wie Bossuet, an seiner Unfehlbarkeit rüttelten und ihn für einen Sünder erklärten, ja es wagten, ihn aus den Armen eines geliebten Weibes zu reißen kraft ihres Anathemas, wie es alttestamentliche Propheten getan, als David schwach geworden in den Armen Bathsebas.

In die Bresche der absoluten Königswürde, die geistliche Kritik mit kühner Kanzelrede geschlagen, drang mit raschem Schritt die weltliche Kritik des Herrschers. Philosophen, Historiker, Dichter, Weltleute folgten den Bußpredigern. Das Königtum stand mit einemmal der Kritik offen; noch war es grundsätzlich

gottgewollt und von Gottes Gnaden; aber die Philosophen begehrten mit lauter Stimme die Reform, sie hielten an der Schwelle des neuen Jahrhunderts dem absoluten Herrn den Regentenspiegel vor, damit er ein „aufgeklärter Fürst“ werde.



Inhaltsverzeichnis.

Band 13:

Gesellschaft und Sitte (1600—1700).

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Band 14:

Die Kunst, der Gedanke und das Leben im 17. Jahrhundert.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Farbtafeln:

Ferner etwa 200 einfarbige Abbildungen im Text.

